Österreichisches Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert

Digitized by Google

STANFORD U
LIBRAR

Oesterreichisches

Jahrbuch.

österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Neunter Jahrgang.

Wien, 1885.
eichischen Volksschri[illegible]ines.
Kanzlei: I. [illegible] 12.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

geleitet und herausgegeben

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Neunter Jahrgang.

Wien, 1885.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 04 1985

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky in Wien.

Digitized by Google

Kärntens Huldigung

zur

Ankunft Ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheiten
des Kronprinzen und der Kronprinzessin

am 10. Juli 1884.

Ein jedes Herz schlägt Euch entgegen,
Erlauchter Herr, vieledle Frau,
Es strömt das Volk auf allen Wegen
Von Berg und Thal herbei zur Schau.

Dich Kronprinz Rudolf grüßt auf's neue
Gar mancher wohl mit Herz und Hand,
Denn Dein gedenken ja in Treue
Seit vielen Jahren Stadt und Land.

Theresiens Gedächtniswehe
Hast Du, ein Knabe noch, verklärt
Und Dich in ihrer Enkel Reihe
Als Würdigster schon da bewährt.

Du kennst uns schon, wir dürfen's wagen
Zu zählen Herr auf Deine Gunst,
Denn Dir zur Freude siehst Du ragen
Das Haus der Wissenschaft, der Kunst.

Digitized by Google

Doch Eurer harrten wir mit Bangen,
Erhab'ne Herrin Stephanie,
Wie sehnsuchtsvoll auch das Verlangen
Vor Euch zu beugen unser Knie.

Da traten wir zu Eurem Bilde
Und sprachen: Sieh, der frohe Sinn,
Der Ernst, die anmuthreiche Milde,
Auch Ihr Theresiens Enkelin.

Nicht Schätze mehr, wie einstmals, hüten
Im tiefen Schacht die Berge hier,
O nehmt darum mit ihren Blüthen
Vorlieb, mit unerkaufter Zier!

Mit dieser Sonne heiter'm Scheinen,
Dem Blick in's Land, so reizevoll,
Mit uns'rer Herzen treuem Meinen,
Mit uns'res Lieb's bescheid'nem Zoll.

Heil Habsburgs altem Fürstenstamme
An Lieb der Völker keinem gleich,
Begeistert lodert heut' die Flamme
Um Euer Haupt, jung Österreich!

So seht es huld'gend Euch zu Füßen
Das gute Volk aus Kärntens Gau,
Und Euer Lächeln, Euer Grüßen
Steig' nieder dann wie Segensthau.

Xaver Mayrhofer von Grünbühel.

Protocoll

über die Dienstag den 29. April 1884 Nachmittag 5 Uhr im grünen Saale der kaiserl. Academie der Wissenschaften stattgefundene

XXXVII. General-Versammlung des österr. Volksschriften-Vereines in Wien.

Seine Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert als Vereins-Präsident leitet die Versammlung mit folgenden Worten ein:

Hochgeehrte General-Versammlung!

Ich erkläre die heutige General-Versammlung für eröffnet und erlaube mir das Programm der 37. ordentlichen General-Versammlung mitzutheilen.

(Der Präsident verliest sodann die einzelnen Punkte der Tagesordnung und fährt fort:)

Bevor ich an die Ausführung der Tagesordnung schreite, erlaube ich mir der hochverehrten Versammlung mitzutheilen, daß wir heute in der Zeit gedrängt sind, da bereits, wie Sie sehen, große Vorbereitungen für eine andere Versammlung, nämlich die der k. k. geographischen Gesellschaft getroffen wurden und diese mit ihrem Arrangement noch nicht fertig ist. Ich bin diesfalls ersucht worden, dafür zu sorgen daß wir um ½7 Uhr fertig sind, und möchte ich mir folgenden Modus vorzuschlagen erlauben, nämlich: daß die Wahlzettel bereits jetzt abgenommen werden, daß dann der Vortrag des Rechenschaftsberichtes der Direction über die Leistungen des Vereines und die Gebarung mit den Vereinsmitteln angehört werde und die Beschlußfassung über letztere erfolge, weil hiebei alle anwesend sein müssen; daß aber unmittelbar darnach die bereits eingesammelten Zettel den Herren, welche so gütig sein werden für das Scrutinium zu sorgen, übergeben werden.

Ich bitte sonach die Stimmzettel austheilen zu lassen. (Ist bereits geschehen.)

Es ist wohl bekannt, daß es jedermann freisteht andere als die auf dem Stimmzettel bezeichneten Herren zu wählen und daß diese Zettel dazu bestimmt sind, vorausgesetzt daß Ihnen die Namen conveniren, diejenigen welche nicht gewünscht werden durchzustreichen und zehn Namen stehen zu lassen, oder

Digitized by Google

ebenso viel Namen hinzuzufügen, da es sich eben um die Wahl von 10 Ausschuß-mitgliedern handelt. Ich bitte die Herren, dies in der Weise zu thun, und werden jene Herren, welche nachträglich kommen, um den gleichen Vorgang ersucht werden, damit nach meinem Vortrage bereits alles in Ordnung sei.

(Die Versammlung ist mit dem vorgeschlagenen Modus einverstanden.)

Der nächste Gegenstand wäre die Wahl von zwei Verificatoren für das Verhandlungs-Protocoll und ich erlaube mir hierfür die Herren Pfarrer Don Zudrnug und Dr. Riefler vorzuschlagen.

Ich beginne mit dem Geschäftsberichte über die Begebenheiten im Vereine.

Was die Bewegung der Mitglieder betrifft, so haben wir von der letzten General-Versammlung am 26. April 1883 bis zum heutigen Tage den Tod von 10 Mitgliedern zu beklagen, und zwar:

Se. Excellenz Franz Graf Nadasdy, k. k. geh. Rath in Wien.
Ferdinand Gartner, Volksschullehrer in Wien.
Sigmund von Hofmannsthal, Dr. der Med. in Wien.
Johann Nep. Huber, Dr. der Med. in Wien.
Franz Seidl, kais. Rath in Wien.
Leopold Mechtler, Professor in Rudolfsheim.
Otto Mosmayer, Pfarrer in Pulkau.
Joseph Sommer, k. k. Ministerialrath in Pens. in Budapest.
Rudolf Bsteh, k. k. Bezirkshauptmann in Korneuburg.
Marcus Lipold, k. k. Hofrath in Idria.

Ich erlaube mir, die hochverehrte Versammlung aufzufordern, das Andenken der verstorbenen Mitglieder durch Aufstehen von den Sitzen zu ehren.

(Die Anwesenden erheben sich.)

Durch Austritt haben wir 19 Mitglieder verloren, somit im Ganzen 29. Ich muß hier bemerken, daß sich die Austretenden nur in Wien mit Gewißheit constatiren lassen, bei den Auswärtigen ist den Austritt mit Sicherheit anzu-nehmen erst dann möglich, wenn die betreffende Zahlung nicht geleistet wird.

Dagegen haben wir gewonnen und zwar:

durch den Vereins-Präsidenten	2
„ Magistratsrath Anton Böhm	5
„ Reg.-Rath Dr. Proschko	3
„ den päbstlichen Kämmerer und Curat Panholzer .	2
„ k. k. Schätzmeister und Fabrikanten Pollak . . .	12
und durch directe Anmeldung in der Kanzlei	9
	33

Wir sind also, wie im Vorjahre, zu besonderem Danke Herrn Jacques Pollak als demjenigen verbunden der uns die meisten neuen Ankömmlinge zugebracht hat.

Digitized by Google

Was die Thätigkeit im Schooße der Direction und des Ausschusses betrifft, so sind im Solarjahre 1883 folgende Sitzungen abgehalten worden: Von dem Ausschusse: am 20. März, 12. Mai, 16. November und 13. December 1883, — von der Direction: am 20. März, 12. Mai, 20. Juli, 16. November und 13. December 1883, wovon die am 20. März 1883 vom Herrn Vicepräsidenten Dr. Proschko präsidirt, die übrigen unter meinem eigenen Vorsitze abgehalten wurden.

Von besonderen Gegenständen, mit welchen man sich in diesen Sitzungen beschäftigte, wurden, außer denen die ich besonders anführen werde, die Constituirung der Vereins-Direction gleich in der ersten Ausschußsitzung vorgenommen und erschienen in dieselbe gewählt die Herren:

Johann Nep. Waldschütz, k. k. pens. Staatsrathsbeamter.
Dr. Franz Pichler, k. k. Reg.-Rath.
Jacques Pollak, k. k. Schätzmeister und Fabrikant.
Don Gregor Zubrung, Pfarrer in Mariahilf.
Rudolf Brzezowsky, Buchdruckereibesitzer.
Dr. Isidor Proschko, k. k. Reg.-Rath.
V. E. Weitmann, Guts- und Realitätenbesitzer.
Hermann Manz, k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhändler.
Anton Böhm, Magistratsrath.
Franz Dohnel, k. k. Oberrechnungsrath.

In der darauf folgenden Directions-Sitzung wurden sodann die Herren Waldschütz und Dr. Proschko zu Vice-Präsidenten gewählt.

Andere Gegenstände der Behandlung waren: In der ersten Ausschußsitzung vom 11. Mai 1883 lag das Ersuchen des Directors der Knabenhauptschule in Jaroslau Herrn Michael Mekler vor, die Gesundheitslehre für das Volk und den Irrgarten der Erziehung ins Polnische zu übersetzen. Der Ausschuß hat um so weniger Anstand genommen dies zu gestatten, als schon viele Jahre seit dem Erscheinen der deutschen Ausgabe verflossen sind.

In der darauffolgenden Directions-Sitzung wurde ein Antrag von Herrn Regierungsrath Proschko eingebracht, neben dem Jahrbuche einen Kalender mit populären Aufsätzen erscheinen zu lassen. Herr Regierungsrath Proschko unabläßig bemüht die Thätigkeit des Vereines zu erhöhen, hat gewiß in der besten Absicht den Antrag gestellt, der jedoch nach eingehender Berathung von der Direction abgelehnt werden mußte, und zwar zunächst wegen des Kostenpunktes. Die Mittel des Vereines reichen nämlich sehr gut aus, um eine Publication, das Jahrbuch zu besorgen; aber bei der leider von Jahr zu Jahr abnehmenden Mitgliederzahl, namentlich bei dem Hinwegsterben mehrerer Mitglieder denen der Verein außerordentliche Beiträge zu verdanken hatte, würden die Finanzen des Vereines in eine Calamität kommen, wenn neben

*

Digitized by Google

dem Jahrbuche noch ein zweites literarisches Unternehmen gepflegt würde. Ein weiteres Motiv der Ablehnung des bezeichneten Antrages war, daß im Falle, als im Kalender populäre Aufsätze erschienen, dadurch eine Concurrenz des Jahrbuches geschaffen würde, dessen Zweck es ja eben ist, in populärer Weise den Vereinsmitgliedern anregenden Stoff zu geben. Aus diesen Motiven konnte die Direction bei voller Anerkennung der guten Absicht auf den Antrag des Herrn Regierungsrathes Dr. Proschko nicht eingehen.

In der Ausschußsitzung vom 16. November 1883 wurde von Herrn Brzezowsky eine Anregung wegen Vertriebes unserer sehr bedeutenden Büchervorräthe gemacht, die sich im Laufe der Jahre thatsächlich so angehäuft haben, daß der Raum hiefür nicht auszureichen droht. Auf Vorschlag des Magistratsrathes Böhm wurde beschlossen, daß in solchen Blättern, namentlich außerhalb Wien, welche den Tendenzen unseres Vereines gewogen sind, Anzeigen und kurze Besprechungen derjenigen Bücher erscheinen sollen, die sich bei uns angehäuft haben. Der hochwürdige Herr Panholzer hat sich erboten, diese Besprechungen zu verfassen und zugleich jene Zeitschriften zu bezeichnen, in welche diese Anzeigen und Besprechungen aufzunehmen wären.

In der Kanzlei des Vereines sind im beendeten Geschäftsjahre 156 Numern eingelangt und 160 Schreiben ausgefertigt, sowie 28 größere Bücher-Packete expedirt, die Expedition des Jahrbuches, die Einladungen zu den Sitzungen und andere kleinere Expeditionen besorgt worden. Es wurde auch das Cassawesen in der pünktlichsten Weise geführt, worüber später der Bericht erstattet wird, und es gereicht mir zur Befriedigung, unserem Vereinsbeamten Herrn Georg Fischer sowie dem Herrn Ministerial-Beamten Thomas Bauer das beste Zeugnis über die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, womit sie diese Geschäftsführung besorgen, aussprechen zu können; ebenso erlaube ich mir die Aufmerksamkeit und Genauigkeit unseres Vereinsdieners Burian anerkennend hervorzuheben.

Von Publicationen erscheint seit Jahren das Jahrbuch, nunmehr das achtemal; es ist in den Händen der verehrten Vereinsmitglieder und kann ich mich über den Inhalt desselben kurz fassen.

Begonnen wurde dasselbe mit einem Nachrufe an Weiland Ihre k. und k. Hoheit die durchlauchtigste Erzherzogin-Äbtissin Maria Antoinette Prinzessin von Toscana, durch den Wiederabdruck des Gedichtes, welches Director Adolf Bekk verfaßt hat, ein Gedicht das so recht den Gefühlen Rechnung trägt, die man bei dem Hinscheiden einer so liebenswürdigen und hoffnungsvollen Prinzessin empfinden mußte und, wie die allgemeine ungeheuchelte Theilnahme bewies, auch allseits empfunden hat.

Der erste Artikel: „Zur Heiraths-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen“ ist von Karl Peez, einem jüngeren Schriftsteller, Zögling

Digitized by Google

der orientalischen Academie, dessen Aufsatz mit Recht die schönsten Erwartungen für seine künftige Laufbahn erregt. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, die Heirathsbedingungen des Hauses Habsburg-Lothringen mit den verschiedenen Dynastien, und insbesondere jene Motive welche zu der betreffenden Verbindung geführt haben hervorzuheben, und die daran sich knüpfenden Erfolge oder eventuellen Nichterfolge zu skizziren. Der Aufsatz hat allgemeinen Anklang gefunden und ist in mehreren Zeitschriften mit großer Anerkennung besprochen worden.

Von Herrn Joseph Ritter v. Taudler ist ein ebenso anspruchloser als sehr ansprechender Aufsatz „Über wenig beachtete Arten der Dichtkunst" enthalten.

Von Herrn Heinrich Ritter von Kopetz ist ein Aufsatz: „Aus der Mappe eines alten Pragers" aufgenommen, in welchem der Genannte seine Gymnasial-Erinnerungen in einer höchst ansprechenden Weise schildert; es sind aber dabei zugleich einige Bemerkungen über das frühere und gegenwärtige Studien- und Erziehungswesen gegeben, die mehr als blos zur Unterhaltung dienen.

Ein Aufsatz, der in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen erregt hat, ist von Dr. M. Much und behandelt die „Älteste Besiedelung der Länder der österreichischen Monarchie durch die Menschen und deren Culturentwicklung." Der Aufsatz ist sehr reich mit Illustrationen ausgestattet und hat, wie ich wiederhole, in den betreffenden Kreisen ungemeines Aufsehen erregt, und dies umsomehr, da der Verfasser gegenwärtig so ziemlich die erste Autorität auf dem Gebiete der prähistorischen Wissenschaft in Österreich ist.

Der folgende Aufsatz von dem Herausgeber ist die Fortsetzung einer bereits in zwei Jahrgängen behandelten Frage.

Es folgen nun einige formgewandte und interessante Gedichte von Eugène Obermayer, sodann, weil das Jahrbuch doch hinter der Feier dieses denkwürdigen Jahres nicht ganz zurückbleiben konnte, „ein niederösterreichischer Gebirgsort 1683" von Ferdinand Just, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg. Dieser Aufsatz behandelt eine ganz neue Seite jener Katastrophe die Rückwirkung auf jene ehelichen Verhältnisse, wo die Türken Weiber fortgeschleppt hatten, ohne daß die Männer wußten, ob dieselben noch am Leben oder zu Grunde gegangen seien. Es wurden dadurch Verlegenheiten geschaffen, wenn ein Ehemann zu einer zweiten Heirath schreiten wollte, wobei die kirchlichen Behörden im Zweifel waren, ob sie ihre Zustimmung hiezu zu ertheilen in der Lage wären. In dem Aufsatze sind nun die Cautelen auseinandergesetzt, die angewendet wurden um hiebei einen Ausweg zu finden.

Das nächste Stück: „Ebbe und Fluth" bringt einige kleine Gedichte von Karl Domanig, welcher schon aus früheren Jahren unseren Mitgliedern auf das vortheilhafteste bekannt ist.

Digitized by Google

„Österreicher in der Ferne" ist eine Rubrik, welche das Jahrbuch die Absicht hat alljährlich vertreten zu lassen. Hier haben wir ein Wiener Kind, welches im Jahre 1848 nach Amerika verschlagen wurde, und es daselbst zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Ecuador und in neuester Zeit zum Besitze der ersten und verbreitetsten deutschen Zeitschrift in Cincinnati gebracht hat. Der Artikel ist auch darum von großem Interesse, weil er auf die Parteiverhältnisse der nordamerikanischen Staaten bedeutsame Streiflichter wirft.

Ich habe bereits bemerkt, daß alle Jahr ein „Österreicher aus der Ferne" zur Darstellung kommen soll und, wie für das heurige Jahrbuch ein Österreicher in Amerika gewählt wurde, so hatte ich für den nächsten Jahrgang einen Österreicher in Afrika im Auge und zwar den Consul Hansal in Chartum. Für heuer wird die Ausführung dieser Idee leider in's Wasser fallen, weil wir seit Anfang des Jahres nicht recht gewußt haben, ob Hansal überhaupt noch in Chartum oder wo er sei. Ich behalte mir aber doch vor die hochinteressante Geschichte Hansals, die er mir hoffentlich zur Verfügung stellen wird, zu bringen. Hansal ist Österreicher, seines Zeichens Schullehrer und sah sich veranlaßt, wenn ich nicht irre, unter Knoblecher das Lehramt aufzugeben; die afrikanische und geographische Gesellschaft erfreut sich sehr instructiver Berichte, die er von Zeit zu Zeit sendet. Wir wollen hoffen daß, wenn auch Chartum fallen sollte, dieser hoch verdiente Mann, der auch im Centrum von Afrika Österreich treu geblieben ist, von den fürchterlichen Söhnen der Wüste geschont bleibt.

Über das historische Bild aus Altwien: „Österreichische Bürgertreue" von Regierungsrath Isidor Proschko will ich kein Wort verlieren, da man ja weiß, in welch unermüdlicher patriotischer Weise unser verehrter Vice-Präsident immer thätig ist.

„Die Todtenschilde" von Dr. Karl Lind sind der Schluß von einer in drei Jahrgängen fortgesetzten Abhandlung über mittelalterliche Grabdenkmale. Für das künftige Jahr wird derselbe Schriftsteller eine Reihe von Aufsätzen über die mittelalterlichen Befestigungen unserer heimatlichen Städte bringen, welche um so dankenswerther sein werden, als diese Denkmale einer denkenswürdigen Vergangenheit bedauerlicher Weise gerade in neuester Zeit mehr und mehr dem Verfalle entgegengehen und zwar aus sogenannten Verkehrsrücksichten, hinter denen aber, wovon sich sehr beklagenswerthe charakteristische Beispiele anführen ließen, höchst eigennützige Motive stecken, z. B. wenn irgend ein Gemeinderath ein Gartenhaus bauen will und ihm dabei die Steine eines sehr interessanten Thores oder eines ähnlichen Objectes sehr zu statten kommen. Es ist dies eine sehr bedauerliche, aber allgemeine Thatsache, und um Ihren Patriotismus nicht zu stark anzugreifen, bemerke ich, daß dies nicht blos bei

Digitized by Google

uns geschieht, sondern auch in Deutschland und der Schweiz, die sich doch einer so hochgradigen Bildung rühmen z. B. in Bern, in Nürnberg ꝛc. ꝛc.

Die Erzählung: „Die Alten und die Jungen" von Joseph Maurer hat vielseitigen Anklang gefunden und wurde, soviel ich weiß, mit Erlaubnis des Verfassers auch anderwärts abgedruckt, was für den Werth derselben spricht.

Bezüglich des heurigen Jahrbuches, welches besonders durch den Much'schen Aufsatz sich auszeichnet, habe ich noch zu erwähnen, daß durch dasselbe dem Vereine neue Mitglieder zugeführt wurden und es ist nur zu wünschen, daß die folgenden Jahrgänge sich auf derselben Höhe erhalten mögen und daß auf diese Weise das Jahrbuch ein Werber für neue Mitglieder werde. Es ist Vorsorge getroffen worden, daß das Jahrbuch auch durch den Buchhandel Verbreitung findet. Ausgebreitetere Bekanntschaft ist schon deshalb nothwendig, weil mir erst gestern mitgetheilt wurde, daß es in der That daran mangelt. Die sehr rührige Firma Kubasta und Voigt welche den Vertrieb eines Theiles des Jahrbuches auf sich nimmt, hat eine Partie davon an eine hiesige Firma abgeführt, wobei sich zeigte daß man dort von unserem Jahrbuche gar keine Kenntnis hatte. Es ist sohin zu erwarten, daß, wenn der buchhändlerische Vertrieb in ein System gebracht wird, unser Jahrbuch eine größere Ausbreitung finden wird, was auch von pecuniärem Standpunkte nur ersprießlich sein kann. Ich werde auch in der Direction den Antrag stellen, und hoffe auf dessen Genehmigung, daß im künftigen Jahre der Firma Kubasta und Voigt förmlich der Commissions-Verlag übertragen wird, was dieselbe dann in die Lage bringt, sich mit den Buchhändlern in eine engere Verbindung zu setzen. Der Ladenpreis wurde natürlich höher gestellt als der Preis für den unmittelbaren Bezug aus der Vereinskanzlei, und dabei auch ein Unterschied gemacht zwischen den Jahrgängen von 1876 bis 1881, 1882 und 1883 und dem letzten Jahrgange 1884, und zwar deshalb, weil die Wahrnehmung gemacht wurde, daß die drei letzten Jahrgänge häufiger begehrt werden und der letzte Jahrgang schon deshalb, weil seine Ausstattung eine so reichhaltige ist.

Die Jahrgänge 1876 bis 1881 kosten in der Kanzlei für Mitglieder 70 kr., im Buchhandel für jedermann fl. 1.
„ „ 1882 und 1883 „ in der Kanzlei für Mitglieder fl. 1.20, im Buchhandel für jedermann fl. 2.
Der Jahrgang 1884 kostet in der Kanzlei für Mitglieder fl. 1.50, im Buchhandel für jedermann fl. 3.

Eine weitere Thätigkeit des Vereines sind bekanntlich die Lesezirkel; diese haben im abgelaufenen Jahre blos um einen zugenommen, und zwar um jenen, welcher im December v. J. im k. k. Garnisonsspital Nr. 15 in Krakau errichtet wurde, so daß wir jetzt deren 26 zählen.

Digitized by Google

An das genannte Garnisonsspital haben wir 162 Bücher in deutscher und 204 Bücher in polnischer Sprache abgegeben; die Bitte, noch weitere Bücher in polnischer Sprache zu erhalten, konnte nicht erfüllt werden, weil unser Vorrath an derartigen Büchern für den Augenblick erschöpft ist.

Zum Schlusse erlaube ich mir einen Gegenstand vorzubringen, welchen die hochgeehrte Versammlung gewiß für den wichtigsten anerkennen wird.

Es ist dies der von dem Ausschuß- und Directions-Mitgliede Herrn Weitmann angeregte Antrag auf Herausgabe von Flugschriften nach dem Muster, wie solche von einem Prager Verein herausgegeben werden. Dieser äußerst anregende Antrag wurde in der Ausschußsitzung vom 16. November 1883 in Berathung gezogen und daselbst beschlossen, ein Comité einzusetzen, welches sowohl das Programm über die Art und Weise der Aufsätze, als auch über die Wahl der Schriftsteller zu entwerfen hatte. In dieses Comité wurden nebst dem Antragsteller als Obmann die Herren Dr. Proschko, Panholzer, Brzezowsky und Böhm gewählt.

Über Vorschlag des Vereins-Präsidenten wurde als erster Gegenstand eines solchen populären Stoffes die Arbeiterfrage gewählt, aus Motiven, die ich wohl nicht nöthig habe, näher zu erörtern.

In der Sitzung vom 13. December fand die Berathung des Gegenstandes über die von dem eben genannten Comité gemachten Vorschläge statt. Nach Antrag des hochwürdigen Herrn Panholzer wurde beschlossen, das vom Präsidenten angeregte Thema beizubehalten und diesen sehr ausgedehnten Stoff partienweise und zwar in erster Linie die Eigenthumsfrage zu behandeln.

Für diesen Zweck wurde eine Preisausschreibung veranlaßt und zwar mit der Prämie von 50 fl. und der Termin mit 15. Februar 1884 bestimmt. Zugleich wurde ein Collegium von drei Censoren gewählt, welche die einzuliefernden Arbeiten zu prüfen hätten. In dieses Comité wurden die Herren Feldbischof Dr. Grusch a, Professor Fliedl und Professor Karl Krückl gewählt. Bis zum angesetzten Termine ist jedoch nur eine einzige Arbeit eingelaufen und zwar von Rudolph Freih. v. Maudorff, Professor in Innsbruck, unter dem Motto: „Ist das Eigenthum Recht, Unrecht oder Pflicht?“ Die vorläufige Prüfung im Schooße der Direction hat gleich gezeigt, daß die Arbeit wohl sehr schätzenswerth sei, daß sie aber dem Programme nicht entspreche, weil sie im Tone zu wissenschaftlich und nur für höher Gebildete und mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstete Leser berechnet sei, also gerade nicht für jenes Publicum paßte, für welches die Arbeit beabsichtigt war, nämlich für die arbeitende Classe, für jene, welche belehrt werden sollen. Ein zweiter Mangel der Arbeit war, daß gerade jener Gesichtspunkt, der im Programme hervorgehoben wurde, darin nur gestreift war. Es mußte daher die Arbeit dem Herrn Verfasser mit dem

Digitized by Google

Ausdrucke des Dankes, aber zugleich mit dem Bedauern zurückgestellt werden, daß sie dem angestrebten Zwecke nicht entspreche.

In der Directions-Sitzung vom 18. März wurde nun der Beschluß gefaßt, eine neue Preisausschreibung mit dem erhöhten Betrage von 100 fl. und dem erweiterten Termine bis Ende Juni d. J. zu veranlassen und sind wir in Erwartung, was diese Preisausschreibung für ein Resultat haben wird. Ich erlaube mir zur näheren Aufklärung den Wortlaut des bezüglichen Programmes vorzulesen:

Die Arbeit muß in christlich-conservativem Geiste geschrieben und nach folgenden Gesichtspunkten behandelt sein: 1. Rechtsbegriff des Eigenthums, aus der Stellung des Individuums im Gemeinwesen abgeleitet. — 2. Rechtstitel für den rechtlichen Erwerb des Eigenthumes, und zwar in erster Linie: Arbeit (geistige und physische Arbeit) und Sparsamkeit; dann Erbschaft und Schenkung (christliche Charitas). — 3. Der Ständeunterschied in Folge der verschiedenen Arbeitsthätigkeit und Sparsamkeit; Nothwendigkeit der Ständeunterschiede. — 4. Die Folgen der Ignorirung dieser Grundsätze (Hemmung des Fortschrittes in geistiger und gewerblicher Hinsicht. Aufhören aller großen Unternehmungen, des Weltverkehres, der Erfindungen, Massenverarmung, Diebstahl, endlose Streitigkeiten, Verfall der Ordnung). Die Form der Abhandlung muß populär sein und soll den Raum von drei Druckbogen Groß Octav nicht überschreiten.

Der Termin zur Einsendung ist Ende Juni d. J. und hat an die Kanzlei des österreichischen Volksschriftenvereines, Wien, I., Salvatorgasse 12, zu geschehen unter den üblichen Formalitäten (ohne Namen mit einem Motto; Name und Adresse in einem Couvert, welches an der Außenseite dasselbe Motto trägt.) Der Ehrenpreis für die beste Einsendung beträgt **100 fl.** ö. W. Die preisgekrönte Arbeit wird Eigenthum des österreichischen Volksschriftenvereines. Nicht verwendete Arbeiten werden retourniert.

Der Verein ist in die Lage, sich in dieses Unternehmen einzulassen, durch die edle Widmung des Ausschußmitgliedes Guts- und Realitäten-Besitzers Herrn Weitmann versetzt worden, welcher 200 fl. zur Gründung eines Dispositions-Fondes behufs Herausgabe solcher Druckschriften gewidmet hat und sich neuerlich den großen Dank des Vereines und namentlich der gegenwärtigen General-Versammlung erworben hat, welchen ich im Namen der Anwesenden auszusprechen mir erlaube. (Bravo.)

Ich schließe meinen Vortrag, indem ich den Dank des Vereines und dieser hochgeehrten General-Versammlung Seiner Majestät dem Kaiser und den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses für die seit dem Bestande unseres Vereines demselben zugewendete huldvolle Unterstützung und vielfache moralische Förderung zum Ausdrucke bringe. Dieser Dank gebührt ganz besonders unserm höchsten Protector dem Herrn Großherzog von Toscana und bitte ich, durch Erheben von den Sitzen die Ehrerbietung auszusprechen, wogegen ich nicht ermangeln werde, nach der General-

Digitized by Google

Versammlung Seiner k. und k. Hoheit diesen ehrfurchtsvollen Dank mittheilen zu lassen. (Die Anwesenden erheben sich von den Sitzen.)

Wir sind auch manchen k. k. Behörden, den Ministerien zu Dank verpflichtet, denen so oft Gelegenheit geboten ist, die Interessen unseres Vereines zu fördern und welche dies in höchst dankenswerther Weise zu thun stets geneigt sind. Dank sei der k. k. Academie der Wissenschaften, die uns wie alljährlich auch diesmal den Saal zur Abhaltung der General-Versammlung zur Verfügung gestellt hat, endlich Dank allen Gönnern, Förderern und Schützern des Vereines, die in anderwärtiger Weise sich um denselben verdient gemacht haben.

Ich erlaube mir nun, um den Vortrag über die Gebahrung mit den Vereinsmitteln zu bitten.

Herr Oberrechnungsrath Franz Dohnel bringt nach einem von ihm ausgearbeiteten genauen Exposé diesen Rechenschaftsbericht zur Verlesung, welcher von den Anwesenden mit großem Interesse angehört wird.

Auf Grund des bereits in Ihre Hände gelangten Rechnungs-Abschlusses für das Sonnenjahr 1883, erlaube ich mir über den Stand der Vereinsmitglieder, die Gebarung mit den Vereinsmitteln und die außerordentlichen Beiträge pro 1883, das Nachstehende anzuführen:

Der Stand der ordentlichen Mitglieder betrug mit Ende des Jahres 1882 . . . . . 368;
Zugewachsen sind im Jahre 1883 und in den ersten vier Monaten des Jahres 1884 68,
daher zusammen 436;
abgefallen sind im Jahre 1883 72,
demnach verbleiben mit Schluß des Jahres 1883 364
ordentliche Mitglieder.

Die baaren Einnahmen vom Jahre 1883 per . 2567 fl. 83 kr.,
gegen jene vom Jahre 1882 per . . . . . 2762 „ 40 „
ergeben eine Minder-Einnahme von . . . . 194 fl. 57 kr.,
welche hauptsächlich durch den minderen Zufluß von außerordentlichen Beiträgen hervorgerufen wurde.

Hingegen zeigen die baaren Ausgaben pro 1883 per 2903 fl. 42 kr.
gegen jene vom Jahre 1882 per . . . . . 2298 „ 31 „
eine Mehr-Ausgabe von . . . . . 605 fl. 11 kr.,
welche einerseits durch die Zahlung einer länger haftenden Schuld an die k. k. Hof- und Staats-Druckerei, andererseits durch die in diesem Jahre vorgefallenen höheren Redactions- und Buchbinder-Auslagen begründet erscheinen.

Digitized by Google

Laut Vermögens-Bilanz für das Jahr 1883, stellt sich das reine Activ-Vermögen, einschließlich des Werthes der vorräthigen Bücher per 2370 fl. und des schließlichen Kassarestes per 229 fl. 55 kr. — jedoch abzüglich der als Druckkosten verbliebenen Passiva und zwar an die k. k. Hof- und Staats-Druckerei für das Geschichtswerk mit 616 fl. 31 kr., dann an die Buchdruckerei R. Brzezowski für das Jahrbuch mit 929 fl. 78 kr. — am Schlusse des Jahres 1883 mit . . . . . 3978 fl. 50 kr.
heraus; bei Entgegenhaltung desselben zu dem reinen
Activ-Vermögen von 1882 per . . . . . 4607 „ 72½ „
zeigt sich eine Verminderung des Vermögens um 629 fl. 22½ kr.

Diese findet darin ihre Begründung, daß wegen der vorhin erwähnten Verminderung der Einnahmen, und der stattgefundenen vermehrten Ausgaben, der Verein genöthigt war 500 fl. Hypothekar-Anweisungen zu realisiren, um einen größeren Theil der bestandenen Passiven decken zu können.

Sowohl die Rechnung als auch die Kasse des Vereines wurde durch die in der letzten General-Versammlung für die Rechnungs-Censur gewählten zwei Herren nämlich: Eduard Ritter von Escherich k. k. Hofrath und Ferdinand Karl Edlen von Manussi einer eingehenden Prüfung beziehungsweise Scontrirung unterzogen und laut des von diesen Herren der Vereins-Rechnung beigefügten Revisions-Befundes ddto März 1884 die Rechnung auf Grund der dazu gehörigen Belege richtig — wie auch die Vereins-Kasse sowohl hinsichtlich der Baarbestande als auch der Werth-Effecten in Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von höchsten und hohen Herrschaften und Behörden oder sonstigen Gönnern sind dem Vereine im abgelaufenen Jahre 1883 745 fl. zugeflossen, welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. u. k. apost. Majestät, dem Kaiser Franz Joseph I. fl. 100.—
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth . . . . . „ 30.—
„ „ „ „ „ Maria Anna in Prag . „ 15.—
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig „ 15.—
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor „ 20.—
„ „ „ „ „ „ Ferdinand, Großherzog von Toscana unserem erhabenen Vereins-Protector „ 50.—
„ „ kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Albrecht . . „ 15.—
„ „ „ „ „ „ „ Wilhelm . . „ 15.—
„ „ „ „ „ „ „ Sigismund . „ 10.—
„ „ „ „ „ „ „ Rainer . . . „ 10.—
„ „ „ „ „ „ „ Friedrich . . „ 15.—
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria-Rainer „ 10.—
„ „ „ „ „ „ „ Elisabeth . . „ 5.—

Digitized by Google

Von Sr. königl. Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Württemberg	fl.	5.—
„ „ Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Sachsen-Coburg	„	5.—
„ „ Durchlaucht dem regierenden Fürst Johannes von und zu Liechtenstein	„	50.—
„ „ Durchlaucht dem Herrn Fürsten Johann Adolf von Schwarzenberg	„	10.—
„ „ Durchlaucht dem Herrn Fürsten Alfred von Windisch-Grätz	„	10.—
„ „ Durchlaucht dem Fürsten Metternich-Winneburg	„	10.—
„ „ Durchlaucht dem Fürsten Ferdinand Kinsky	„	15.—
„ „ fürstlichen Gnaden dem Herrn Fürst-Erzbischof Cölestin Gauglbauer in Wien	„	50.—
„ Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin Valerie von Windisch-Grätz	„	10.—
„ „ Durchlaucht der Frau Fürstin Collalto	„	25.—
„ „ Durchlaucht der Frau Wilhelmine Fürstin Auersperg	„	10.—
„ dem hohen k. k. Ministerium des Aeußeren	„	100.—
„ „ „ „ n.-ö. Statthalterei-Präsidium	„	200.—
„ dem Herrn Guts- und Realitätenbesitzer V. E. Weitmann	„	25. *)

Hierauf nimmt der Herr Vorsitzende das Wort:

Ich erlaube mir, die hochgeehrte Versammlung zu fragen, ob jemand zu dem von mir oder zu dem vom Herrn Vereinsbuchführer vorgebrachten Berichte irgend eine Bemerkung zu machen hat. Wenn dies nicht der Fall ist, nehme ich an, daß die beiden Berichte genehmigend zur Kenntnis genommen sind und erlaube ich mir noch die Herren Don Zudrung und Dr. Riefler als Verificatoren des heutigen Verhandlungs-Protocolles zu bitten, sich dieser Mühe zu unterziehen, indem ich bemerke, daß ihnen dieses Protocoll zugeschickt wird und sie dasselbe, im Falle es von ihnen richtig befunden wird, zu fertigen haben. (Die beiden Herren sowohl als die Versammlung ist mit diesem Vorschlage einverstanden.)

Ich erlaube mir nun die Bitte an die Versammlung zu richten, daß sich drei bis vier Herren bereit erklären, das Scrutinium zu besorgen und bemerke, daß wir mit der Zeit sehr gedrängt sind.

---

*) S. weiter das II. Verzeichnis am Schluße dieses Berichtes.

Digitized by Google

(Es finden sich zu diesem freundlichst die Herren Jacques Pollak, Rudolf Brzezowsky und August Rosiwal herbei, worauf der Herr Vorsitzende constatirt, daß 21 Stimmzettel vorliegen und dann fort fährt:)

Zunächst handelt es sich um die Wahl des nach Ablauf der dreijährigen Functionsdauer nach §. 29 der Statuten ausscheidenden Vereins-Präsidenten.

Don Zudrung: Ich stelle den Antrag und spreche die Bitte aus, daß Seine Excellenz unser bisheriger Vereins-Präsident Baron Helfert sich auch fernerhin dieser Mühewaltung unterziehen möge.

(Dieser Antrag wird mit lebhaftem Beifalle begrüßt und einstimmig angenommen, worauf der Vorsitzende für die Vertrauenskundgebung dankt, die Weiterführung dieses Ehrenamtes zusagt, und fortfährt:)

Als bisherige Rechnungs-Revisoren haben Herr Hofrath Ritter von Escherich und Edler von Manussi, und als Ersatzmann Herr Regierungsrath Krauß fungirt und ich erlaube mir den Vorschlag, daß dieselben Herren, die diese Arbeit schon längere Zeit versehen, dieselbe wieder zu übernehmen geneigt sein möchten.

Die Versammlung ist damit einverstanden und erscheinen die Herren somit wiedergewählt.

Während der Vornahme des Scrutiniums über die Wahl von zehn Ausschußmitgliedern an Stelle der nach §. 23 der Statuten alljährlich Ausscheidenden hatte Herr Regierungsrath Dr. Proschko die „Absicht, über die ältere deutsche Literatur in Wien zu sprechen, dann auf die neuere Zeit überzugehen und in dieser Beziehung ganz besonders den Charakter des Volksschriften-Vereines hervorzuheben."

Da jedoch die Zeit mangelt, weil dieser Vortrag mindestens eine Stunde Zeit beanspruchen würde, erklärt der Herr Regierungsrath sich nur kurz fassen zu können.

Redner kommt auf Hans Sachs zu sprechen, auf die Zeit, wo noch Tulln die Hauptstadt des Reiches war und citirt mehrere hübsche Sinnsprüche dieses Vertreters der Volks-Poesie.

Auf die neuere Zeit gleich übergehend nennt Redner den im Heiligenkreuzerhofe Nr. 4 wohnhaft gewesenen Ignaz Castelli als Vertreter der Volks-Poesie. Redner war dessen Freund und besuchte ihn noch, als er schon den letzten Tagen entgegensah.

Sehr beifällig werden von der Versammlung einige Citate aus dessen Gedichten und Memoiren aufgenommen, desgleichen solche von Klesheim, Kaltenbrunner und Stelzhammer, und schließt der Vortragende mit einem von ihm und dem letztgenannten gemeinschaftlich verfaßten Gedichte, welches in ein „Hoch Franz Joseph" ausklingt, in welches die Versammelten lebhaft einstimmen.

Digitized by Google

Die Versammlung stimmt sodann ebenso lebhaft in ein von Dr. Proschko angeregtes freudiges Hoch für „den hochverehrten höchsten Gönner und erlauchten Protector des Vereines“ und in ein weiteres Hoch für den „hochverehrten Präsidenten, dem der Verein seine Glorie verdankt“ ein.

Präsident: Das ist zu viel; übrigens seien Sie überzeugt, daß es mir sehr am Herzen liegt, die Interessen des Vereines zu fördern. Ich halte mich aber zuerst verpflichtet und glaube, aus Ihrem Innern zu sprechen, wenn ich dem Regierungsrathe Dr. Proschko, unserem verehrten Vice-Präsidenten den besten Dank und das Bedauern ausspreche, daß er uns nur Bruchstücke von seinem Vortrage zum Besten geben konnte. Vielleicht erfreut uns derselbe mit dem weiteren Inhalte im nächsten Jahre.

Der Präsident bringt nun das Protocoll über das mittlerweile vorgenommene Scrutinium der Wahl der zehn Ausschußmitglieder zur Verlesung nämlich die P. T. Herren:

Dr. Franz Pichler,
Alois Riefler,
Egid Pfeifer,
Johann Waldschütz,
Don Gregor Zudrung,
Eduard Ritter von Escherich,
Jacques Pollak,
Joseph Maurer,
Eduard Döll,
Alfons Pichler.

Der zehnte Punkt unserer heutigen Tagesordnung lautet: Allfällige Anträge der Mitglieder nach §. 14 der Statuten. Da sich niemand meldet und ich das Wahl-Resultat bekannt gegeben habe, erkläre ich die 37. General-Versammlung des österr. Volksschriften-Vereines unter gleichzeitigem Danke für Ihr zahlreiches Erscheinen für geschlossen.

Nach der kundgemachten vorstehenden Ergänzungswahl besteht der Vereins-Ausschuß aus nachstehenden Mitgliedern:

Herr Manussi Ferdinand Karl, kais. Rath,
„ Manz Hermann, k. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhändler,
„ Don Marcus Hieronymus, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael,
„ Weitmann V. E., Guts- und Realitätenbesitzer,
„ Panholzer Johann, päbstlicher Kämmerer und Curat bei St. Peter,
„ Riefler Franz, Dr. der Med.,

Digitized by Google

Herr Mayer von Festenwald Wenzel, Oberlieutenant a. D.,
„ Kraus Johann, k. k. Regierungsrath,
„ Böhm Anton, Magistratsrath,
„ Böhm Joseph, Volksschul-Director,
„ Dr. Prosch ko Isidor, k. k. Regierungsrath,
„ Dr. Chimani Ernst, k. k. Staabsarzt,
„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckereibesitzer,
„ Dohnel Franz, k. k. Oberrechnungsrath,
„ Rosiwal August, Communal-Lehrer,
„ Freudhofmeier Alois, Kirchen-Director bei den Salesianerinnen,
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer,
„ Dr. Mattis Joseph, Advocat,
„ Dr. Pichler Franz, k. k. Regierungsrath,
„ Riefler Alois, k. k. Ministerialbeamter,
„ Pfeifer Egid, Cooperator am Schottenfeld,
„ Waldschütz Johann, k. k. pens. Staatsrathsbeamter,
„ Don Zudrung Gregor, Pfarrer in Mariahilf,
„ Eschenich Eduard, Ritter von, k. k. Hofrath,
„ Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister und Fabrikant,
„ Maurer Joseph, Cooperator in Margarethen,
„ Döll Eduard, Oberrealschul-Director,
„ Pichler Alfons, k. k. Rechnungs-Offizial.

I.

Verzeichnis

der vom Juni 1883 bis Mai 1884 dem Vereine beigetretenen Mitglieder:

Herr Mekler Michael, Director der Knaben Hauptschule in Jaroslau.
„ Just Ferdinand, Pfarrer in Puchberg, V. U. W. W.
„ Swoboda Joseph, Cooperator in Himberg, V. U. W. W.
„ Beitl J. Beda, Cooperator in Pulkau, V. O. M. B.
Frau Treitl Johanna, Privat in Klosterneuburg.
K. k. Garnisons-Spital Nr. 15 in Krakau.
Herr Tobler Heinrich, Cooperator in Währing.
„ Peitl Leonhard, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg.
„ Jamy Johann, Pfarrer in Litschau, V. O. M. B.
„ Stadtherr Leonhard, Caplan in Landek in Böhmen.
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes in Melk.

Digitized by Google

Herr Kluge Benedict, Pfarrer in Würflach, V. U. W. W.
„ Tostmann Heinrich, Handschuhfabrikant in Wien.
„ Migotti Joseph, k. k. Hoflieferant in Wien.
„ Don Dossi Gabriel, Curat bei St. Michael in Wien.
„ Schaumburg Alexander, Professor in Wien.
„ Ableidinger Gotthard Laurenz, Cooperator des Stiftes Schotten in Wien.
„ Zuleger Ferdinand, k. k. Obersthofmeisteramts-Thürhüter in Wien.
„ Reichhardt Leonhard, Cooperator des Stiftes Schotten und k. k. Militär-Caplan in Wien.
„ Watzger Karl, Cooperator an der Pfarre Weißgärber in Wien.
„ Windischgrätz Ernst, Prinz, k. k. Oberst a. D. in Wien.
„ Metzker Franz, Curat bei St. Peter in Wien.
„ Pichler Friedrich, bürgl. Bergolder und Armenrath in Wien.
„ Freiberg Rudolf, Ritter von, k. k. Ministerialrath in Wien.
„ Katschthaler Eduard Ernst, geprüfter Professurs-Candidat von Melk in Wien.
„ Pollak Leander, Stiftshofmeister von Melk in Wien.
„ Olbricht Franz, Stadtbaumeister in Wien.
„ Dehm Ferdinand, Architekt und Stadtbaumeister in Wien.
„ Wiedenfeld Eduard, Dr., Ritter von, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien.
„ Maschke Karl Ludwig, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.
„ Ecker Joseph, Farbwaarenfabrikant in Stockerau.
Frau Ecker Louise, Fabrikantensgattin in Stockerau.
Volks-Bibliothek in Stockerau.
Herr Apfelbeck Joseph, k. k. Oberforst-Inspector in Wien.

II.

Verzeichnis

derjenigen Vereins-Mitglieder die einen Jahresbeitrag von 5 fl. und darüber entrichten.

Bach Alexander, Dr., Freiherr von, Excellenz	5	fl.	— kr.
Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5	„	— „
Crenneville Franz, Graf, Excellenz	10	„	— „
Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5	„	25 „
Dornbach, Gemeinde	5	„	25 „
Dutschka Vincenz, Ritter von, Großhändler und Präsident der Wiener Börsekammer	5	„	— „

Digitized by Google

Freiberg Rudolf, Ritter von, k. k. Hofrath	5	fl.	— kr.
Garnisons-Spital Krakau	10	„	— „
Gerl Peter, Architekt	5	„	— „
Grünne Karl, Graf, Excellenz	10	„	— „
Gusenbauer Rudolf, Abt des Stiftes Göttweig	5	„	— „
Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5	„	— „
Helfert, Joseph Alexander, Dr., Freiherr, Excellenz	5	„	25 „
Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5	„	— „
Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5	„	— „
Königswarter Moriz, Freiherr, Banquier	5	„	25 „
Kosterſitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5	„	— „
Lilienfeld, Stift	5	„	25 „
Lorenz M. Handelsmann	5	„	25 „
Manz Hermann, Buchhändler	5	„	— „
Mautner A. J., Ritter von Markhof, Bräuhausbesitzer	5	„	25 „
Pollak Jacques, Fabrikant	5	„	— „
Preiſing Karl, Banquier	5	„	— „
Ratz Tobias, Bäckermeiſter	5	„	— „
Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, Excellenz	5	„	— „
Seiller Johann Kaſpar, Freiherr, Dr.	5	„	25 „
Skene Alfred, Fabriksbesitzer	10	„	— „
Skene Auguſt, Ritter von	5	„	— „
Strafanſtalts-Direction Karthaus	6	„	— „
Thun Leo, Graf, Excellenz	5	„	25 „
Trenk-Tonder Heinrich, Freiherr	5	„	25 „
Weitmann V. E., Guts- und Realitäten-Beſitzer	5	„	— „
Wetzer Leander, k. k. Oberſtlieutenant	5	„	— „
Wiener Eduard, Ritter von Welten, Banquier, Guts- und Hausbeſitzer	5	„	— „
Wierzbicki Johann, k. k. Senats-Präſident am oberſten Gerichtshof	5	„	— „
Zudrung Gregor, Don, Pfarrer in Mariahilf	5	„	— „

Digitized by Google

Auszug aus den Statuten des österr. Volksschriften-Vereines.

§. 1. Name und Sitz.

Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung" gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Österreichischer Volksschriften-Verein" und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3.

Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere solche Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines einträchtiges Familienleben zu beleben;
c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, so wie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes.

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) die Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;

Digitized by Google

f) der Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Vereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht.

§. 5.

Der Verein gibt seinem Wirken die größtmögliche Öffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines.

Der Verein besteht aus den Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld- oder anderen Leistungen fördern.

§. 7.

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder.

§. 8.

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschusses zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschusses des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-Versammlung mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist.

§. 12.

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

Digitized by Google

§. 16. Lesezirkel.

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr mit einander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen, die der Besondernheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereins-Direction zurückzustellen

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahresbeiträgen, Auflagen auf die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffnng derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu.

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.

Digitized by Google

Der Antheil Oesterreichs an der Erforschung Africas.

Von Oskar Lenz.

In unserer Zeit, einem wahren Zeitalter der Entdeckungen, nimmt kein Theil der Erde das allgemeine Interesse so sehr in Anspruch wie der africanische Continent. Von allen Seiten sucht man dieser plumpen wenig gegliederten Ländermasse beizukommen und die Geheimnisse, welche noch immer in seinem Innern verborgen sind, zu enträthseln. Bald ist es die uralte Wasserstraße des Nil welche den Forschungsreisenden als Eintritt von Norden und Nordosten her dient, oder man sucht den breiten Gürtel der großen Wüste zu durchbrechen und von hier aus in die dicht bevölkerten Länder des Innern zu kommen. Andere wählen die Ostküste wo auf der Insel Zanzibar ein den Europäern entgegenkommender Herrscher lebt, um das große höchst interessante Seengebiet zu durchreisen, oder, und das waren bis vor kurzem die an Zahl geringeren, man versuchte von der ihres schlechten Klimas wegen verrufenen Westküste des Continentes zu den Hochländern des Innern zu kommen. Vielfach aber bildete auch die Cap-Colonie einen bequemen Ausgangspunkt für die Expeditionen, welche in den weit nach Norden vorgeschobenen holländischen und englischen Ansiedlungen einen günstigen Rückhalt und eine sichere Zuflucht fanden.

Es ist bezeichnend für unsere Tage daß die Expeditionen von rein wissenschaftlichem Gepräge immer seltener werden, und daß praktische den Handel betreffende und rein politische Fragen gar sehr in den Vordergrund treten. Die Expeditionen der Oesterreicher und Deutschen bewahren noch am meisten den wissenschaftlichen Charakter, aber bei Franzosen und Engländern, sowie neuerdings auch bei Italienern Spaniern und Portugiesen werden Vergrößerung des Colonial-Besitzes

Digitized by Google

und Ausdehnung der Handelsbeziehungen viel mehr in Berücksichtigung gezogen, als eine wissenschaftliche Untersuchung der zu bereisenden Länder. In Africa speciell werden in den kaum entdeckten, nur flüchtig von den Reisenden durchzogenen Ländern sofort die verschiedenen National-Flaggen aufgezogen, mit den eingebornen Häuptlingen werden für einige Faß Rum und mehrere Ballen schlechten Baumwollenzeuges Verträge abgeschlossen, über deren Bedeutung und Tragweite die Schwarzen meistens keine Ahnung haben, und so vollzieht sich vor unseren Augen eine Theilung Africa's, an welcher neuestens das Deutsche Reich sich zu betheiligen angefangen hat und der auch unsere Monarchie nicht länger fern bleiben zu wollen scheint. Daneben ringt man bei uns, und zwar bereits seit einer geraumen Reihe von Jahren, theilzunehmen an dem Ruhm zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Landes wesentlich beigetragen zu haben.

Die an Ueber-Production leidende europäische Industrie bedarf neuer Absatzgebiete und man wirft sich jetzt mit aller Macht auf den dunklen Continent. Es gibt kaum einen europäischen Staat, etwa Rußland ausgenommen, der nicht Interesse hätte an der Entwicklung der Dinge in Africa. Die Fragen über das Verhältnis der belgisch-internationalen africanischen Gesellschaft zu Portugal England und Frankreich berühren bereits die Cabinete der Höfe Europas, und entlegene Gegenden Africas, die früher kaum dem Namen nach gekannt waren, bilden jetzt den Mittelpunkt internationaler Tagesfragen.

Es ist natürlich, daß mit der immensen Ausdehnung der Handelsverhältnisse in Africa auch die wissenschaftliche Erschließung des Landes zunimmt, so daß wir überzeugt sind, in wenig Jahren ein richtiges Bild von den Bodenverhältnissen des noch unbekannten Theiles von Africa zu erhalten. Deutsche Engländer und Franzosen haben wohl den Löwenantheil an der wissenschaftlichen Erforschung Africas, aber auch Oesterreich hat nicht unwesentlich an dieser Cultur-Arbeit sich betheiligt, und eine ganze Anzahl seiner Söhne finden wir in der Entdeckungsgeschichte dieses Erdtheiles verzeichnet — mancher von ihnen bezahlte seinen Forschungseifer mit dem Leben.

In dem Folgenden wollen wir ein Verzeichnis derjenigen Oesterreicher geben, welche sich vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf die jüngsten Tage an der wissenschaftlichen Durchforschung Africas betheiligt haben.

Digitized by Google

J. F. M. Waldeck.

Dieser aus Prag gebürtige Maler bereiste schon im Jahre 1785 das Capland, später mit Napoleon's Expedition Aegypten und kam bis Assuan und Dongola. Weiterhin besuchte er Madagaskar, Cap der guten Hoffnung und Mauritius und begab sich von da nach Süd-Amerika. Er starb erst 1875 in Paris, 109 Jahre alt. Er veröffentlichte: „Voyage pittoresque et archéologique de la province de Yucatan pendant les années 1834—36.

Franz Wilhelm Sieber.

Im Jahre 1785 in Prag geboren, Doctor der Medicin, hat Sieber 1817 eine Orient-Reise unternommen, von der er ein untrügliches Mittel die Pest zu heilen zurückgebracht haben wollte, das er den europäischen Regierungen gegen ein hohes Entgeld anbot. Aus seinem Besuche von Aegypten stammte eine werthvolle Sammlung die er der Münchener Akademie käuflich abtrat. 1822—1824 unternahm er eine Reise um die Welt, wobei er auch Africa berührte. Von einer 1829 nach Paris unternommenen Reise kehrte er schwer erkrankt in seine Vaterstadt zurück und starb 1845 im Irrenhause. Von seinen verschiedenen Werken gehört hieher: Reise von Cairo nach Jerusalem und wieder zurück; Prag 1823.

Graf Prokesch v. Osten.

Der bekannte Staatsmann ist auch Geograph von Bedeutung und außer seinen Reisen in Asien hat er auch das Nil-Thal besucht (1827), wo die ersten Positions-Bestimmungen von ihm herrühren. Er entwarf Karten des Nil-Laufes zwischen den Katarakten und lieferte anziehende Schilderungen von Land und Leuten. („Das Land zwischen den Katarakten des Nil." Wien, 1831. „Der Nilführer", 1832.)

Joseph Russegger.

Dieser namhafte österreichische Gelehrte und Reisende hat seinerzeit in den Nil-Ländern bedeutende und grundlegende Reisen ausgeführt, sodaß er als Kenner Ost-Africa's ein bedeutendes Ansehen genoß. Bereits im Jahre 1836 bereiste er im Auftrage des Vice-Königs von Aegypten das Land zum Zweck geologischer Untersuchungen, ging im folgenden Jahre

Digitized by Google

Nil-aufwärts nach Chartum und Kordofan und von da in das von Europäern noch nie besuchte Land Takale. Im Jahre 1838 bereiste er den blauen Nil und kam nach Fazogl. Außer in geographischen Fachzeitschriften erschienenen Artikeln publicirte er das große äußerst inhaltsreiche Reisewerk: „Reisen in Europa, Asien und Afrika" (1841—50, 7 Bände mit Atlas).

Theod. Kotschy.

Der bekannte Botaniker und Orient-Reisende hat auch Africa besucht und zwar zu einer Zeit, da die Reise in die Länder am oberen Nil noch weniger leicht war als heutzutage. Im Verein mit Russegger unternahm er im Jahre 1837 eine Reise nach Kordofan, besuchte zwei Jahre später nochmals dieses Land und 1855 finden wir ihn wieder in Aegypten. Zahlreiche botanische Sammlungen, dann aber auch geographische Beobachtungen und Höhemessungen verdanken wir diesem unermüdlichen Reisenden, der im Juni 1866 als Kustos des botanischen Museums in Wien starb. In Petermann's Mittheilungen und in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien finden sich zahlreiche Aufsätze von Kotschy, ebenso veröffentlichte er mehrere größere Reisewerke vorherrschend botanischen Inhaltes. Auch bearbeitete er die Pflanzensammlungen, welche Knoblecher, Binder und Fräulein Tinné aus den Ländern am oberen Nil zusammengebracht hatten.

Ida Pfeiffer.

Die bekannte Reisende hat auf ihren zahlreichen Fahrten auch Africa berührt und besonders die große Insel Madagaskar besucht, wo sie viel Beschwerden zu erdulden hatte, so daß sie an den Folgen der brutalen Behandlung seitens der Hovas in Wien im Jahre 1858 starb. Für die Geographie Africas (und der dazu gehörigen Inseln) ist von Wichtigkeit ihr Reisewerk „Reise nach Madagaskar", zwei Bände, 1861.

Laßlo Magyar.

Nach einem etwas abenteuerlichen Leben in Süd-Amerika kam dieser ungarische Reisende im Jahre 1847 an die Westküste Africas, wo er zunächst den Congo befuhr. In Petermann's Mittheilungen 1857 findet sich ein Bericht darüber. Von hier ging er in die portugiesischen Provinzen

Digitized by Google

und verheirathete sich in dem Orte Bihe mit der Tochter eines dort ziemlich einflußreichen Negerhäuptlings. Von nun an begann er eine Reihe ausgedehnter Reisen, vorwiegend im Handels-Interesse. Er bereiste bereits damals das Reich des Muata Jamvo, kam den Kassabe-Fluß (südlicher Zufluß des Congo) weit hinauf; besuchte die Landschaft Kamba und den Mittellauf des Kunene-Flusses und im Jahre 1855 zum zweitenmal Lobal im Quellgebiete des Zambesi: alles Reisen von hervorragendem Werthe in seinerzeit fast ganz unbekanntem Gebiete. Berichte und Mittheilungen darüber finden sich in Petermann's Mittheilungen 1860. Später wurde sein Schwiegervater in Bihe ermordert und er gerieth in große Noth, lebte eine Zeit lang an der Lueirabai bei Mossamedes und starb im Jahre 1864 in Dombo Grande im Bezirk Benguela. Er hat verschiedene Reisebriefe an die ungarische Akademie geschickt, die von derselben unter dem Titel „Magyar Laszlo Delafrikai Utazasai" (auch deutsch: „Reisen in Süd-Africa 1849—1857") im Jahre 1859 in Pest herausgegeben wurden. Magyar wurde lange Zeit unterschätzt und erst jetzt erkennt man das Wahre und die Genauigkeit seiner Schilderungen von den zahlreichen Reisen, die freilich alle einen kleinen abenteuerlichen Beigeschmack hatten.

Ign. Knoblecher.

Bereits im Jahre 1846 wurde in Oesterreich der Marianen-Verein gegründet mit der Aufgabe, Missionen im Lande der Bari am oberen Nil zu gründen. Es wurden die Stationen Ulibari, Gondokoro und Heiligenkreuz (Santa Croce) errichtet und eine ganze Reihe von eifrigen Glaubensboten wirkten daselbst für Christenthum Cultur und Wissenschaft. Wir nennen die Namen der PP. Ryllo, Knoblecher, Mosgan, Morlang, Rheinthaler, Beltrame, Göfsner, Kirchner, Mitterrutzner, Dovyak, Kaufmann u. A. m. Im Jahre 1861 ging die Mission auf die Franciscaner über.

Knoblecher selbst war apostolischor Generalvicar, lebte seit 1848 in Chartum, fuhr den Bahr el Abiad hinauf und gründete die Station Gondokoro. Er publicirte „Reisen auf dem weißen Nil" (Laibach 1852) und schickte auch ethnographische Sammlungen nach Europa, die in den Museen von Wien und Laibach aufbewahrt sind.

Knoblecher starb 1858 in Neapel.

Digitized by Google

Marianen-Verein.

Siehe über die geographische Thätigkeit dieses Missions-Vereines unter Knoblecher.

Alfred Freiherr v. Kremer.

Dieser namhafte Orientalist und Culturhistoriker hat auch für die Erschließung und wissenschaftliche Erforschung Africa's nicht unwesentliches geleistet. In den Fünfziger-Jahren bereiste er Aegypten und als Resultat dieser Reisen und seines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst haben wir das Werk „Aegypten. Forschungen über Land und Volk" (1863). Seine übrigen Werke beziehen sich meist auf Arabien Syrien und Kleinasien.

Franz Binder.

Derselbe lebte seit dem Jahre 1850 in Kairo als Kaufmann und trat durch Heuglin's Vermittlung einer Handels-Compagnie bei, wobei er Gelegenheit hatte öfters nach Chartum zu reisen. Er unterstützte auf's lebhafteste die Mitglieder einer österreichischen Missions-Gesellschaft und unternahm in den Jahren 1853—55 Reisen mit den Missionären Knoblecher, Kirchner und Morlang den Bahr el Abiad hinauf. Im Jahre 1860 siedelte er ganz an den obern Nil, nachdem er eine Besitzung seines verstorbenen Freundes Malczac gekauft hatte. Sein Wohlstand und sein Interesse für geographische Forschungen gestatteten ihm zahlreiche Reisende mit Rath und That zu unterstützen, so daß er bei vielen in freundlichem Andenken steht. Eine werthvolle Sammlung ethnographischer und naturhistorischer Objecte brachte Binder in seine Heimat mit, wohin er sich später zurückgezogen hat. Vergl. Franz Binder, Mittheilungen über seine Reisen im Orient und sein Leben in Afrika (1863), und über Binder's Thätigkeit in Petermann's Mittheilungen 1856 S. 392, 1864 S. 168.

Friedrich Welwitsch.

Der bekannte aus Klagenfurt gebürtige Botaniker Welwitsch ging von Lissabon aus, wo er Director des botanischen Gartens war, im Jahre 1853 auf Kosten der portugiesischen Regierung nach Angola und Benguela, wo er großartige Sammlungen anlegte. Berühmt ist er geworden durch die Entdeckung der eigenthümlichen, nur auf einem

Digitized by Google

beschränkten Terrain im Südwesten Africas vorkommenden Pflanze Welwitschia mirabilis. Seine botanischen Beobachtungen sind in Fachzeitschriften niedergelegt; außerdem veröffentlichte er in portugiesischer Sprache ein Werk über die Droguen und Arzneipflanzen von Angola. Welwitsch starb im Jahre 1872.

K. K. Schmarda.

Der bekannte Professor der Zoologie an der Wiener Universität besuchte bei seiner im Verein mit F. v. Friedau in den Jahren 1853—57 unternommenen Weltreise auch Africa und zwar das Nil-Thal und das Cap der guten Hoffnung. Für Aegypten von Bedeutung ist das Werk: „Zur Naturgeschichte Aegyptens" (1853).

M. Hansal.

Der ehemalige Lehrer an der österreichischen Mission in Gondokoro hat sich in Chartum seit Jahren niedergelassen und wurde daselbst zum österreichischen Consul ernannt. Als solcher hat er die geographischen Forschungsreisenden in jenen Ländern aufs wirksamste mit Rath und That unterstützt und hat bis auf die Gegenwart zahlreiche interessante Berichte über die Verhältnisse im Sudan nach Wien geschickt, die meist in den Schriften der k. k. geographischen Gesellschaft, in der Wiener Zft. der africanischen Gesellschaft und der „Zeitschrift für den Orient" veröffentlicht sind. Aber auch Reisen hat er unternommen, die für die Geographie der Nilländer von Bedeutung sind, so im Jahre 1855 mit Kirchner und Peney nach den Mandera-Bergen (Berliner Zeitschrift 1856), mit Knoblecher nach Gondokoro 1857 (Umrisse aus den Uferländern des weißen Nil. Nach Hansal's Briefen mitgetheilt von Kotschy) und mit Heuglin 1861, wobei er nur bis Keren kam und dann umkehrte; mit Marno 1874 zum zweitenmal nach Gondokoro. Hansal veröffentlichte außerdem: „Briefe aus Chartum in Central-Africa an F. K. Imhof" (1856). Bei den durch den Aufstand des Mahdi verursachten Wirren ist Hansal in Chartum geblieben und berichtet, so oft es überhaupt bei der unterbrochenen Communication möglich ist, in objectiver Weise über diese neueste Phase der Sudan-Länder, in denen das große Stück europäischer Cultur-Arbeit welches darin steckt wieder, auf einige Zeit wenigstens, verloren zu gehen scheint.

Digitized by Google

Ober-Lieutenant Bolcslavský.

Derselbe besuchte während der Jahre 1857—58 zum Zweck geographischer Studien Aegypten, Nubien und einen Theil der Länder des oberen Nil.

Dr. Wawra.

Derselbe hielt sich in den Jahren 1857—58 zum Zweck botanischer Untersuchungen in der portugiesischen Provinz Angola in Südwest-Africa auf.

F. v. Hochstetter.

Auf der berühmten Novara-Expedition wurde auch das Cap-Land berührt und der als Geolog und Physiker der Expedition beigegebene Hochstetter unterließ es nicht, einige Studien über die geologischen Verhältnisse der Umgebung der Capstadt, besonders des Tafelberges anzustellen, deren Resultate in dem großen wissenschaftlichen Reisewerk, welches über die Novarareise herausgegeben worden ist, enthalten sind. (Geologische Beobachtungen auf der Novarareise 1857—59; Wien, 1866).

Klainczek.

Derselbe, aus Krain gebürtig, hat sich lange Jahre als Elephantenjäger in den Ländern am oberen Nil aufgehalten, und war einer der ersten, der das Njam-Njamland, und zwar schon im Jahre 1862, in Verein mit dem deutschen Gärtner Schubert besuchte.

J. Steindachner.

Der bekannte Zoolog und Director des zoologischen Hof-Museums in Wien hat auch wiederholt Africa besucht, insbesondere in Hinsicht ichtyologischer Studien. So besuchte er 1865 die canarischen Inseln und 1868 Senegambien. Die zoologischen Resultate sind meistens in den Schriften der kaiserlichen Akademie in Wien erschienen.

Simon Leo Reinisch.

Professor Reinisch hat wiederholt Massaua und Theile von Abessynien, zuletzt im Jahre 1879, behufs linguistischer Studien besucht, und äußerst werthvolle Mittheilungen über die dortigen Sprachen in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien publicirt.

Digitized by Google

Ernst Marno.

Bereits im Jahre 1866 finden wir Marno auf einer Reise nach Abessynien, wo er das Gebiet von Taka durchforschte. Im Jahre 1869 verließ er wieder Europa zu einer längeren Reise, ging nach Chartum durch Sennar und Fazogl nach Fadasi, mußte aber von hier nach Chartum zurückkehren. Im folgenden Jahre bereiste er das Bergland der Fungi und unternahm dann eine Erforschung des noch wenig bekannten Giraffenflusses (1871—72). Dann reiste er nach Gondokoro, wo er mit dem Engländer Baker zusammentraf und kehrte 1874 nach Chartum zurück. Später engagirte ihn der damals allmächtige Gordon Pascha und er reiste nach Lado. Von hier aus unternahm er mit dem ägyptischen Oberst Long eine Reise nach Mundo und Makraka und kehrte dann wieder nach Chartum zurück. Später versuchte er von Kordofan aus nach Darfur zu kommen, mußte aber umkehren und verließ Africa im Jahre 1876. Aber schon im nächsten Jahre treffen wir den unermüdlichen Reisenden wieder in Ost-Africa, und zwar als Theilnehmer einer von der internationalen africanischen Gesellschaft unter Capitän Crespel ausgeschickten Expedition. Nachdem er in Begleitung Cambiers eine vorbereitende Tour nach Kwakiora, circa 300 Kilometer von der Zanzibar-Küste landeinwärts ausgeführt hatte, trennte er sich von der belgischen Gesellschaft und kehrte im April 1878 ziemlich krank nach Wien zurück. Aber schon im December desselben Jahres kehrt er nach Africa zurück und wird von Gordon Pascha auf's neue engagirt und zum Vice-Gouverneur der Provinz Galebat ernannt. In dieser Stellung unternahm er verschiedene Excursionen und arbeitete dabei eifrig den Ausschreitungen des Sklavenhandels entgegen. Große Verdienste erwarb sich Marno um die Beseitigung der die Schifffahrt hindernden Pflanzenbarren am Bahr el Abiad, worauf er vom neuen General-Gouverneur im Jahre 1880 in officieller Stellung nach Faschoda geschickt wurde. Im August des Jahres 1883 starb Marno in Chartum an einer Lungenentzündung, in noch jungen Jahren, und wurde so einer in jeder Beziehung nützlichen und ihm passenden Thätigkeit entrissen.

In Petermann's Mittheilungen, in der Zeitschrift der Berliner geographischen Gesellschaft und in den Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft sind zahlreiche Artikel und Reiseberichte Marno's enthalten; außerdem sind von ihm die selbständigen Werke: „Reisen im

Digitized by Google

Gebiet des weißen und blauen Nil" (1874) und „Reise in der ägyptischen Aequatorialprovinz und in Kordofan 1874—76" (1878) erschienen.

R. Roeßler.

Derselbe besuchte 1866 Unter-Aegypten und gab in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien äußerst interessante und lebensvolle Schilderungen von den dortigen Verhältnissen. Ein früher Tod intriß ihn der geographischen Wissenschaft, die er gewiß eifrig gefördert haben würde.

Joseph Chavanne.

Aeußerst fruchtbarer geographischer Schriftsteller, der in den Jahren 1867—69 Nordafrika zu bereisen die Gelegenheit hatte und von Oran aus weit in die algerianische Sahara vordrang. Eine zusammenfassende Darstellung der Erforschung der Sahara liefert sein Werk „Von Oase zu Oase" (1878). Ferner schrieb er über Africa: „Africa im Lichte unserer Tage" (1881), „Die mittlere Höhe Africa's" (1881), „Africa's Flüsse und Ströme" (1882); auch verfaßte er eine weitverbreitete physikalische Wandkarte von Africa. Aber auch auf anderen Gebieten der Geographie und der Meteorologie war er schriftstellerisch thätig und hat unter anderen eine Reihe von Jahren hindurch die „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien" redigirt. Seine eigentliche Thätigkeit aber als Erforschungsreisender beginnt erst im Jahre 1884, als er von der internationalen africanischen Gesellschaft in Brüssel und dem Institut nationale de Géographie ebendaselbst engagirt wurde, an den Congo zu gehen. Ueber seine dortige Thätigkeit ist bis zur Stunde noch wenig bekannt, nur im „Mouvement géographique" sind einige Reisebriefe enthalten.

C. L. Griesebach.

Im Frühjahr 1869 unternahm der Geolog Griesebach aus Wien eine Reise nach Süd-Africa, namentlich erfolgreiche geologische Excursionen in den Ländern zwischen Zambesi und Limpopo, besuchte Quiqua-Land, die Quathlamba-Berge und das Quellgebiet des St. John River, ging dann an die portugiesische Mozambique-Küste und befuhr den Zambesi bis Schupanga hinauf. Griesebach, der jetzt bei der ostindischen geologischen Landesanstalt angestellt ist, hat die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen in geologischen Fachzeitschriften publicirt.

Digitized by Google

F. Gröger.

Derselbe besuchte als Berg-Ingenieur im Jahre 1869 die Diamantenfelder in der Cap-Colonie und hat seine Beobachtungen gleichfalls in geologischen Fachzeitschriften (im Jahrbuch und in den Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien) niedergelegt.

Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana.

Die Geographie verdankt diesem österreichischen Erzherzoge eine große Reihe höchst interessanter Beiträge. Mit umfassenden Sprachkenntnissen ausgerüstet und bei einem ausgesprochenen Talent für Malen und Zeichnen unternimmt der Erzherzog zahlreiche Reisen, deren Resultate in prachtvollen, reich mit Illustrationen ausgestatteten Werken publicirt werden. Im Jahre 1870 besuchte der Erzherzog Tunis, im Jahre 1873 die Nordküste Africas von Alexandria bis Cap Bon, im Jahre 1878 die Caravanen-Straße von Suez nach Syrien, Reisen, die in den Werken: „Eine Yacht-Reise in den Syrten" und „Die Caravanenstraße von Aegypten nach Syrien" geschildert sind.

Reise Sr. M. Corvette „Helgoland". (1873—74.)

Linienschiffs-Lieutenant v. Jedina gab in dem Werk „Um Africa" eine interessante Darstellung dieser Reise. Insbesondere verdanken wir demselben eine Reihe werthvoller Daten über Madagaskar und die an der Westküste derselben gelegenen kleineren Inseln. Das Schiff besuchte auch Mauritius, Cap der guten Hoffnung und St. Helena.

Anton Stecker.

Derselbe betheiligte sich 1873 an der Rohlfs'schen Expedition nach Kufarah, blieb dann einige Zeit in Tripolis und ging dann 1880 wieder mit Rohlfs nach Abessynien, um von hier aus allein in die Gallaländer zu reisen. Wenn er auch nicht seine Plane in vollem Umfange zur Ausführung bringen konnte, so hat er doch sehr werthvolle Untersuchungen in völlig unbekannten, südlich von Abessynien gelegenen Landstrichen angestellt. Seine interessanten Reiseberichte sind meistens in den Mittheilungen der deutschen africanischen Gesellschaft in Berlin sowie im „Globus" 2c. abgedruckt.

Digitized by Google

Czillagh.

Derselbe schloß sich im Verein mit Dr. Stecker der Rohlfs'schen Expedition nach Kufarah an, starb aber bereits im Anfang der Reise in Tunis.

E. Holub.

Nach Absolvirung seiner medicinischen Studien begab sich 1872 Holub nach Süd-Africa, wo er besonders in den Diamant-Bezirken von Kimberley und Dutoitspan sich die Mittel zu naturwissenschaftlichen Forschungsreisen in das Innere Africas erwarb. Bereits im Jahre 1873 begann er seine erste Reise, passirte den Vaal-Fluß und kam zu den Baralong-Kaffern, ging von hier längs der Pokone-Berge nach dem Kraal Mitzima, dann nach Springbokfontein, überschritt später den genannten Bergzug und besuchte die Höhlen von Wonderfontein und die Ruinen von Monomotapa.

Im November desselben Jahres begann die zweite Reise, welche ihn speciell in die Transvaal-Republik, sowie in die Neger-Reiche Sefchele und Sechomo führte.

Im Jahre 1875 begann er seine dritte längere Reise; er kam nach Moiloa und zur Mündung des Marico-Flusses und den Limpopo und erreichte dann Soschong. Von hier wandte er sich in das Doppelreich Marutse-Mabunda, dessen Häuptling Sepopo ihn freundlich aufnahm und unterstützte. Holub konnte aber seine weiteren Pläne, besonders die Untersuchung des Quellgebietes des Zambesi nicht ausführen, sondern kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit durch die Transvaal-Republik nach Kimberley zurück. Im Jahre 1880 finden wir Holub in Europa mit außerordentlich umfangreichen ethnographischen und zoologischen Sammlungen, die an zahlreiche Lehranstalten vertheilt wurden. Seine Erlebnisse schilderte er in dem illustrirten Reisewerke: „Sieben Jahre in Afrika" (1880, Wien); außerdem veröffentlichte er verschiedene kleinere ethnographische und zoologische Schriften, besonders über die Ornis von Süd-Africa.

Während seines dreijährigen Aufenthaltes in Wien suchte er sich durch Wort und Schrift die Mittel zu einer neuen groß angelegten Reise zu verschaffen, wozu er sich eine umfangreiche und kostspielige Ausrüstung herstellte. Durch Unterstützung seitens Sr. Majestät des Kaisers, verschiedener wissenschaftlicher Institute, sowie besonders auch der kaufmännischen

Digitized by Google

Kreise war Anfang 1884 eine bedeutende Summe beisammen, und so verließ Holub in Begleitung seiner Frau und sechs europäischer Diener wieder Wien, um seine Reisepläne, worunter auch Ausstellung österreichischer Industrieproducte sowie Anlegung großartiger naturwissenschaftlicher Sammlungen gehören, zur Ausführung zu bringen. Einem gleich bei seiner Ankunft im Cap-Lande eingetretenen Geldmangel wurde durch eine vom österreichischen Export-Verein angestellten Collecte in ausgiebiger Weise abgeholfen.

Oskar Lenz.

Derselbe unternahm zweimal längere Expeditionen nach Africa, und zwar beidemal im Auftrage und auf Kosten der deutschen africanischen Gesellschaft. Im April des Jahres 1874 trat Lenz seine erste Reise in das äquatoriale West-Africa an, von der er im Frühjahr 1877 zurückkehrte. Er erforschte zunächst in der Bai von Corisco den Muni-Fluß, dann die Hinterländer des Aestuariums von Gabun und wandte sich dann dem südlich davon bei Cap Lopez mündendem Ogowe-Strom zu, den er dreimal befuhr und das letztemal den schon im Oberlauf gelegenen Schebe-Zufluß erreichte. Hier traf er mit der unterdeß nachgekommenen Expedition des Grafen Brazza zusammen, der später das ganze Quellgebiet erforschte und weiterhin die Länder zwischen Ogowe und Congo. Außer zahlreichen Artikeln in geographischen und anderen Zeitschriften wurden über diese Reise veröffentlicht „Skizzen aus West-Africa" (1878), sowie geologische Mittheilungen in den Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, an welcher Lenz seit 1872 angestellt ist.

Im November des Jahres 1879 trat Lenz seine zweite Reise an, die einen unerwartet günstigen Verlauf nahm und ihn nach dem vielerstrebten und so selten erreichten Timbuktu führte. Er durchreiste erst ganz Marokko, überstieg das Atlas-Gebirge zwischen Marrakesch und Tarudant, durchquerte die ganze Sahara und kam am 1. Juli 1880 nach Timbuktu. Von hier aus wandte er sich in südwestlicher Richtung dem Senegal zu, eine gleichfalls vorher noch nie ausgeführte Reise, und kam am 1. November desselben Jahres in Medina, einem befestigten Posten der Franzosen in Senegambien, an. Von hier fuhr er den Senegal abwärts bis St. Louis. In den verschiedenen geographischen Zeitschriften finden sich einzelne Artikel, ein zusammenfassendes Reisewerk erschien erst im Herbst 1884 bei Brockhaus in Leipzig unter dem Titel „Timbuktu.

Digitized by Google

Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan." Zwei Bände mit zahlreichen Karten und Abbildungen. Geologische Mittheilungen finden sich in den Verhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt, eine Karte in Petermann's Mittheilungen, und Bearbeitungen der gesammelten Petrefacten von Stache und Szajnocha in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Dr. Jikeli

aus Hermannstadt, besuchte 1874 als Zoolog die Nil-Länder und brachte reiche zoologische und ethnographische Sammlungen mit, welche zum Theil im Hermannstädter Museum deponirt sind.

A. Lukisch.

Derselbe stand im Dienste der internationalen africanischen Gesellschaft in Brüssel, starb aber nach kurzem Aufenthalte am Congo ohne Gelegenheit gehabt zu haben für die geographischen Verhältnisse etwas zu thun.

Hauptmann A. Lux.

Als im Jahre 1875 die deutsche africanische Gesellschaft in Berlin eine dritte Expedition zu den beiden schon vorhandenen (Lenz am Ogowe, Güßfeld an der Loango-Küste) ausrüstete, nahm Lux an derselben Theil. Nachdem der Führer Homeyer krankheitshalber zurückgeblieben war, ebenso der Botaniker Soyaux, unternahm er im Verein mit dem jüngst verstorbenen Pogge die Reise in's Innere von der portugiesischen Provinz Angola aus. Sie erreichten nach allerhand Schwierigkeiten den Ort Kimbundo, von wo aus Lux krankheitshalber umkehren mußte, während Pogge allein weiter ging und das Reich des Muata Jamvo erreichte. Wir verdanken Lux schätzbare Beiträge über die Topographie und die Hypsometrie der durchzogenen Landstriche, die im Verein mit allgemeineren Mittheilungen über Land und Leute in dem Werk „Von Loanda nach Kimbundo" (Wien, 1879) niedergelegt sind.

G. Stache.

Der Oberbergrath an der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien Stache unternahm im Jahre 1875 eine Reise nach Tunis, um die Landenge von Gabes geologisch zu untersuchen, hinsichtlich des bekannten

Digitized by Google

Projectes von Roudaire, einen Theil des Schott-Gebietes durch einen Canal mit dem Mittelmeer in Verbindung zu bringen und unter Wasser zu setzen. Stache berichtete über seine Beobachtungen in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien.

Freiherr v. Drasche.

Auf seiner Reise nach den Philippinen hielt sich Baron Drasche auf den Inseln Réunion (Bourbon) und Mauritius auf und führte daselbst geologische Studien aus, wobei er die Inseln nach allen Richtungen durchkreuzte. („Die Insel Réunion im indischen Ocean", 1877.)

Richard Buchta

unternahm als Photograph in den Jahren 1878—80 eine Reise in die Länder am oberen Nil. Er gelangte über Lado (Gondokoro) hinaus in das Reich Uganda. Von hier aus durchstreifte er das Rohl-Gebiet und kam zum Sultan Ringio im Njam-Njam-Gebiet; später traf er mit dem russischen Reisenden Junker am Bahr el Ghasal zusammen. Er hat eine Fülle von prachtvollen äußerst interessanten Völker-Typen aus jenen Ländern mitgebracht und dieselben als photographisches Album erscheinen lassen unter dem Titel „Die oberen Nilländer ꝛc. 1881."

Slatin Bey.

Robert Slatin, geb. 7. Juni 1856 in Ober-St. Veit bei Wien, ist seit einer Reihe von Jahren im ägyptischen Staatsdienste und hat in dieser Stellung verschiedene Reisen im Sudan ausgeführt. Im Jahre 1878 wurde er von Gordon Pascha mit der Inspection von Senaar und Fazogl betraut, wurde dann Mudir in Dara, und unternahm 1880 eine größere Tour in das südliche Darfur bis an den Bahr el Arab. Später wurde er Gouverneur von Darfur und soll sich gegenwärtig in der Gefangenschaft des Mahdi befinden.

F. Rehmann.

Der jetzige Professor der Geographie an der Universität in Lemberg unternahm in den Jahren 1879—80 eine Reise in das Transvaal-Gebiet, besonders hinsichtlich der Pflanzen-Geographie. Eine ausführliche Schilderung seiner Reiseergebnisse ist in den Mittheilungen der k. k. geo-

Digitized by Google

graphischen Gesellschaft in Wien (1883, mit Karte) erschienen, worin für Topographie und Hydrographie des in Rede stehenden Gebietes zahlreiche werthvolle Daten gegeben sind.

Cornelio Doelter.

Professor der Mineralogie an der Universität Grätz unternahm er im Jahre 1881 eine Reise nach den Cap Verdi'schen Inseln und besuchte auch das gegenüberliegende Festland. Neben einer gründlichen geologischen Schilderung der interessanten Inselgruppe („Die Vulkane der Cap Verden") verdanken wir dem Reisenden auch eine allgemein gehaltene Darstellung der Natur- und Völkerverhältnisse von dem Cap Verden und von dem selten besuchten Theile des nordwest-africanischen Festlandes südlich vom Gambia-Fluß, wo die Portugiesen noch einzelne kleine Niederlassungen haben.

Ober-Lieutenant Kallina.

Derselbe war von der internationalen africanischen Gesellschaft in Brüssel für eine der Congo-Stationen engagirt worden. Bereits im Juli 1883 aber verunglückte er im Congo, indem das Boot, mit dem er den Fluß übersetzte, umschlug und er sowie einige ihn begleitende Neger in den Fluthen umkamen.

Ober-Lieutenant A. Schaumann.

Derselbe wurde von der internationalen africanischen Gesellschaft in Brüssel für den Congo engagirt, unternahm auch einige Excursionen, aus deren Resultaten man ersieht, daß er noch vieles hätte leisten können, starb aber im Jahre 1883 bei der Rückreise auf dem Dampfer „Bonny" zwischen Sierra Leone und Madeira an den Folgen des schlechten Klimas im Congo-Becken.

Ph. Paulitschke.

Derselbe hat sich bisher durch bibliographische Studien und Arbeiten über die Geschichte der Geographie, speciell Africas, vortheilhaft bekannt gemacht. („Die geographische Erforschung des africanischen Continentes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Gegenwart." Wien, 1880. „Die Africa-Literatur in der Zeit von 1500 bis 1750." Wien, 1883. „Die Adâlländer und Harar nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis."

Digitized by Google

Wien, 1884.) Letztere Arbeit dient als Vorbereitung zu einer Forschungsreise nach Harar, die Paulitschke im Sommer 1884 mit Dr. Kamell v. Hardegger angetreten, nachdem derselbe schon im Jahre vorher Aegypten bereist hat.

* * *

Aus diesem Verzeichnisse ersehen wir, daß eine große Zahl von Oesterreichern sich an der wissenschaftlichen Durchforschung Africas betheiligt hat. Das Interesse dafür ist in Oesterreich schon vorhanden und selbst der zukünftige Thronfolger Kronprinz Rudolf zeigt bei jeder Gelegenheit seine Vorliebe für Geographie und Naturwissenschaft, die in der Herausgabe von nach Form und Inhalt gleich gediegenen Reisewerken zum Ausdruck kommt. Die seit 28 Jahren bestehende k. k. geographische Gesellschaft in Wien unter dem Protectorate Sr. kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen Rudolf sucht, soweit es die beschränkten Mittel derselben gestatten, österreichische Forschungsreisen zu unterstützen; die afrikanische Gesellschaft in Wien, welche sich vor einer Reihe von Jahren als Zweigverein der internationalen africanischen Gesellschaft constituirte, sucht unter der Leitung ihres mit den africanischen Verhältnissen auf's innigste vertrauten Präsidenten Freiherrn v. Hofmann das Interesse für Africa-Forschung in Oesterreich zu wecken und zu fördern, leider nicht mit gleichen Erfolgen, vor allen aber auch nicht mit nur annähernd gleichen Mitteln wie die analogen Gesellschaften in Berlin, London oder Paris. Dort tritt der Staat mächtig helfend und fördernd ein, weil man eben die Nothwendigkeit erkennt bei der Theilung Africas und bei dem unvermeidlichen Aufschwung des Handelsverkehrs mit dem an den verschiedensten Producten reichen Innern des Continentes nicht blos als Zuschauer zu figuriren.

Wien, August 1884.

Digitized by Google

Gedichte von Friedrich Hassaurek.

(Welke Blüthen und Blätter. Cincinnati Ohio M. u. N. Burgheim. S. v. Jahrgang S. 262.)

1.

Von dem Baume meines Lebens,
Der einst grün und lachend blühte,
Fielen im Verlauf der Jahre
Manche Blätter, die jetzt welk sind.
Manche hab' ich aufgehoben —
Eingeklebt in dieses Büchlein
Wird sie jetzt der Leser finden.
And're haben Wind und Wetter
Weggeweht und fortgeblasen,
Oder unter Laub begraben,
Bis ich nicht mehr lesen konnte,
Was darauf geschrieben stand.

Von den Blüthen, die ich aufhob,
Liegen manche hier dazwischen,
Doch durch Pressen und Verwahren
Haben sie den Duft verloren
Und die Farben sind vergilbt.
Aber auch der Baum des Lebens
Ist jetzt kahl und dürr geworden;
Kalter Nordwind knickt die Zweige,
Trübe Wolken schweben freudlos
Ueber seinen morschen Wipfeln
Und entblättert steht er da.

And're Bäume blühen wieder,
Wenn der schöne Frühling kommt;
Aber für den Baum des Lebens,
Wenn er einmal kahl geworden,

Digitized by Google

Gibt es nur noch einen Winter,
Der die trock'nen Ueberreste
In des Ofens Gluth verzehrt,
Oder den gefall'nen Baumstamm
In der widerlichen Nässe
Von Moraſt und Schnee und Regen
Trübſelig vermodern läßt.

2.

Auf der Brücke über den Waldbach.

Vor fünfzig Jahren ſtand ich hier
Und freute mich der munt'ren Wellen,
Ließ kleine Schiffchen von Papier
Den tollen Strom hinunterſchnellen,
Und badete im Waſſerſchaum,
Der von den ſteilen Felſen ſprühte,
Und wärmte mich beim Tannenbaum,
Auf den die heiße Sonne glühte.
Ein Kind war ich mit leichter Bruſt
Und kannte nicht des Lebens Sorgen;
Des Abends müd' von Spiel und Luſt,
Erwachte jauchzend ich am Morgen.

Vor vierzig Jahren ſtand ich hier;
Es hört' der Wald mein Lied und Lärmen;
Es hört' mein trautes Traumrevier
Mich von der fernen Zukunft ſchwärmen:
„Ach wär' ich doch nur bald ein Mann!
„Ich zöge kühn hinaus in's Weite
„Und hohe Preiſe würden dann
„Des muth'gen Kämpfers ſich're Beute."
Da faßte wildes Sehnen mich,
Zog mich in ungekannte Ferne;
Es winkten mir ſo wonniglich
Der Hoffnung lichterfüllte Sterne.

Vor dreißig Jahren ſtand ich hier,
Der jungen Liebe Gluth im Herzen,
Es ſah der Wald mich oft mit ihr,
Der heißgeliebten, koſen, ſcherzen.

Digitized by Google

Sie zu beſitzen war mein Ziel.
Nun ja, ich habe ſie beſeſſen,
Doch unſer trautes Minneſpiel
Wie bald, wie bald war es vergeſſen!
Sie, die als hehres Ideal
Mein jugendliches Herz durchfloſſen,
Hat in den irdiſchen Pokal
Mir manchen Tropfen Gift gegoſſen.

Vor zwanzig Jahren ſtand ich hier;
Wo waren meiner Jugend Träume?
Zerſtoben waren ſie vor mir,
Wie dieſes Gießbachs leichte Schäume.
Ich hatte manches Ziel erreicht
Und ſtetig mich emporgeſchwungen;
Doch war mein Haar gar früh gebleicht
Und freudlos hatte ich gerungen.
Wie leer und ſchaal iſt dieſe Welt,
Die mich als Jüngling hoch entzückte,
Als ich noch meiner Träume Held
Voll Sehnſucht in die Zukunft blickte!

Vor zehen Jahren ſtand ich hier
Und ſtarrte in die tollen Wellen;
Wie einſt die Schifflein von Papier
Sah ich mein Lebensſchiff zerſchellen.
Zum Heimatsdorf kehr' ich zurück,
Mein ganzer Reichthum iſt zerronnen;
Den Rücken wandte mir das Glück,
Verloren iſt was ich gewonnen.
Gebrochen iſt jetzt auch mein Muth,
Und meine Lieben ſind geſchieden;
Erkaltet iſt das heiße Blut
Und ſehnt ſich nach dem letzten Frieden.

Und heute ſteh' ich wieder hier
Und blicke in dieſelben Wellen.
Wie wohl und wehe iſt es mir
An dieſen wohlbekannten Stellen.
Die Zukunft winkt mir jetzt nicht mehr,
Erinnerung iſt nun mein Leben;

Digitized by Google

Mein Aug' ist schwach, mein Herz ist schwer,
Das Dasein kann mir nichts mehr geben.
. . . Wie morsch doch diese Balken sind;
Wie leicht kann brechen diese Brücke!
Fest war sie einst, als ich als Kind
Auf ihr geträumt von meinem Glücke.

3.

Der Berggeist und die Blume.

Condorazo ist der Geister größter,
Die der Anden höchste Schneeregionen,
Ihre Krater, ihre Felsenklüfte,
Ihre starren Paramos [1]) bewohnen.

Bis zum Himmel reichen seine Blicke,
Schweifen forschend in die weit'ste Ferne;
Er durchschaut geheimster Kräfte Walten
Und erkennt den Lauf der ew'gen Sterne.

Willig dienen ihm der Berge Gnomen,
Freudig dienen ihm des Luftreichs Geister
Und die Zauberer der Elemente
Ehren ihn als ihren weisen Meister.

Doch durch Pachacamac's [2]) hehren Machtspruch
Sind der Cordillera Berges-Riesen,
Ihre sturm- und nebelreichen Haiden
Ihm als ew'ger Wohnort angewiesen.

Freilich kann sein scharfes Geisterauge
Tief hinab in Thal und Eb'ne schauen;
Doch er selbst darf nicht hinuntersteigen
In die grünen blüthenreichen Auen.

An des Guayas zauberischem Ufer
Sieht er eine Götterblume blühen,
Fühlt sein schneegebanntes Herz in heißer
Sehnsucht nach der Wunderblume glühen.

---

[1]) Paramos heißen die höchsten der andischen Plateaux oder Tafelländer.

[2]) Pachacamac ist der Name des unbekannten Gottes, den die alten peruanischen Indianer verehrten und noch über die Sonne stellten.

Digitized by Google

Und er spricht zum mächt'gen Geist der Stürme:
„Tauch' hinab in's gold'ne Land der Sonne,
„Pflücke sorgsam mir die Blume; bring' sie
„Unversehrt zu meines Herzens Wonne!"

Willig mit des Elementes Schnelle
Rast hinab in's Thal der Geist der Winde,
Reißt die Blume fort vom Heimatsufer,
Bringt sie seinem Herrn zum Angebinde.

Doch er hat mit roher Hast ihr Kelch und
Blätter ungestüm geknickt, zerrissen;
Welk, gebrochen, starr durch Bergeskälte,
Legt dem Meister er sie todt zu Füßen.

Armer Geist! Du wärmst zurück zum Leben
Nie die Todte mehr am siechen Herzen;
Für Dein thöricht' liebbedürft'ges Sehnen
Zahlst Du klagend nun mit neuen Schmerzen.

Mußte Dich der armen Blume Schicksal
Jene gramerfüllte Wahrheit lehren:
„Wer in der Erkenntnis Höhen wohnet,
„Muß der Tiefen Blüthenlust entbehren!"

4.

„Ueber ein Kleines!"

Nach dem Englischen.

Ueber ein Kleines — und das Auge bricht,
Das funkelnd jetzt leuchtet im geistigen Licht.

Ueber ein Kleines — und das Herz schlägt nicht mehr,
Das jetzt an Gefühlen so reich und an Sorgen so schwer.

Ueber ein Kleines — gibt's einen leeren Platz,
Ein verschwundenes Antlitz, einen verlorenen Schatz.

Ueber ein Kleines — und Du ruhest im Grab
Aus ist die Wanderschaft und zerbrochen der Stab.

Ueber ein Kleines — Dein Grab wird vergessen sein,
Die Inschrift unleserlich und zerbröckelt der Stein.

Digitized by Google

Aphorismen

von J. Tandler.

Wer es sich erst von Anderen sagen lassen muß was er selbst werth ist, der wird auch kaum einen Maßstab für den Werth und die Verdienste Anderer haben.

Gleich den Schwerhörigen denen man sich nur noch durch den Mund verständlich machen kann, gibt es Leute die uns nur dann beachten wenn wir auf ihren Gaumen wirken.

Sonst suchte die Jugend bei dem Alter das Gold der Weisheit jetzt fordert sie den Alten nur das blanke Gold ab; für die Weisheit will sie selber sorgen.

Jenen, die nicht immer bei der Sache sind, wird artig zugemuthet daß ihre Gedanken in die Ferne schweifen. Oft sind sie aber ganz anständige Hohlköpfe und einer Abschweifung dieser Art gar nicht fähig.

Bedauernswerthe gibt es, deren Wille ihr lebenlang nicht beachtet worden ist, so daß ihr letzter Wille (das Testament) zugleich ihr erster und einziger ist, sofern nicht auch dieser angefochten wird.

Das Unsauberste, das uns nur zu leicht anfliegt und von dem wir uns schwer rein zu erhalten vermögen, ist das Mistrauen.

Vor dem Vertrage vertragen sich die Leute meist besser als nach dem Vertrage.

Es müßte Euch wohl werden hinieden, überall würdet Ihr Euch heimisch fühlen, wenn Ihr Euch mühen wolltet das Nächste zu erkennen,

Digitized by Google

in das Seiende Euch einzuleben. Wer dem allen fremd bleibt, zunächst sich selbst und die Lösung seiner Zweifel in der Ferne sucht, der wird das Bangen und Verlangen niemals los.

Oft ist es nur das Vermissen des Gewünschten hienieden, der das Verlangen nach dem Jenseits weckt.

Wir wissen es viel genauer, wo unser Wohlwollen aufhören, als wie weit unser Unmuth uns fortreißen wird.

Auch die besten Menschen machen bisweilen einen Fehlgriff in die Schätze ihrer Herzen. Sie wollen für Andere eine Goldmünze hervorholen und erfassen einen Rechenpfenning. Wohl ihnen, wenn ein goldlauteres Wollen sie in ihr Herz greifen ließ.

Der Cultur-Mensch erfährt weit mehr Enttäuschung als der Natur-Mensch. Das Anerziehen des Idealitäts-Begriffes macht, daß wir unwillkürlich mehr erwarten als nach dem Laufe der Dinge einzutreffen pflegt.

Es gibt Menschen auf deren Lebenswegen keine Marksteine der Pflicht, sondern höchstens Piquerfähnlein des Gefühles die zurückgelegten Strecken bezeichnen.

Wer nicht durch das elementare Licht seines Geistes zu leuchten vermag, versucht oft durch buntes Lampenspiel seines Wissens zu glänzen oder zu blenden.

Es gibt Unbesiegbare die, um nicht der Kritik das letzte Wort zu lassen, immer wieder ein neues Werk als Reserve in's Feld führen.

Von der Weisheit eines Menschen muß man die vollste Ueberzeugung erlangt haben, bevor man ihm wünschen kann daß alle seine Wünsche in Erfüllung gehen mögen.

Zu einer Zeit, wo man es den Mitlebenden verleidet die Größe anzustreben, liegt nichts näher als der Cultus in den Katakomben der großen Todten.

Digitized by Google

Die Herrschaft der Todten wird immer fühlbarer. Sie werden zu unseren sittlichen Vorbildern; wir entlehnen von ihnen die classischen Muster. Wer vermag dasjenige auszuscheiden, das wir als unsere Eigenthümlichkeit unbestritten erklären können? Und weigerten wir uns auch das Alter anzuerkennen, ja bekämpften wir es, es würde als ein feindliches in unser Leben eingreifen. Es bleibt ewig der gespenstige Maßstab für das Neuere. Wir kommen dahin, es fürchten zu müßen, sofern wir es nicht lieben.

Jedes Schmerzgefühl mehrt unsere Erkenntnis, wenn auch meist nach der negativen Richtung.

Die Phantasie hat in ihrer größten Ueberschwänglichkeit auf dem Gebiete der Kunst niemals so gefahrbringende Verirrungen verschuldet, als sie es durch Hypothesen der Philosophen zu thun vermag.

Lichtstrahlen aus Werken eines berühmten Schriftstellers wirken wie concentrirtes Licht — sie blenden. Der Mann wußte genau, warum er die Glanzpunkte vertheilte und auseinander hielt.

Viele greifen mit sicherer Hand nach der Krone der Weisheit um sie auf ihr Haupt zu drücken, vergessen aber zuvor die Hauskappe der Thorheit zu entfernen.

Digitized by Google

Stunden der Einkehr.

Gedichte von Cajetan Cerri.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze.
Schiller.

Unsterblicher Kreis.

Der Abend naht. Du wandelst unter Bäumen,
Die einst vielleicht dein Vater selbst gepflanzt,
Gesenkten Haupts dahin, von stillen Träumen
Und fahlen Blättern märchenhaft umtanzt;

Denn es ist Herbst. Die Pulse matter beben,
Die Welle stockt, vergilbt ist Blatt und Flur;
Ein Kirchhofschatten zieht sich durch das Leben,
Und traurig wird es rings in der Natur.

Was ist's nun, das, gleich Blume, Blatt und Welle,
Auch dich so schmerzvoll, Menschenherz durchbebt?
Ein dunkles Ahnen ist's aus inn'rer Quelle,
Daß innig Du mit der Natur verwebt.

Du aber weißt: dies Blatt und diese Blume,
Die scheinbar nun vor deinem Aug' vergeh'n,
Sie fallen nicht dem Tod zum Eigenthume,
Dem ew'gen nicht — sie werden neuersteh'n.

In and'rer Form vielleicht, doch eins im Wesen,
Doch eins im Drange geistiger Potenz;
Die Welle wird vom eis'gen Band sich lösen,
Und lispelt, hüpfend, über's Jahr: der Lenz!

Digitized by Google

Und Blatt und Blume dringen durch die Erde
In Keim-Atomen, um einſt, neuerweckt
Vom frühlingshellen Schöpfungswort „Es werde!“,
Das Grab vielleicht zu ſchmücken, das dich deckt.

Biſt Du nun, Menſch, Du muth'ger Denker, Seher,
Geringer denn als Welle, Blume, Blatt?
Du, der dem Blitz, dem Sonnenaug', und höher,
Der Gottheit ſelbſt im Forſchungsdrang genaht?

Nein, nein! — Auch Du wirſt nicht im All vergehen;
Kehrt doch ſelbſt dieſe Thräne einſt als Thau,
In deſſen Tropfen wieder dann erſtehen
Dein Bild, der Erde Grün, des Himmels Blau!

Und ſo wie Du, wird auch kein Saatkorn ſchwinden
Von deinem Thun. Broſamen, noch ſo klein,
Ins Meer geſtreut, man wird ſie einſt doch finden —
O ſtreu' Du Gutes nur ins Meer hinein.

Pädagogiſches.

1.

Lehrt doch vor Allem, und in kluger Weiſe,
Die Jugend ernſt, nach Herzensbildung trachten,
Daß ſie nur Echtes liebe, Echtes preiſe,
Den Schein nicht achtend, der ſtets zu verachten;
Winkt auch kein eitler Lohn auf dem Geleiſe,
Wie auf der Bahn des Falſchen, des Gemachten,
Siegt dennoch, glaubt mir, im Ideenkreiſe
Die Wahrheit einſt, nach der die Geiſter ſchmachten.
D'rum ſtrebt, daß auch in gleicher, reiner Schöne
Die Geiſtesbildung ſtreng gefördert werde,
Daß ſich der Geiſt zu Edlem früh gewöhne;
Denn hört, was ich im Buch des Lebens lernte:
Es gleicht das Menſchenhirn zum Theil der Erde —
Nur was man ſäht im Lenze wird zur Ernte.

Digitized by Google

2.

„Der Knabe ſoll austoben und ſich ſtählen,
Sich reizvoll leicht das Mädchen frei benehmen —"
Ein Hoch! den Phraſen, den ſo ſehr bequemen;
Wozu mit Sorgen ſich und Mühen quälen?
Die Tageschronik aber mag erzählen
Wohin ſie führen, wachſend zu Extremen,
Des „Tobens" und des „leichten" Weſens Schemen,
Die zwiſchen Selbſtmord dann und Schande wählen!
Hier liegt der Urgrund aller heut'gen Wirren,
Hier, wo die Mutter wehren ſollt' dem Knaben,
Wo Zucht umwehen ſollt' des Mädchens Gaben;
Denn hier greift in die Zukunft Menſchenirren,
Das nur die Parze ſühnt. Bedenket eben:
Verfehlt erzogen — ein verfehltes Leben!

Vom Baume der Menſchheit.

Wann wird in's Leben dringen auch die Lehre,
Daß Völkerglück bedingt durch Sitte ſei,
Und daß die Staatsraiſon doch mehr begehre,
Als hier die Phraſe, dort die Polizei?
Gar tiefe Wurzeln birgt der Menſchheit Baum!
Der Blätter Schmuck, der heit're Sonnenſchein,
Der Vögel Lobgeſang genügen kaum —
Den Boden macht zunächſt geſund und rein!

Bagatellen.

Cypreſſengeflüſter.

Alſo ſpricht die Cypreſſe: mein leiſes Rauſchen und Flüſtern
Biet' ich nicht Frohen, vielmehr Traurigen, traurig ich ſelbſt.

Auf das Grab einer Frühverklärten.

Ihr ward der Roſe ſchönes Los auf Erden:
Ein kurzer Sommertraum voll Duft und Licht,
Dann raſch vom Sturm entwurzelt — ſei's! nur nicht
Im Herbſte langſam, trüb entblättert werden.

Digitized by Google

Diagnoſe der Gegenwart.

Tücke nur und Sinnesgierde,
Maske, oder edle Blöße,
Keine Hoheit, keine Würde,
Größenwahn, doch keine Größe!

Die Schlauen.

(Nach G. Giuſti.)

Wir, die ganz Schlauen, ſteh'n
Immer ſchön aufrecht —
Blüht unſer Weizen doch,
Geht's Anderen ſchlecht.

Moderne Kritik.

Leichtblütig und geſchmackvoll ſei
Genannt leichtfertig Schlechtes,
Unecht dafür was echt und frei —
Ein Satz modernen Rechtes!

Aloys Fiſcher.

(Mit einem Portrait nach einer im Jahre 1863 aufgenommenen Photographie.)

Dem Andenken meines Freundes Alf![1])

Es war eine ernſte, und doch wieder eine heitere Zeit in der wir uns kennen lernten.

Ernſt, denn es war in Olmüz in der zweiten October-Hälfte des Jahres 1848, mehr braucht nicht geſagt zu werden.

Heiter, denn ich war damals ein junger Fant von ſiebenundzwanzig Jahren; Du warſt zwar ſchon lang über die Jahre hinaus bis zu denen die Römer den juvenis zählten, und von Haus aus ernſter angelegt, aber doch nicht unempfänglich für einen guten Spaß.

Denn ich meine ſchier es ſei die Anekdote von den zwei Schädeln „von großen Rákoczy“ [2]) die ich Dir damals zum beſten gab geweſen, was Dich mir zuerſt näher brachte; mußte ich ſie Dir doch ſo oft wieder erzählen, beſonders in Geſellſchaft wenn Solche dabei waren von denen Du vorausſetzteſt ſie könnte ihnen unbekannt ſein!

Dann ſchiedeſt Du von Kremſier um Deinem neuen ober-öſterreichiſchen Berufe gerecht zu werden.

Bevor Du dahin abgingſt traten wir auf Deinen Vorſchlag in einen Wiener Laden für Meerſchaumwaaren und kauften einander gegenſeitig eine Andenkenpfeife.

„Die Pfeife“, ſchriebſt Du mir dann am 31. Januar 1849 aus Linz, „wird fleißig geraucht und dabei immer freundlich und gern des Gebers gedacht. Wenn ich einſt ‚in der Hütte‘ meine Tage verbringen werde, wird ſie unter meine Penaten gehören.“

Sie hat ſich in Deinem Nachlaſſe gefunden!

Die meine iſt leider vorlängſt den Weg alles Irdiſchen gegangen.

Digitized by Google

Statt ihrer ſoll es ein Bleibenderes ſein das ich unter meine Penaten zu ſtellen habe und dem auch Andere, denen Du mit Deinem vollen liebenden, immer zum Wohlthun und Erfreuen offenen Herzen während Deines Erdenwallens nahe geſtanden, an ihrem Herde mit frommem Deingedenken einen Ehrenplatz gönnen werden:

Dein Lebensbild!

Wien im September 1884.

Helf.

1.

Ein Mutterſöhnlein.

Als die wohlehrſame Hausfrau Joſepha Maria geborne Schuhlerin ihrem geſtrengen Eheherrn, dem wohlbeſtallten k. k. Salz-Factor in Landeck und Graf Wolkenſtein'ſchen Pfleger der Herrſchaft Wiesberg Joſeph Joh. Nep. Fiſcher, das zweite Knäblein ſchenkte, fiel vom Ofengeſimſe „aus eigenem Impulſe" das Nachtlicht herab und verloſch. Dieſes ſonderbare Factum hat ſich als Familientradition erhalten, deſſen Deutung ohne Zweifel den Frau Baſen und Muhmen viel Kopfzerbrechens verurſachte. In ſeinen Knabenjahren mußte ſich der „Lois" oder „Hanna Lois" (Johann Aloys) wie er in der Familie hieß, von ſeinem älteren Bruder necken laſſen: das Licht ſei erloſchen als Zeichen daß ein dummer Junge zur Welt gekommen. Nun dieſe Auslegung war, wie die Folge zeigen ſollte, jedenfalls die richtige nicht...

Die Fiſcher, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Viſcher, erſcheinen am oberen Inn und in deſſen Seitenthälern in Wenns Prutz Flies; ein Viſcher erhält im ſiebzehnten Jahrhundert den Adelſtand mit dem Prädicate „Roſenburg". Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſiedelt ſich ein Ferdinand Fiſcher in Landeck an. Er iſt ein unternehmender Geſchäftsmann, treibt Handel bis nach Frankreich hinein, bringt mit Mühe und Opfern eine Straße über den Arl zuſtande und erhält dafür

Digitized by Google

von der Regierung den einträglichen Beförderungsdienst des Salzes aus Hall in die Schweiz, ein Amt das noch zu seinen Lebzeiten auf seinen Sohn Joseph übergeht; ein anderer Sohn Ferdinand wird Gerichtsschreiber im Orte. Joseph Fischer führt am 16. April 1792 die Tochter eines Compagnons der Strele'schen Handlung in Imst, namens Schuhler oder Schuler, zum Altar, die ihm drei Söhne gebar: Joseph am 3. April 1794, Aloys am 28. Januar 1796 und Anton am 13. October 1797 [3]). Sie war eine Frau die in Frömmigkeit aufging, und als solche bei Jung und Alt bekannt. Als an einem Nachmittage Schulmädchen auf dem Friedhofe des Ortes von einem Grabmal zum andern hüpften die Inschriften zu lesen, bemerkte eines derselben daß die Thüre der Capelle, die um diese Zeit geschlossen zu sein pflegte, etwas offen stand; neugierig lief es hin, guckte hinein und schlich sich wieder fort, indem es den Gespielinen zuflüsterte: „Die Heilige ist drinnen!" Es war die Fischerin die sie knieend im Gebete erblickt hatte.

Der Salz-Factor Fischer war ein Tyroler Patriot in des Wortes glühendster Bedeutung, dabei aufflammend und entschlossen, tapfer bis zur Verwegenheit. Standen doch die Landecker seit Menschengedenken im besten Ruf! Es waren noch keine hundert Jahre her daß ihre Väter die ersten gewesen die zum Stutzen gegriffen um die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Solche Zeiten waren jetzt wieder da. Es war im Jahre nach unseres Lois Geburt, als Kriegslärm erscholl und die Schützen-Compagnien von der Landschaft Befehl erhielten in das Etschland zu rücken. Die Brüder Joseph und Ferdinand Fischer stellten sich an die Spitze der Landecker. Die Franzosen standen in Botzen, ihre Vorposten beim Benedictiner-Kloster Gries. Die kaiserlichen Generale Loudon und Kerpen hatten sich, dem Feinde weichend, über den Brenner nach Innsbruck gezogen, als eben die Landecker die Etsch herabrückten und in Tscherms hielten, wo sie mit anderen Schützen-Compagnien aus dem Ober-Innthal und dem Vintschgau zusammenstießen. Joseph Fischer knirschte vor Ingrimm daß es nichts mehr zu thun geben solle, und beschloß den Franzosen mindestens einen Schabernack zu spielen. Er brachte aus den Schützen-Compagnien bei zwanzig Trompeter zusammen, die aus vollen Backen blasen mußten, trieb eben so viel Pferde auf, dann ritt er an ihrer Spitze, in der rechten Hand den Säbel, in der linken eine Pistole, von Terlan gegen Botzen vor. Voll Schrecken verließen die feindlichen Vorposten Gries und liefen nach Botzen hinein, von wo sich

Digitized by Google

die Franzoſen, die meinten die große Maſſe des Landſturmes rücke heran, in Eile nach Neumarkt zurückzogen. Unſer Salz-Factor aber ritt als Sieger in Botzen ein, ließ ſeine Trompeter mit Wein laben und kehrte dann wieder um, froh den luſtigen Franzmännern Schrecken eingejagt zu haben. Dieſe mußten indeſſen bald inne geworden ſein was ihnen für ein Poſſen geſpielt worden, rückten wieder vor und beſetzten Botzen auf's neue. Aber nun marſchirten auch die Kaiſerlichen gegen ſie heran; eine Abtheilung Frei-Corpsiſten und eine von Stabs-Dragonern ſäuberten unter Mitwirkung der Landecker Compagnie die Auen an der Etſch und drängten die Franzoſen auf's andere Ufer zurück, bis General Loudon zur Stelle war, Botzen einnahm und dann bis Trient vorrückte. Fiſcher blieb an der Spitze ſeiner Compagnie bis zum Ende des Feldzuges und ebenſo in den Jahren darauf, ſo oft der Landſturm aufgeboten wurde.

In dieſem Kriegslärm wuchs der Hanna Lois auf. Er war ein aufgeweckter Knabe, auch in dem Sinne daß er mit dem Hahnenruf erwachte und dann ſogleich, zum jedesmaligen Aerger ſeines älteren Bruders der gern weiter geſchlafen hätte, nach dem Morgen-Kaffee rief und ſo lang ſchrie bis ihm dieſer gebracht wurde. Er ſchien ſeinem Vater nachzugerathen, zeigte Muth und hatte gute Einfälle. Im Jahre 1799 hieß es auf einmal die Ruſſen würden durch Landeck kommen, „die Ruſſen welche die kleinen Kinder freſſen", was alle Mütter in Todesangſt verſetzte. Endlich waren ſie da; aber ohne Sang und Klang marſchirten ſie durch den Ort, und das kam dem kleinen Lois nicht in der Ordnung vor. Er ſchlich aus dem Zimmer, holte ſich ſeine Trommel und ſtellte ſich vor die Hausthür, wo er das Kalbsfell ſo tapfer bearbeitete daß die vorüberziehenden Soldaten ihre helle Freude daran hatten.

Bei der häufigen Abweſenheit des Vaters im Felde oder in Geſchäften lag die Sorge der Erziehung der drei Knaben faſt allein der Mutter ob, deren ausgeſprochener Liebling der Zweitgeborne war. Er war empfänglich für ihr frommes Thun und Weſen und hatte dabei einen offenen Sinn für den unſchuldsvollen Liebreiz der Natur, und eine größere Freude konnte ſie ihm nicht bereiten als wenn ſie ihn auf eine Wallfahrt mitnahm. Wallfahrtsorte ſind meiſt von einer doppelten Romantik umwoben, einer myſtiſchen und einer idylliſchen, was auf das empfindſame Gemüth des Kleinen tief einwirkte. Mitunter fiel freilich etwas dazwiſchen was die andächtige Stimmung ſtörte. So lebte nahe der Wallfahrtskirche Kronburg zu Füßen eines mächtigen mit den Ruinen

Digitized by Google

des Schlosses gekrönten Kogels in einer hölzernen Hütte am Saume des Waldes ein Einsiedler, den die Wallfahrenden nach verrichteter Andacht zu besuchen pflegten. Er besaß einen abgerichteten Gimpel und auf diesen und dessen Besitzer, den frommen Bruder, freute sich der Knabe immer so herzinniglich, daß ihm die Zeit die er zuvor mit der betenden Mutter in der Kirche zubringen mußte wohl zu lang wurde. In Sommerszeit ging die Mutter mit ihren Knaben häufig nach dem Abendessen zu dem „Bilde", einer vom Walde und frommen Gemüthern gedichteten Idylle, die von den Dorfleuten an Sonn- und Feiertagen nach dem in der Ortskirche abgehaltenen Rosenkranz besucht zu werden pflegte. Auch zu Hause fehlte es nicht an religiöser Poesie, deren Keime sich tief in die Gemüther der Knaben, besonders des kleinen Luis, legten. Im Schlafzimmer war ein großer Altar wo sie mit aller Bequemlichkeit Messe lesen konnten; die Meßkleider wurden aus buntem Papier angefertigt, ein kleiner Napf mit Weihwasser und ein Rauchfaß waren zur Hand; auch für Glöckchen war vom Hafner gesorgt, die so voll erklangen daß bei offenem Fenster die Laute weit in die Nachbarschaft zu vernehmen waren. Am Abend wurden im Hausgang Processionen mit Kreuz und Fahne veranstaltet; war es ein Sonntag so mußten die Mutter und der Schreiber mit dem Hausgesinde daran theilnehmen.

Es kam das Jahr 1805 und der Vater mußte wieder in den Krieg. In dieser Zeit mochte es gewesen sein daß die Landecker unter ihrem tapfern Hauptmann in die Berge ober Nauders gegen das Engadin beordert wurden, und der Commandant des im Thale postirten kaiserlichen Militairs ihnen bedeutete, ihren Posten so lang zu behaupten bis sie den Befehl erhielten wieder abzurücken. Da kam am andern Tage zufällig ein Bäuerlein hinauf und von diesem erfuhr Fischer daß die Soldaten, ohne ihn es wissen zu lassen, vor ein paar Stunden abgezogen seien und in Tschuppach Nachtlager halten würden. Sogleich ließ Fischer empört über diese Vernachläßigung seine Leute aufbrechen, traf in Tschuppach ein und machte dem Commandanten im Angesichte Aller so heftige Vorwürfe, daß jener seine Mannschaft den Landeckern gegenüber aufmarschiren ließ. Schon hatte Fischer seinen Schützen „Richt' euch!" zugerufen, als der Officier ruhiger wurde und die Soldaten in ihre Quartiere zurück commandirte, womit dieser Zwischenfall beendet war. So heftig Fischer bei solchen Anlässen aufbrausen konnte, so sehr wurde seine Kaltblütigkeit im Gefechte gerühmt und selbst vom Militair bewundert. Eine silberne

Digitized by Google

und zwei goldene Medaillen wurden ihm nacheinander zugesprochen. Aber die Aufregungen und Strapazen zehrten an seinen Kräften; dazu die tiefe Kränkung daß alle Mühe vergebens, das schwere Herzeleid den kaiserlichen Adler mit den bayerischen Farben vertauschen zu müßen! Auch mit seinem Vermögen war es thalabwärts gegangen; er hatte für Lieferungen an die Armee bei 12000 fl. zu fordern, wovon er jetzt, wo das Land seinen Herrn gewechselt hatte, nicht einen Kreuzer erhielt. So sank er 1807 vorzeitig in's Grab! [4])

Die Erhaltung der Familie lag nun ganz der alleinstehenden Frau ob, was ihr große Sorgen bereitete. Wie oft hörten sie die Knaben, nachdem schon das Licht ausgelöscht war, noch lang laut im Bette beten, nicht nach vorgeschriebenen Formeln, sondern wie es ihre natürliche Inbrunst ihr eingab. Sie war musikalisch, spielte die Mandoline und hatte eine angenehme Stimme, aber nie waren es andere als geistliche oder patriotische Lieder welche die Knaben aus ihrem Munde hörten. Sie war darauf bedacht ihnen nur Kinder aus den besten Familien beizugesellen; zwar rissen jene oftmals aus und tummelten sich mit wilden Jungen im Dorfe herum, was jedoch, da diese blos roh aber nicht unsittlich waren, der mütterlichen Erziehung keinen Abbruch that. Den Grund den eine fromme Häuslichkeit gelegt hatte half die Schule weiter ausbauen. Jeden Tag war Schulmesse, vor und nach jeder Schulstunde ein gemeinsames lautes Vaterunser und der englische Gruß; an Sonn- und Feiertagen Predigt und Amt, Rosenkranz und eine kurze Christenlehre.

Als sein Vater starb war der eilfjährige Aloys noch in der Ortsschule. Er war ein muthwilliger Knabe und vielleicht der lebhafteste des Ortes, aber seine Mutter vermochte alles über ihn. Den Ort Landeck bilden zwei Gemeinden, Perfuchs am linken und Angedair am rechten Ufer des Inn; die Familie des verstorbenen Salz-Factors war in Angedair, die des Gerichtsschreibers in Perfuchs. Das Meßnerhaus stand einsam vom Orte entfernt und noch um 150 Schritte weiter war das St. Michaels-Kirchlein. Es hatte eine Krypta mit halbverfallenem Altar, zu beiden Seiten desselben aufgeschichtete Todtenschädel und Gebeine, deren Anblick in dem matt erleuchteten Raume schier mit Schaudern erfüllte. In der Kirche waren die Stationen gemalt, deren Darstellungen mitunter gräßlich zu schauen waren. In dieses Gotteshaus hieß die Mutter ihren Luis, mit Ausnahme der rauhesten Winter-Monate, an jedem Freitag gehen den Kreuzweg abzubeten. Wie oft überfiel da den Knaben,

Digitized by Google

entfernt von menschlichen Wohnungen, während das Fähnlein am Dache vom Winde getrieben schauerliche Töne hören ließ, eine unbeschreibliche Angst und er sputete sich seine Gebete so schnell als möglich herzusagen um nur bald wieder unter Leute zu kommen!

Im Jahre 1808 gab die Witwe ihren Zweiten nach Imst zu ihrer Mutter, damit er im Strele'schen Geschäfte etwas lerne. Es kam aber dabei nicht viel heraus, der Bursche trieb sich lieber mit Gesellen im Freien herum, und als nun 1809 von einem neuen Kriege mit Frankreich gesprochen wurde nahm ihn die Mutter wieder nach Hause. Eines Tages saß er neben ihr an dem steinernen Tisch und blickte zum Fenster hinaus. Da kamen Männer aus dem Orte die Straße herauf, mit Stutzen bewaffnet, die Schießtasche am Rücken, an den Hüten weiße und grüne Bänder. „Was gibt's denn heute?" rief der Luis hinüber. ‚Die Bayern werden wir hinausjagen', sagte der Schullehrer der mitten unter ihnen ging. Da erhob sich die Witwe mit heftiger Bewegung vom Sitze und stimmte mit ihrem klangvollen Organ das Tyroler-Lied an:

Schützen auf, es ruft der Kaiser,
schmückt den Hut mit Band und Reiser,
nehmt den Stutzen in die Hand
und damit in's Unterland!

und dann mit überquellenden Gefühlen das lang unterdrückte „Gott erhalte", und die Thränen rollten in großen Perlen über die Wangen ihres Jungen, er wußte selbst nicht warum. Bald vernahmen sie Trommelschlag und alles lief der Kirche zu, die Fischerin mit ihren drei Buben mit im Haufen, und als nun der Curat mit warmen Worten zu den Schützen sprach da gab es neue Thränen, und als aus den Bergen um Landeck immer mehr und immer neue Schützen eintrafen und Trommelwirbel und Schwegelpfiffe ertönten, da pochte laut und lauter das jugendliche Herz: „jetzt werden wir wieder kaiserlich werden!" Und nun währte es in die Monate fort, daß eine freudige Nachricht nach der andern zu hören war: die Hinausdrängung der Bayern aus dem Lande, der Sieg in der offenen Feldschlacht am Berge Isel, Andreas Hofer's Einzug in Innsbruck, dazwischen die Namen Speckbacher, Straub, Haspinger von unserer, Lefebvre und Wrede von der andern Seite. Doch im Marchfelde und bei Znaim ging es den Kaiserlichen schlecht, und das wirkte zuletzt bis in die Tyroler Berge zurück. Am 9. April waren im Pusterthale die ersten Schüsse gefallen, am 8. December verhallten hier die letzten.

Digitized by Google

Haspinger fand Verstecke im Vintschgau, Speckbacher floh von Schneehöhe zu Schneehöhe, beide entkamen spät und auf Umwegen nach Oesterreich; nur der edle Peter Mayer kam in Botzen vor die Kugeln, der tapfere Sandwirth in Mantua. . . .

Die Ereignisse des Jahres 1809 haben bei jedem Tyroler der jene Tage durchlebte einen tiefen Eindruck zurückgelassen. Die Landecker gedachten oft Joseph Fischer's. „Wenn der das Kriegsjahr erlebt hätte", meinten sie, „würde er ein großer Mann geworden sein oder die Franzosen würden ihn erschossen haben wie den Hofer." Da er nicht mehr am Leben war, wurde nun sein Bruder Ferdinand der Landgerichtsschreiber und Unter-Intendant durch Erhebung in den Adelsstand mit dem Prädicat „von Edelau" ausgezeichnet; der war wohl auch ein braver Tyroler und in den Kämpfen zum Schutze des Landes nicht zurückgeblieben, allein dem Verstorbenen reichte er nicht das Wasser! In dem jungen Aloys hatte, was er zuletzt erlebt, den Sinn für die Schicksale seiner Heimat geweckt. Die Gegend wo seine Wiege gestanden war classischer Boden. Die nahe Pontlaz-Brücke wies auf die Römerzeiten zurück: Pons Latii. Im Weiler Letz, zur Pfarre Zams gehörig, ist noch heute ein Römer-Thurm zu schauen. Im „Götzenacker" von Perjen, einem Weiler nächst Perfuchs, wurden durch den Pflug uralte Penaten an den Tag gebracht die jetzt im Innsbrucker Museum aufbewahrt sind. Im Mittelalter war Landeck ein lebhafter blühender Ort, wo die aus den Erzherzogthümern nach der Schweiz und aus Süd-Deutschland nach Italien führenden Straßen einander kreuzten. In Landeck war es wo der von Kaiser Sigmund geächtete Friedrich „mit der leeren Tasche" zuerst wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlte; von hier ging die Bewegung unter dem Bauernvolke aus, die zuletzt das Land sich und seinem angestammten Fürsten zurückgewann. Wenn Passeier das tyrolische Schwyz genannt werde, meint Hormayr, so sei Landeck das tyrolische Uri. Im Pontlazer Engpaß fand 1703 jener merkwürdige Kampf statt wo die Bauern der beiden oberen Gerichte ein bayerisches Corps bis auf den letzten Mann niedermachten, so daß kein Bote da war dem Churfürsten, der sich als Sieger in Innsbruck wähnte, die Schreckenskunde zu bringen. Wenn der junge Angedairer an diesen Ort kam, da malte ihm seine Phantasie jene Kämpfe vor die den Namen Martin Sterzinger berühmt gemacht hatten, und noch lebhafter wurde er ergriffen wenn er das Tullnfeld erblickte. War es doch erst wenig Monde her wo noch alles im Lande voll Jubel

Digitized by Google

und Hoffnung war! Der französische Obrist, der da mit den siegreichen Bauern unterhandeln wollen, hatte nach ihrem Anführer gefragt. „Wir haben keinen", war die Antwort gewesen. . . .

. .

2.

Lehr- und Wanderjahre.

Das „Landl" war also wieder bayerisch! Während des Krieges oder nach dem Kriege war bei Fischer's ein Major Baron Seibelsdorf einquartiert; es hieß er gelte viel bei der Königin, und da er den muntern Jungen lieb gewann drang er in die Witwe ihm denselben anzuvertrauen, es koste ihn ein Wort um ihn nach München in das königl. Cadeten-Institut zu bringen. Doch sie wollte davon nichts wissen: wie konnte eine tyrolische Mutter, zumal zu jener Zeit, eines ihrer Kinder nach Bayern geben!

Doch mußte jetzt ernstlich erwogen werden was aus dem begabten Burschen, der ins vierzehnte Jahr ging, werden solle. Es scheint daß die Mutter, deren Liebling er war, ihn nicht von sich lassen wollte, und so brachte sie ihn für's erste in die Kanzlei des königl. bayerischen Landgerichtes, wo er schreiben sollte. Allein der Landrichter Wochinger, ein wohlmeinender Mann, gewahrte bald daß hinter dem Jungen mehr steckte als ein bloser Copist, er verwendete ihn zu protocollarischen Verhandlungen mit gutem Erfolg und redete zuletzt der Mutter zu, ihn studiren zu lassen. Dazu sollte sich bald Gelegenheit finden.

Frau Fischer verrückte 1811 ihren Witwenstuhl und gab nach vierjährigem Alleinsein voller Sorgen und Prüfungen ihre Hand dem Landecker Advocaten Dr. Joseph de Carl ob Hohenbalken. Der Hochzeit wohnte der geistliche Bruder des Bräutigams Caspar, damals Präfect im Seminarium zu Chur, bei und es wurde beschlossen den jungen Aloys ihm mitzugeben um ihn in das lateinische Studium einzuführen. Er blieb aber nur vier ein halb Monat dort, da es nach bayerischen Gesetzen verboten war im Auslande zu studiren, und er mußte nun wieder nach Landeck zurück, wo ihn der Stiefvater in seiner Kanzlei verwendete. Mit 1. November 1812 kam er nach Innsbruck ans Gymnasium, wo er, weil man den bald siebzehnjährigen „Lackel" nicht mit den jüngeren „Fratzen" in eine Classe gehen lassen wollte, gleich in die dritte auf-

Digitized by Google

genommen wurde. Es ging da anfangs schwer, so daß er sich trotz der Beihilfe eines „Instructors" am Schluße des Jahres bei allem Fleiße unter etwa 18 Mitschülern unter den fünf letzten befand. Im folgenden Schuljahre war es etwas besser, doch immer noch hart genug. In dieser Innsbrucker Zeit war es ohne Zweifel wo der junge Landecker mit dem nahezu fünf Jahre älteren Hans Senn — geb. 1. April 1792 zu Pfunds, wo sein Vater Landrichter war[5]) — bekannt wurde, und die beiden Jünglinge umschloß bald ein Band der innigsten Freundschaft. Senn war ein Mensch von außerordentlicher Begabung, aber auch von einer sehr gefährlichen, besonders für Aloys, den gehorsamen Sohn einer so frommen und glaubensinnigen Mutter, der durch jenen zuerst auf das Gebiet des Zweifels geführt wurde. Der Unterricht am Gymnasium bildete keine Schutzwehr gegen dieses Uebel. Die Lehrer sahen fast nur darauf daß die Schüler die tägliche Messe nicht versäumten und keine Wirthshäuser besuchten; Sonntags war eine Predigt, „deren Nutzen mehr als zweifelhaft war".

Mittlerweile wurde Tyrol wieder kaiserlich und Fischer ging nun ein zweitesmal nach Chur, wo er die „Poesie" und „Rhetorik" in einem Jahre vollendete, 1814/15. Als er aber nach Innsbruck zurückkehrte um dort in die „philosophischen" Jahrgänge einzutreten, fand das ausländische Zeugnis, wie früher unter der bayerischen Regierung, keine Geltung. Es wurde ihm zwar erlaubt die Vorlesungen zu besuchen, sein Betragen wurde „den akademischen Gesetzen gemäß" befunden, er legte auch die Prüfungen ab, doch alles das nur in der Eigenschaft als „Privatist"[6]).

In diesem Jahre 1816 fand die Huldigung für Tyrol statt. Es erschienen bei 12.000 Landesschützen aus allen Gegenden des Landes, wo sie vom Rennplatze bis hinab zum Löwenhaus aufgestellt wurden; dazu eine ungeheure Menge Volkes. Da zeigte sich Kaiser Franz auf dem Balcon der Hofburg, einzelne Vivats ertönten, darunter am kräftigsten die des Fischer-Luis, aber die Masse verhielt sich still. Unser Studiosus stand neben einem Bauern aus dem Pitzthal und forderte ihn auf doch auch ein schallendes Hoch loszulassen. „Mein lieber junger Mensch", entgegnete dieser, „ich kann nicht schreien, das Herz ist mir zu voll!" Diese vom wahrsten Gefühl eingegebenen Worte trafen unsern Aloys so tief daß nun er selbst nicht mehr Vivat rufen konnte.

Im Herbst darauf ging Fischer nach Wien um das II. Jahr Philosophie zu hören. Auch hier wurde ihm die Aufnahme verweigert; er

Digitized by Google

besuchte zwar das ganze Jahr fleißig die Vorlesungen, allein die erhoffte Zulassung zu den Prüfungen versagte. Seine Lage war nun wirklich eine bedauernswerthe; kaum der hundertste würde den Muth behalten haben das angestrebte Ziel weiter zu verfolgen. Sein Stiefvater wollte kein Geld schicken; seine Mutter brachte das wenige, womit sie ihn und seine Brüder die gleichfalls studierten unterstützen konnte, mit Mühen und Sorgen auf; für eine Stelle als Hofmeister oder auch nur Instructor fehlte es ihm an Bekanntschaften. Man rieth ihm bei einem Amte einzutreten für welches die juridisch-politischen Studien nicht erfordert würden; allein das mochte er nicht. Da leuchtete ihm plötzlich ein Stern der Hoffnung. Für die Erzherzogin Leopoldine als Braut Don Pedro's von Brasilien wurden Reisevorbereitungen getroffen; sie sollte Gelehrte Künstler Studenten, auch tüchtige Handwerker in ihre neue Heimat mitbringen. Durch eine Hofdame der Kaiser-Braut Gräfin Rosa Sarnthein wurde ein Tyroler Student aufgefordert sich zur Mitnahme zu melden, dort seine Studien zu vollenden und in den brasilianischen Staatsdienst einzutreten. Der hatte aber keine Lust dazu und schlug seinen Landsmann Fischer vor. Wer war froher als dieser! Er wäre, um sich eine anständige Zukunft zu sichern, ans Ende der Welt gegangen. Doch seine Mutter bat ihn zu bleiben. Sie hatte aus ihrer zweiten Ehe keine Kinder und neigte immer mehr zur Schwermuth hin, er durfte ihr diesen neuen Schmerz nicht zufügen und ließ den liebgewonnenen Plan fahren.

Er stand nun da wo er früher gestanden hatte. Er versuchte es in Grätz, allein dort machte man ganz dieselben Einwendungen wie in Wien; sehr begreiflich, da ja die Gesetze die nämlichen waren. Er kehrte nach Wien zurück, stellte sich dem Professor des Natur- Staats- und Völkerrechts sowie der Strafgesetzkunde Regierungsrath Franz Edlen von Egger vor, schilderte ihm offen seine Lage und bat ihn um Rath und Unterstützung. Egger, auf welchen der junge Mann, wie auf Alle denen er sich gab wie er war, einen günstigen Eindruck machte, sagte seine Verwendung zu und erwirkte für denselben beim Rector die Erlaubnis die Prüfungen aus den philosophischen Lehrgegenständen abzulegen. Ihm die Wege zu ebnen trug ohne Zweifel die Rücksicht auf die großen patriotischen Verdienste seines Vaters bei, um derentwillen ihm aus seiner Heimat wiederholt die wärmste Fürsprache zutheil wurde[7]). Die nachträglichen Prüfungen wurden mit Erfolg abgelegt; am 10. November 1818

Digitized by Google

erfolgte Fiſcher's Immatriculation als Hörer der Rechte im I. Jahre, und ſein Nachen war für's erſte wieder flott.

In Wien erweiterte ſich der Kreis von Fiſcher's Bekanntſchaften immer mehr, nicht blos unter ſeinen Mitſchülern, ſondern auch unter den Juriſten des vorhergehenden und des nachfolgenden Jahrganges. Dahin gehörten Baron Anton Doblhoff, Florian von Macchio, Ludwig Joſeph Pontzen, Max. Joſeph Gritzner, Rudolf Ritter von Smetana, Franz Joſeph Edler von Bruchmann u. A. m.*) Sein Umgang beſchränkte ſich nicht auf ſtudentiſche Kreiſe. Durch Senn, mit welchem er ſich in Wien wieder zuſammenfand, lernte er Franz Schubert kennen, der mit ihm bald ſehr vertraut wurde; wenn ſie manchmal bis Mitternacht im Wirthshaus geſeſſen und dann aufbrachen um nach Hauſe zu gehen, ſchob Schubert ſeinen Arm in den Fiſcher's und quartierte ſich für die Nacht bei ihm ein, um bis tief in den Morgen hinein zu ſchlafen. Am meiſten war er aber mit Senn, der in ſeinen Kreiſen ein unglaubliches Anſehen genoß. Senn ſagte einmal zu Fiſcher: „Wie kommt es daß Du Dich mir nicht beugſt? Ich bemerke von Allen mit denen ich in nähern Umgang trete, daß ſie ſich mir gegenüber mehr oder minder gedrückt fühlen; nur Du biſt, ſeit ich Dich kenne, Dir ſtets gleich geblieben.“ Fiſcher meinte, das möge daher rühren daß er zu wenig Verſtändnis für Senn's Doctrinen habe, was aber wieder Senn nicht zugeben wollte.

Die tiefe und ernſte Gläubigkeit, die Fiſcher im elterlichen Hauſe in ſich aufgenommen hatte, war nun ſchon lang erſchüttert, und je näher er mit den philoſophiſchen Doctrinen, und mit denen die ſie trieben und in deren Kreiſen er ſich bewegte, bekannt wurde, deſto mehr erkaltete die Innigkeit jener beſeligenden Anſchauungen und Gefühle, mit denen er vordem in die Welt hinein und zum Himmel hinauf geblickt hatte. Es herrſchte damals an den öſterreichiſchen Univerſitäten die kantiſche Philoſophie; nur Bolzano in Prag und Remboldt in Wien verſuchten eigene Wege zu gehen; jener war deshalb einige Jahre früher vom Lehramt entfernt worden, dieſer erfuhr, weil er ſich an das vorgeſchriebene Lehrbuch nicht halten wollte, von hoher Stelle eine Mahnung nach der andern. Unter den ſtrebſameren Jünglingen wurde Schelling viel beſprochen, der ältere Hegel war weniger beachtet. Von den deutſchen Heroen der Literatur wurde Herder mit Enthuſiasmus geleſen und durch [illegible] der Rationalismus zur Geltung gebracht, wie denn [illegible]

Digitized by Google

tung die schöne Literatur nicht weniger mitwirkte als die Philosophie. Es ist eine beklagenswerthe Thatsache daß das classische Schriftstellerthum der Deutschen fast ausnahmslos dem modernen Heidenthum angehört; Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, war einer von ihnen gläubiger Christ?! [9]). Wie anders bei den Franzosen und Engländern, die wohl auch ihre ungläubigen Heroen haben, aber daneben eben so anerkannte literarische Größen von durchaus religiösem Charakter. Oder würde es der frivolste Franzose wagen, blos vom literarischen, ich möchte sagen stylistischen Standpunkt aus, einen Bossuet und Fenelon, einen Bourdaloue und Massillon nicht ebenso unter seine Classiker reihen zu lassen wie einen Voltaire und J. J. Rousseau, einen Helvetius und Diderot?!

So stand denn Fischer eines Tages als vollendeter Rationalist da, und wie es all denen ergeht die den festen Grund des Glaubens verloren haben ohne doch völligem Unglauben anheimzufallen, so kam von da an eine grübelnde Unruhe über ihn, die ihn alles prüfen und doch nirgends das finden ließ nach was er immer und überall suchte: den innern Frieden, die stille Heiterkeit des Gemüthes, deren Werth er jetzt erst wo er sie verloren hatte recht fühlen lernte. Sein Freund Bruchmann war Anhänger Schelling's mit welchem er in Briefwechsel stand und den er später in München aufsuchte um ihn persönlich kennen zu lernen; allein Fischern genügte Schelling nicht, es hänge, meinte er, dem Münchener Philosophen zu viel vom positiven Christenthume an. Für die Lehre Hegel's fehlte Fischer, wie er offen bekannte, das Verständnis; auch war es ihm gar nicht darum zu thun diesem System auf den Grund zu kommen. Er las viel, auch philosophische Bücher, aber ohne ernstes und festes Ziel, er blieb in der Literatur, wie er selbst von sich sagte, nur Tourist. Den „Brodstudien" lag er blos um der Prüfungen willen ob; nur die Rechts-Philosophie flößte ihm größeres Interesse ein, paßte sie doch zu dem Rationalismus worin er jetzt steckte! Mehr Ausdauer hatte er im persönlichen Gedankenaustausch. Er pflog Umgang mit einem philosophischen Sonderling, einem der sonderbarsten Käuze die damals in Wien lebten, der wie ein Student wohnte und junge Leute von aufstrebendem Geiste an sich zu ziehen liebte; Fischer brachte Monate hindurch täglich Stunden bei ihm zu, wobei sich jener alle erdenkliche Mühe gab ihn zum Idealismus zu bekehren [10]). Zu gleicher Zeit befand er sich in der Schule eines Pantheisten vom reinsten Wasser, was sein Freund Senn damals war, der stundenlang mit ihm disputiren oder in ihn

Digitized by Google

hineinreden konnte. Aber der Pantheismus übte auf ihn noch weniger Anziehungskraft als der Idealismus; er fand in der verschwommenen Haltlosigkeit dieses Systemes nichts was ihm Trost gewähren konnte; die Lehre ließ ihn kalt und unberührt. Gefährlicher war für ihn der Umgang mit einem Illuminaten, dem k. k. Hauptmann a. D. Wilhelm Friedrich von Mayern, Verfasser der zu seiner Zeit viel besprochenen, 1816 in dritter Auflage erschienenen „Dya-Na-Sore oder die Wanderer". Mayern, heute verschollen und vergessen, war ein hoch verdienter kenntnisreicher im Gespräche höchst anregender Mann, „einer der seltsamsten und dabei edelsten Sonderlinge", wie ihn sein Biograph nennt, und man begreift welchen Eindruck der Verkehr mit einer so interessanten Persönlichkeit auf den empfänglichen Geist Fischer's machen mußte. Aber zuletzt erreichten weder der Illuminat noch der Idealist und der Pantheist ihren Zweck und oft, wenn Fischer ihnen nicht mehr recht Stand halten konnte, brach er den Wortstreit mit dem Galileismus ab: „Und doch gibt es einen Schöpfer Himmels und der Erde!" Denn trotz alles Zweifelns und Grübelns und Vernünftelns, tief unten in seinem Gemüthe wurzelte immer zäh was seine Mutter gesäet hatte! [11])

Allein noch ganz andere Dinge bewegten damals die jungen Köpfe. Es war eine hitzige Zeit. Am 18. October 1817 war das Wartburgfest gefeiert worden, ein Ereignis von leidenschaftlichstem Charakter, das in der Ermordung Kotzebue's am 23. März 1819 seinen blutigen Ausbruch und in den Karlsbader Beschlüssen vom 20. September sein scharfes Widerspiel fand. Die beiden Universitäten Wien und Prag blieben davon nicht ganz unberührt, wenn es gleich bei der Leichtlebigkeit des österreichischen Studenten mehr einem gefährlichen Spielen mit dem Feuer glich, als daß es auf ernste Unternehmungen abgesehen war. Es fragt sich ob Senn förmlich einem Bunde angehörte; gewiß aber ist, daß sein unwiderstehlich hinreißendes Wesen Funken nach allen Seiten stob, die dann, vielleicht wider seinen Willen, in den jungen Brauseköpfen zündeten. „Senn ist der einzige Mensch", so ungefähr schrieb einer derselben in sein Tagebuch, „der im Stande wäre für eine Idee in den Tod zu gehen." Eines Tages nun lud ein Hörer des ersten juristischen Jahrganges — Fischer befand sich bereits im zweiten [12]) — zwei seiner Mitschüler ein, einem Bunde beizutreten der auf einen Umschwung in Staat und Kirche abziele und bereits viele Mitglieder zähle. Die Beiden waren unter der Voraussetzung dazu bereit daß auch Fischer beiträte.

Digitized by Google

Dieser aber beschied sie, dem „Verschwörer" in seinem Namen zu sagen: er möge zuerst seine Pflichten als Student erfüllen, ehe er sich mit solchen Planen befasse. Es scheint auch nichts greifbares daraus geworden zu sein, während es anderseits an allerhand hitzigen und unüberlegten Reden am Wirthshaustische nicht fehlte.

Es war in dieser Zeit daß ein Brief seiner Mutter aus Landeck kam, worin ihm diese den Tod seines Stiefvaters — Mitte Januar 1820 — anzeigte und ihn aufforderte zu ihr zu kommen um ihr die Verlassenschaft ordnen zu helfen. Fischer zögerte keinen Augenblick. Den Abend vor seiner Abreise, 20. Januar, bereiteten ihm seine Freunde in einem Gasthause der Landstraße einen Abschieds-Commers. Aber mitten unter den bekannten Gesichtern gewahrten die jungen Leute ein fremdes. Fischer trat auf den Gast zu und fragte ihn studentisch: „Wie heißt du?" ‚Ich bin mit Ihnen nicht du', gab der andere barsch zurück. Auf das hin bemerkte ihm Fischer ruhig daß hier eine geschlossene Gesellschaft sei, und ersuchte ihn sich ein anderes Zimmer zu wählen. Es erfolgte abermals eine unhöfliche Antwort, worauf ein Doctor der Rechte der hinter Fischer stand vortrat, den Eindringling beim Kragen packte und etwas unsanft zur Thüre hinausbeförderte. Nun erst waren unsere Studiosen unter sich und blieben es, unter ernsten und heiteren Gesprächen, bis 4 Uhr morgens den 21., wo Fischer seine Heimreise antrat. Aber schon in Salzburg begann sich das Gewitter, das in der Wirthshaus-Scene vom 20. seinen Ursprung hatte, über seinem Haupte zu entladen. Beim Thor wurde ihm der Paß abgefordert und bedeutet, er habe selben beim k. k. Polizei-Commissariat abzuholen. Es war Mittag vorüber als Fischer sich im Amt meldete, und das war sein Glück; denn der einzige Beamte der sich noch im Bureau befand, offenbar von Theilnahme für den blühenden jungen Menschen ergriffen, sagte ihm rasch: „Machen Sie daß Sie fortkommen, es ist ein Steckbrief da." Fischer war wie vom Donner gerührt. Aber da gab es kein Besinnen. Also geschwind einen Einspänner gedungen: „Sieh zu daß du mich nach Bayern hinüber schwärzest!" Um Mitternacht war man vor dem Gränzhause, wo der Schlagbaum den Weg sperrte. Ein alter Zollwächter, in eine Wildschur gehüllt, eine Pelzhaube tief in der Stirn, trat mit einer Laterne heraus und verlangte den Paß zu sehen. Fischer fuhr in seine Taschen und stellte sich als ob er darnach griffe. Da bat der Kutscher den Mann, er möge mittlerweile den Schlagbaum aufziehen da sein Pferd leicht scheue. Dieser

Digitized by Google

that es, während der Reisende noch immer eifrig suchte; aber jetzt gab der Kutscher dem Pferde einen Peitschenhieb und fort ging es auf der Straße daß Kies und Funken stoben in die Nacht hinein. Ohne weitere Anstände fuhr man durch das Stück Bayern nach Tyrol, dann über Kufstein Rattenberg Hall, und von Mühlau bei Innsbruck durch die am linken Ufer gelegenen Vororte St. Nicolaus und Mariahilf in's Gasthaus zum „Rößl in der Au". Hier wartete Fischer den nächsten Eilwagen in das obere Inn-Thal ab und am Tage darauf war er bei seiner Mutter in Landeck. Allein bald traf ein versiegeltes Schreiben ein, das ihn aufforderte am nächsten Vormittage 9 Uhr sich dem Kreishauptmanne Benz in Imst vorzustellen. Dort wurde ihm vorerst Haus-Arrest dictirt den der Kreishauptmann, auf die Vorstellung des jungen Mannes, seine Mutter befinde sich in einem so herabgestimmten Zustande daß sie dies, wenn sie es inne würde, auf das schlimmste angreifen müßte, in Dorf-Arrest in Landeck umwandelte. Fischer aber lag daran seine Studien fortzusetzen und er fuhr darum, mit Verletzung des ihm auferlegten Dorf-Arrestes, an einem der nächsten Tage nach Innsbruck um sich beim Studien-Directorate als Privatist einschreiben zu lassen und die Erlaubnis zur Ablegung der Prüfungen am Ende des Semesters zu erwirken. Doch schon hatte das wachsame Landgericht von Landeck ein Aviso in die Hauptstadt geschickt daß der nächste Postwagen aus dem Oberlande den staatsgefährlichen Studiosus Juris Aloys Fischer bringen werde, der denn gleich beim Aussteigen von zwei Polizeileuten in die Mitte genommen und zum Polizei-Director Gubernial-Rath Aloys Kübeck geführt wurde. Von diesem wurde er freundlich empfangen, aber zugleich aufmerksam gemacht daß er sich wahrscheinlich dem Gouverneur Grafen Karl Chotek werde vorstellen müßen, worauf Fischer erwiderte, daß er es darauf nicht ankommen lassen, sondern lieber auf der Stelle nach Landeck zurückkehren wolle. Die Vorladung vor den Gouverneur unterblieb und Fischer begab sich zum Director der juridischen Studien Gubernial-Rath Jur. Dr. Joseph Rapp Dieser fuhr ihn hart mit den Worten an: „Sie sind excludirt und können zu keiner Prüfung zugelassen werden." Als Fischer Einsprache machen wollte, da er ja eigentlich nichts verbrochen hatte, wurde ihm barsch die Thüre gewiesen; eine schriftliche Eingabe, worin er seine Vorstellungen wiederholt, blieb ohne Erledigung ...

Wie aber erging es Fischer's Kameraden in Wien? Zuerst wurden ihnen alle Papiere und Aufzeichnungen abgenommen; der Hinauswurf

Digitized by Google

eines Geweihten der weltlichen Hermandad sollte ihnen theuer zu stehen kommen! Als nun gar die Polizei in den Notizen des einen Studenten auf die Worte stieß die derselbe über Hans Senn, den für seine Idee begeisterten Jüngling, geschrieben hatte, da pries sich die Polizei glücklich einer Verschwörung zuvorgekommen zu sein die einen österreichischen Karl Ludwig Sand in ihrem Bunde hatte. Ein Beamter verfügte sich in Senn's Wohnung und forderte ihm seine Schriften ab. Senn bestritt ihm das Recht in seine Wohnung einzudringen, was ihm natürlich nur schadete; denn nun wurde er selbst verhaftet. Bei den Andern kam nichts heraus; gethan hatten sie ja nichts, nur geschwatzt und in Phantasie geschwelgt! Doch der arme Senn hatte schwer zu büßen. Zwar konnte man auch ihm nach langen Verhören und Untersuchungen nichts strafbares vorhalten und mußte ihn nach einem Jahre zwei Monaten und zehn Tagen in Freiheit setzen; doch weiter studiren durfte er nicht. „Senn ist nicht blos ein bedeutendes Talent", hieß es in dem Schlußberichte des Untersuchungsbeamten, „sondern ein Genie; er ist nicht ein erudirter junger Mann, sondern ein Gelehrter." Das war bei der damaligen österreichischen Polizei-Aengstlichkeit mehr als der Verdacht eines Verbrechens! Senn mußte zum Kalbfell schwören, wo es der ausgezeichnete junge Mann allerdings bald zum Officier brachte; allein seine Laufbahn war zerstört, sein Leben war verpfuscht — für immer! . . .

Kehren wir zu Senn's jüngerem Freunde zurück. Bei dem Freiheitsschwindel der damals in den Köpfen der Studenten- und jüngeren Beamtenwelt rumorte, obwohl zahm und unschädlich genug, war Studiosus Fischer, der polizeilich verfolgte, der staatsgefährliche, in Innsbruck der Löwe des Tages. Damit war ihm freilich nicht geholfen; denn neuerdings sah er sich von dem so beharrlich, mit Ueberwindung so zahlloser Schwierigkeiten angestrebten Ziele weiter als je! Auch gab es Stimmen von der andern Seite die, weit entfernt die Sympathie für den vermeintlichen Himmelsstürmer zu theilen, ihn verurtheilten weil er nur selbst an seinem Misgeschicke schuldig sei. . In dieser traurigen Zeit war es daß Fischer einen Verwandten auf einer Reise ins Etschland begleitete und nach Gries bei Botzen kam, dessen Pfarrer, gewesener Subprior des seither aufgehobenen Augustiner-Klosters daselbst, jener persönlich kannte. „Aloys Fischer aus Landeck, derzeit Jurist in Innsbruck", mit diesen Worten stellte der Besucher seinen Freund vor. Der geistliche Herr faßte ihn scharf ins Auge: „Sind Sie ein Sohn des Joseph Fischer aus

Digitized by Google

Landeck vom Jahre 1797?" Als diese Frage bejaht wurde: „Nun da müßen Sie eine Geschichte von Ihrem Vater hören die sich damals hier zugetragen hat und die Ihnen vielleicht unbekannt ist", und damit schilderte er, was er wahrscheinlich mit eigenen Augen gesehen hatte, den Vorfall mit den „zwanzig bis dreißig Trompetern" und dem Einzug des Landecker Schützen-Hauptmannes in Botzen. Dieser Bericht, welchem der Sohn in gehobener Stimmung lauschte, mag in ihm den Gedanken erweckt haben noch einmal den Geist und die Verdienste des Vaters anzurufen, um Gerechtigkeit für die Behandlung eines Sohnes zu finden der sich keines Vergehens wider die Gesetze des Staates bewußt war [13]). Auch der Umstand kam ihm zustatten daß Benz als Hofrath nach Innsbruck kam, dem sich nun Fischer offen anvertraute und seine Nichtbetheiligung an jeder bedenklichen Verbindung darlegte. Gleichwohl zog sich die Sache noch über ein Jahr hin, bis der Studien-Director vom Hofrath den Befehl erhielt dem Studiosus Tag und Stunde zur Vornahme der Prüfung aus dem römischen Rechte anzuberaumen, December 1822. Rapp war nun nicht mehr so barsch wie nahezu drei Jahre zuvor, aber er erklärte dem Studenten er habe sich auf eine strengste Behandlung gefaßt zu machen. Fischer erschien zur bestimmten Stunde im Bureau des Studien-Directors, wo sich außer dem Professor des römischen Rechtes Johannes Schuler auch Hofrath Benz einfand. Die Prüfung, die in der That eine überaus strenge war, währte über eine Stunde und zuletzt beglückwünschte ihn Rapp mit den Worten: „Sie sind der erste Privatist der aus diesem Gegenstande die Eminenz anzusprechen hat." Am 16. December darauf erhielt Fischer, unter der Voraussetzung daß er die Prüfungen aus den Gegenständen des III. Jahrganges mit gutem Erfolge ablegen werde, die Erlaubnis sich gleich ins IV. Jahr einschreiben zu lassen und die öffentlichen Vorlesungen zu besuchen. Er studirte nun Tag und Nacht und trat nebstbei als Rechts-Practicant in die Kanzlei des k. k. Dicasterial-Advocaten Alfred Widmann ein, 18. August 1823.

Am 20. October ging er nach Pavia, ließ sich dort aus dem österreichischen Civil-Rechte und -Processe prüfen [14]) und bestand unmittelbar darauf die Rigorosen zur Erlangung des Doctorates binnen vier Wochen, also in jeder Woche eine. Wie es bei diesen s. g. strengen Prüfungen an den beiden italienischen Universitäten zuging war allbekannt; aber wir können es Fischern kaum verargen wenn er, nachdem er durch beispiellose Schwierigkeiten und Verfolgungen so viele Zeit verloren und bereits das

Digitized by Google

28. Lebensjahr erreicht hatte, einen Weg einschlug der ihn nun rasch an's Ziel führte. Für den 9. Februar 1824 war die öffentliche Disputation und Promotion angesetzt, aber Fischern befiel eine Migraine und er mußte absagen. Da kamen ein Professor und ein Student auf sein Zimmer, zwangen ihn aus dem Bette und führten ihn in den Universitäts-Saal, wo sich nach damaliger Sitte außer Studenten ein zahlreicher Kreis von Herren und Damen eingefunden hatte. Bald erschienen der Rector, der Decan, die Professoren in ihrer Amtstracht und die herkömmlichen langen Reden wurden gehalten. Der schachmatte Promovendus ließ sich auf einen Sitz nieder, wo er von einer Ohnmacht befallen einschlief, bis ihn ein Professor weckte und aufforderte vorzutreten und seine Thesen zu vertheidigen. Allein jetzt setzten sich die Damen, milder gesinnt als die alten Römerinen bei den Gladiatoren-Kämpfen, für den bildhübschen Tyroler mit einem Gesichte wie Milch und Blut ein, indem sie von der Galerie mit lauter Stimme hinabriefen ihm die Disputation zu erlassen, was denn der akademische Senat, ohne sich darüber ein graues Haar wachsen zu lassen, galant zugab. Auf diese Art ist Aloys Fischer absolvirter Jurist des III und IV. Jahres, Candidatus Juris, Rigorosant und Disputant, und zuletzt Jur. utr. Dr. geworden, all' das in der Zeit von kaum drei ein halb Monaten. Geschwindigkeit ist keine Hexerei, sagt das Sprichwort.

3.

Rechtsfreund und Freund des Rechtes.

Noch vor Ablauf Februar wieder in Innsbruck trat unser neuer Doctor als Concipient in die Kanzlei des Advocaten Dr. Cajetan Bouvier, die am 30. December 1826 Dr. Jos. Johann von und zu Lewenegg als dessen Nachfolger übernahm. Fischer's Streben war nun eine selbständige Advocatur zu erhalten. Er schritt um eine solche Stelle ein, ein zweitesmal, ein drittesmal, doch nirgends schien ihm das Glück zu lächeln; war es denn noch immer der fatale Abschieds-Commers der ihm zum Unstern geworden? Er trat am 1. März 1828 aus der Innsbrucker Advocaturs-Kanzlei aus und begab sich nach St. Gallen in der Schweiz, wo er um so eher an sein Ziel zu kommen hoffte als dort ein Doctor der Rechte ein unbekanntes Ding war. Mittlerweile fand aber eines seiner früheren Gesuche günstige Erledigung und Fischer blieb dem

Digitized by Google

Vaterlande erhalten. Mit Hof-Decret vom 4. October 1828 Z. 5655/712 hatte nämlich die k. k. Oberste Justiz-Stelle ihm eine in Salzburg erledigte Advocatur „für den Fall zu verleihen befunden, wenn er bey der Advocaten-Prüfung, welche nunmehr binnen drey Monaten bey dem n.-ö. Apellations-Gerichte anzusuchen seyn wird, vollkommen Genüge leiste" [15]). So fuhr er denn vorerst nach Wien wo er bei dem großen Andrange von Bewerbern wochenlang warten mußte bis er sich am Ziele seiner Wünsche sah, das ihm jedoch erfahrene Collegen keineswegs so rosig hinstellten als Fischer es sich ausmalte. Bei dem Festschmause, den Freunde ihm zu Ehren veranstalteten, war die Unterhaltung im besten Flusse als Dr. Ludwig Joseph Pontzen eintrat, seine Hände auf die Schultern seines ehemaligen Universitäts-Freundes legte und sprach: „Sie sind also das neueste Opfer? Haben Sie aber auch einen Saumagen?" ‚Wie so?' entgegnete Fischer betroffen. „Hören Sie! Es heißt, jedermann sei für gut zu halten so lang er sich nicht als schlecht erweisen: beim Advocaten ist es umgekehrt, wir müßen unsere Ehrlichkeit erst beweisen. Seien Sie in Führung eines Processes ein Aristides an Weisheit und Gerechtigkeit, die Nachrede bleibt nie aus. Dem verlierenden Theil werden sie ein Rechtsfeind, ein Gesetzverdreher sein, und wie dergleichen Titulaturen mehr sind. Ist es Ihre eigene Partei die den kürzern zieht, so werden sie sich gar müßen nachsagen lassen Sie seien von der Gegenseite bestochen worden, oder aber: Sie seien ein Esel. Experto crede Ruperto!" Kürzer sagte ihm dasselbe ein anderer Advocat, mit dessen Söhnen Fischer aus den Studien bekannt war: „Merken Sie wohl: unser Beruf ist ein sehr gefährlicher und nur die größte Ehrlichkeit ist im Stande den Advocaten zu schützen!"

Den kurzen Aufenthalt in Wien benützte Fischer um alte Bekannte aufzusuchen. Da hatte sich denn im Laufe der Jahre gar manches geändert. Der Freundeskreis von damals war zerstoben, der eine dahin, jener dorthin gegangen. Franz Schubert war gerade um die Zeit da Fischer in Wien eintraf gestorben und begraben, 19. und 21. November 1828. Von den in Wien anwesenden Kämpen — fuit Ilium, fuimus Troes! — war keiner der alte geblieben. Der auffallendste Wechsel war mit den Freunden Smetana und Bruchmann vorgegangen. Beide hatten Frauen genommen, Smetana die Schwester seines Freundes; Bruchmann, der sich bei der Finanz-Procuratur verwenden ließ, hatte eine Frau die wie die Askese in Person aussah. Als Fischer eines Tages

Digitized by Google

bei ihnen speiste entdeckte er auf dem Tische im Empfangszimmer zwei religiöse Bücher; dagegen diente eine Terracotta-Büste Goethe's als Haubenstock in einem kleinen Cabinete im Corridor. Mit einem Worte, Bruchmann, einst ein glühender Verehrer Schelling's, jetzt ein glaubenseifriger Katholik, war sammt seinem Schwager Smetana auf bestem Wege den Fußtapfen Clemens Maria Hoffbauer's zu folgen.

Für Fischer selbst konnte diese Wahrnehmung von keinem nachhaltigen Einflusse sein, da er sich nach der Uebernahme seiner Advocatur in Salzburg in einen Trubel von Geschäften stürzte, die ihm keine Muße ließen sich mit Erwägungen zu beschäftigen die ihn ein Jahrzehent früher so ganz und gar erfüllt hatten. Er hatte für die Graduirungs-Taxen und dann für den mehrmonatlichen Aufenthalt in Wien Schulden auf sich geladen, die ihm bei seiner Gewissenhaftigkeit keine Ruhe ließen bevor sie abgetragen waren. Er arbeitete darum mit allen Kräften und gerieth dadurch, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, dem „Geschäftsteufel" und zugleich dem „Geldteufel" in die Klauen die ihn nicht mehr losließen. In der Noth hatte er den Werth des Geldes kennen gelernt; je knapper es ihm so oft in seinen Studien-Jahren ergangen war, desto hastiger strebte er jetzt darnach, auf erlaubten und stets ehrbaren Wegen, sich die Mittel zu einem behaglichen Lebensgenusse zu verschaffen, Geld zu erwerben und stets mehr zu erwerben. Alles andere, was ihn vordem so lebhaft angeregt hatte, blieb völlig beiseite. Nur selten kam er dazu die neueren Erscheinungen der Literatur auf sich wirken zu lassen; von den älteren wurde manchmal Herder vorgenommen, dessen ganze Richtung mit seiner jetzigen Denkweise zusammenstimmte.

Kaum daß er sich die Zeit gönnte sich an seinem neuen Berufsorte nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Er fand was er suchte in glücklicher Weise in Fräulein Theresia Tochter des k. k. Rathes Anton von Frohn, mit welcher er am 18. Juni 1832 zum Altar trat. Auch das Band der Freundschaft, das ihn seit seinen Knabenjahren so innig an Hans Senn knüpfte, schien sich von neuem um die Beiden schlingen zu wollen. Senn hatte es 1829 zum Unter-Lieutenant bei Kaiser-Jägern gebracht, in welcher Rangstufe wir ihn im Militair-Schematismus 1832 als den 16. zum Ober-Lieutenant lesen. Das hieß bei dem damaligen schleppenden Avancement noch viele Jahre auf eine Vorrückung warten, so daß Senn zuletzt des Soldatenlebens im Frieden überdrüssig wurde und in Pension trat. In dieser Lage scheint

Digitized by Google

er sich dem Jugendfreunde anvertraut zu haben, der ihm Beschäftigung in seiner Kanzlei anbot, erst als Schreiber dann als Concipient. Und zu dem alten Freunde gewann Fischer in dieser Zeit einen neuen an dem Grafen Ernst Coreth von Coredo, der am 18. October 1834 ein Bauernmädchen Agnes Erler heimführte, sich auf Fischer's Rath in Salzburg ankaufte und eine glückliche Häuslichkeit begründete. Er wurde aber später europamüde, packte seine Frau und ein halb Dutzend Kinder zusammen, wanderte nach Texas aus und schuf sich durch Ankauf einer Farm im Kreise seiner gedeihenden und sich mit den Jahren vielfach verzweigenden Familie eine neue Heimat. Vor seinem Scheiden aus Salzburg hatten auf Fischer's Anregung die beiden Freunde gegen einander zwei Taschenuhren ausgetauscht, als tägliches Zeichen der Erinnerung über den weiten Raum hin der sie nun trennen sollte.

Der Bund der Fischer'schen Eheleute war, was den Kindersegen betraf, das Widerspiel des Coreth'schen Kreises, und nachdem drei Jahre verflossen waren ohne daß sich eine Nachkommenschaft zeigte, nahmen sie 1836 die dreijährige Amalia, das Töchterlein eines von Fischer's Freunden, als Ziehtochter an und wuchsen sich in das liebe Kind bald so hinein daß sie ein eigenes nicht mehr vermißten. Ab und zu kamen auch fremde Kinder in's Haus. Einst mußte Fischer im Auftrage seines Clienten einen Bäckermeister klagen und außer Besitz setzen. Der Mann hatte drei Knaben von zwölf eilf und neun Jahren; den ältesten nahm unser Ehepaar in ihr Haus, für die beiden andern erwirkte Fischer beim städtischen Magistrate Unterstützungen und suchte sie bei braven Meistern unterzubringen, damit sie für's erste die Schule besuchen könnten. Der älteste trat nach vollendetem Unterricht bei einem Tischler in die Lehre und ging sodann auf die Wanderschaft. Die Eheleute Fischer hofften von dem braven Jungen das beste, mußten aber nach einiger Zeit zu ihrem großen Leidwesen erfahren daß er in der Fremde gestorben. Wieder einmal ereignete es sich daß an einem Wintertage ein Knabe von beiläufig zehn Jahren, dem Fetzen statt der Kleider vom Leibe hingen, vor ihrer Thüre erschien und mit aufgehobenen Händen „um Gottes willen" bat ihn aufzunehmen; die Hausfrau ließ ihm in der Kutscherwohnung ein Lager herrichten, kleidete ihn und schickte ihn in die Stadtschule. So ließen sich noch manche Fälle anführen, auch von jungen Talenten die blos durch Fischer's Hilfe und Beisteuer das wurden was sie heute sind [16]). Der Grundzug seines Charakters war ein melancholischer, doch von der liebenswürdigen

Digitized by Google

und besonders von der menschenfreundlichen Seite. Er war, wie er selbst bekannte, weniger für Freuden empfänglich als für Leid, aber, wie ich hinzufügen darf, nicht blos für eigenes sondern ebenso für fremdes. Diese Mitempfindung der Leiden Anderer theilte seine Gattin, und man konnte darum wohl sagen, daß es dem wackern Ehepaare, da der liebe Gott ihren Bund mit Glücksgütern aber nicht mit Kindern segnete, sittliches Bedürfnis war sich um die Hilflosen anzunehmen, ihnen gutes zu erweisen.

* * *

„Ich war fleißig ehrlich und billig, und diesen Eigenschaften verdanke ich es daß ich unter den Salzburger Advocaten weitaus der beschäftigste war." Diese Worte aus Fischer's späteren Aufzeichnungen sind vollkommen der Wahrheit gemäß, und ist nur beizufügen daß er zugleich der beliebteste und geachtetste war. Seine Geschicklichkeit, dann aber auch seine Gewissenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit waren stadt- und landkundig, und wohl nur in den ersten Jahren, da man ihn von dieser Seite noch nicht für kugelfest hielt, konnte der Versucher an ihn herantreten. Eines Tages wurde ihm von der Gegenseite ein Tausender geboten, wenn er eine in seiner Verwahrung befindliche Urkunde seines Clienten ausliefern wollte; ein andermal betrug das Angebot sogar 10000 fl., für die Salzburger Verhältnisse in jener Zeit ein kleines Vermögen, das ihm zufiel wenn er ein im Zuge befindliches Geschäft im Sinne des Anbieters abschloß. Parteien die Anerbietungen von solcher Höhe machen konnten gehörten ohne Zweifel zu den ersten der Stadt, und erhöhte die Abweisung, die sie in Fällen solcher Art von Fischer's Seite erfuhren, das Vertrauen und Ansehen dessen er sich in diesen Kreisen erfreute. Doch ebenso groß und verbreitet war sein Ruf unter dem Landvolk, dessen Ton er treffend anzuschlagen wußte, in dessen Ideen Wünsche Bedürfnisse er einging und dem er zumal wegen seiner rücksichtsvollen Billigkeit, wo es darauf ankam, der liebste war. Gleichwohl kamen auch für den beliebten Bauern-Advocaten Augenblicke wo er sich an die sarkastische Ansprache des Dr. Pontzen zu erinnern hatte!

An einem schönen Herbstmorgen wo er in Hallein eine Tagsatzung abzuhalten hatte, ging er den Fußsteig durch die grünen Wiesenmatten von Anif — sein Wagen den er vorausgeschickt sollte ihn bei der Einmündung des Weges in die Poststraße erwarten — und sah vor sich eine

Digitized by Google

sonntäglich aufgeputzte Bäuerin im Gespräch mit einem Menschen der weidendes Vieh hütete. Als er an sie herankam schickte sie sich eben zum weitergehen an und erzählte ihm auf sein Befragen, daß sie beim Halleiner Pfleggericht eine Schrift erheben wolle deren sie zu einem einzureichenden Gesuche bedürfe; ihr verstorbener Mann habe nämlich einen Jahrestag in der Pfarrkirche von Anif gestiftet, den aber der Pfarrer in einer von ihm administrirten entfernten und daher wenig besuchten Capelle abhalte, und auf diese Art komme die Seele ihres Mannes um das Gebet der Nachbarn und manches Verwandten. Fischer ließ sich den Stiftsbrief zeigen, den sie sammt dem Testamente, in ein rothes Tüchel gewickelt, aus ihrer Rocktasche heraus holte. „Ihr werdet Euren Zweck erreichen", sagte Fischer nachdem er die Schrift durchgesehen; „vorausgesetzt daß das Gesuch gut abgefaßt wird. Wer wird es Euch machen?" ‚Mein Vetter.' „Wer ist Euer Vetter?" ‚Mauthbeamter am Walserberg.' „Warum wendet Ihr Euch nicht an einen Advocaten?" ‚Daß mich Gott beschütze vor den Advocaten! Gegen einen solchen hat mein Mann selig einen gerechten Proceß verloren.' „Wer war denn dieser Advocat Euerer Gegenpartei?" ‚Der Doctor Fischer in Salzburg. Sie, der hat Ihnen ein weites Gewissen!' Fischer suchte sie zu belehren daß nicht der Advocat, sondern das Gesetz Schuld am Verluste des Processes gewesen sein möchte; es half alles nichts, sie blieb dabei: der Doctor Fischer habe ein Gewissen ‚so weit daß man ein großes Fuder Heu durchtreiben könnte.' Man war inzwischen an der Poststraße angelangt und Fischer nöthigte sie einzusteigen — es war eine „Wurst", eine damals beliebte Art Wägelchen — und räumte ihr den Ehrensitz ein, was sie mit einiger Verlegenheit annahm. Es wurde nun das und jenes gesprochen, aber das gute Weib war sichtlich befangen. Das war also kein Schreiber, wie sie auf dem Wiesenwege vermuthet haben mochte, das war ein Herr aus Salzburg der seine eigene Equipage hatte und vor dem sie sich über die städtischen Advocaten so ausgelassen! Etwa eine Viertelstunde vor Hallein sagte dieser Stadtherr: „Bäuerin, wir sind jetzt gute Bekannte; sollte die Schrift Eures Vetters nichts nützen so kommt zu mir, ich will Euch den Aufsatz gewiß gut machen und es soll Euch obendrein nichts kosten." ‚Das fürcht ich just nicht. Aber wenn es doch so käme, wie heißen Sie denn daß ich Sie finde?" „Ich bin der Doctor Fischer aus Salzburg." Die Frau erschrack und verstummte nun gänzlich; bei dem Stadtthore bat sie den Kutscher zu halten, faßte ein Stück von Fischer's Mantelkragen und

Digitized by Google

führte es an den Mund, und stieg ganz zerknirscht aus... Fischer besaß in der Vorstadt Nonnthal ein Gütl, den „Fischerhof", den er mit seiner lieben Hausfrau im Sommer bewohnte. Durch das Thor dieses kleinen Anwesens kam eines Tages eine Bauersfrau geschritten die Fischer sogleich als seine Bekannte vom Anifer Wiesenplan erkannte. „Grüß Gott Bäuerin, so hat's der Vetter doch nicht gut gemacht." ‚Das nicht, Herr Doctor, ich komme in einer andern Sache Sie um Ihren Rath zu bitten.' Unser Freund des Rechtes ertheilte ihr denselben, und als sie aus dem Hofe schied dachte er bei sich, sie werde nun wohl einen andern Begriff von den Salzburger Advocaten und besonders von dem Gewissen des Doctors Fischer haben!..

Eine andere Bauerngeschichte! Ein Weib von Moos bei Salzburg wollte sich wegen grober Behandlung durch ihren Mann von diesem scheiden lassen, und stellte beim Pfleggerichte Salzburg auf Grund eines ordnungsmäßigen Armuthszeugnisses die Bitte um unentgeltliche Vertretung. Doctor Fischer wurde hiezu bestimmt und überreichte das von dem Weib verlangte Gesuch. Bei der gesetzlich anberaumten Tagsatzung gab es die alte Geschichte: die beiden Leute wälzten Schimpf auf Schimpf gegen einander, keins ließ am andern ein gutes Haar, und dies in Gegenwart aller anderen Parteien von denen die Gerichtsstube wimmelte. Es war ein schwüler Tag, schwarze Gewitterwolken lagen über der Stadt; zuletzt begann das Unwetter sich zu entladen, Donner rollte auf Donner, und so oft ein Blitzstrahl mit flammender Lohe das Zimmer erfüllte, fuhren die Hände der Andächtigen nach Stirn Mund und Brust sich christlich zu bezeichnen, und von mancher Lippe lispelte ein banges „Heilig's Kreuz!" Da erfolgt ein jäher Blitz mit einem furchtbaren Donnerschlag, gleich darauf ein Kanonenschuß von der Festung, ein zweiter, ein dritter, das Zeichen daß es in der Stadt selbst eingeschlagen hatte. Alles stürzt aus der Gerichtsstube auf die Straße wo sich aber bald zeigte daß man des Brandes Herr geworden. Auf dem Michaels-Platz standen der Advocat und die beiden bösen Gatten, die es noch immer nicht über sich gewonnen hatten einander in die Augen zu schauen. ‚Zurück zum Pfleggericht!' sagte trotzig der Mann. „Aber um des Himmels willen", sprach nun Fischer mit seiner zum Herzen dringenden Stimme, „habt Ihr es nicht gehört? Der liebe Gott selbst hat zu Euch gesprochen, mit Donner und Blitz hat er Euch das Urtheil verkündet und Euren Zwist entschieden! Diesem habt Ihr Euch zu fügen! Geht nach Haus und lebt fortan als

Digitized by Google

christliches Ehepaar in Eintracht und Frieden!" Fischer ließ sie stehen, indem er bei sich dachte, wenn die Sache damit nicht aus sei werde ihn das Gericht schon rufen lassen. Doch es kam nichts. Einige Wochen später, als Fischer mit einem Bekannten längs der Cavalerie-Caserne auf und ab ging, kam eine Bäuerin daher die, als sie unseres Doctors ansichtig wurde, das umfangreiche niedere Schaff vom Kopfe nahm, es auf die Erde stellte, auf ihn losstürzte und ihm die Hände küssen wollte: ‚Vergelt' es Ihnen der Himmel daß Sie uns den Kopf zurecht gesetzt haben, ich und mein Mann leben seit der Zeit ganz glücklich miteinander!' Wer hatte darüber eine innigere Freude als Fischer's edle Gattin der er den Vorfall sogleich erzählte! Er sah die Bäuerin noch ein paarmal in der Stadt, das letztemal viele Jahre später, und immer wiederholte sie ihren Dank. Er hatte ein dauernd gutes Werk gestiftet.

Eine dritte Bauerngeschichte! Fischer saß auf seinem Gütl mit Frau und Töchterlein am Mittagstische, als der Kutscher einen Mann aus dem Lungau meldete der im Garten seiner harre. Als Fischer dort eintrat ging der Mann langsam auf ihn zu: er war ganz in Loden gekleidet, dem Anschein nach ein starker Fünfziger und sah wohlgenährt aus. „Ich heiße Beck", sagte er im Lungauer Dialekte, „und bin aus Kurhessen"; die Sprachweise und die Mittheilung seiner Herkunft paßten so wenig zu einander daß Fischer ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er sei, fuhr jener fort, 1809 mit der französischen Armee gegen Oesterreich gezogen und habe noch im selben Jahre seinen Abschied bekommen; er sei durch das Steirerland in das Salzburgische gewandert und im hintersten Winkel des Lungau bei einem Bauer in Dienst getreten; es habe sich aber bald zwischen ihnen das innigste Freundschaftsverhältnis hergestellt; nun sei er bei dem jungen Bauer, aber diesem gehe es nicht mehr so gut, weil er mit seinem Vieh Unglück gehabt; um dem Sohne seines dahingegangenen Freundes wieder auf die Beine zu helfen, habe er durch das Pfleggericht St. Michael an das kurhessische Amt seines Geburtsortes schreiben lassen um sein elterliches Erbtheil von 700 fl. das bei seinem Bruder erliege herauszubekommen; da er aber seit 1809 von seiner Heimat weg sei, wo man ihn längst für todt gehalten, so habe die Antwort gelautet: sein Bruder schenke der Nachricht keinen Glauben und verweigere darum jede Zahlung; auch die Einsendung seines Abschiedes vom Militair sei erfolglos gewesen, da das Schriftstück leicht in unrechte Hände gekommen sein könne; er wisse sich nun nicht zu helfen, da sein Pfleggericht in der

Digitized by Google

Sache nichts mehr thun wolle; er habe kein Geld um nach Hessen zu reisen, habe auch mehrere Brüche die ihn daran hinderten; er bitte nun den Herrn Doctor um Rath, zugleich aber um einen Vorschuß von ein paar Gulden zur Rückreise in den Lungau. Um in der Angelegenheit weiter vorzugehen, ließ sich Fischer von dem Knechte mehrere Fragen beantworten: „Welche Taufnamen hatten Eure Eltern und wann starben sie? Hattet Ihr außer Eurem Schuldner noch andere Geschwister und wie hießen sie? Hattet ihr vor dem Jahre 1809 Geschwister durch den Tod verloren, welches waren ihre Taufnamen? Wie nannte sich der Pfarrer Eures Ortes, wie der Vorsteher der Gemeinde? Wer war Euer Taufpathe? Wie hieß Euer nächster Nachbar?" u. dgl. m. Mit diesen genauen Angaben ausgerüstet wandte sich nun Fischer noch einmal an die hessische Behörde, indem er dabei die Hoffnung ausdrückte daß man an der Identität des Gesuchsstellers mit dem seit 1809 verschollenen Ortskinde, dem Besitzer des Abschieds vom Militair, nicht länger zweifeln werde. Es verging der Sommer, der Herbst, der Winter — keine Antwort. Da, am Oster-Sonntag wo starker Schnee gefallen war, sah Fischer aus seinem Fenster zwei Männer mit s. g. Schwabenhüten auf sein Haus zuschreiten. Bald klopfte es an der Zimmerthür und sie traten ein. „Grüß Gott, Beck aus Kurhessen!" rief Fischer dem Einen entgegen. Betroffen und erschrocken langte dieser nach einem Stuhle, weil ihm die Beine den Dienst versagen wollten, und die beiden Männer sahen einander verdutzt an. „Ja ja", sagte Fischer, „ein Gesicht wie das andere! Nur sieht Euer Bruder besser und stärker aus als Ihr!" Der hessische Beck hatte sich erholt, die lang verhaltene Bruderliebe wurde in ihm wach, und eifrig erkundigte er sich wie weit es wohl nach dem Lungau sei. „Acht Post-Stationen sind dahin, aber der Weg ist durch den letzten Schneefall so verweht daß man weder fahren noch gehen kann. Gedultet euch also einige Tage in Salzburg!" Davon wollte aber jener nichts hören: ‚Ich bleibe keine Stunde hier, ich gehe soweit es der Weg gestattet!' Nach drei Wochen traten die beiden Brüder in Fischer's Kanzlei. „Mit 350 fl. ist meinem Bauer geholfen", sagte der Lungauer, „und die habe ich bereits vom Bruder erhalten, den Rest habe ich ihm nachgelassen" . . . Vielleicht wird es dem geneigten Leser eben so schwer als es dem Salzburger Advocaten wurde, zu unterscheiden was in diesem Falle mehr zu bewundern sei: die gegenseitige brüderliche Liebe und Treue? Oder die Ehrlichkeit des einen und die Selbstlosigkeit des andern?

Digitized by Google

Oder endlich die rührende Aufopferung des Knechtes für den Sohn eines verstorbenen Brodherrn und Freundes? Fischer selbst erklärte daß ihm keine Vertretung je eine größere Befriedigung gewährt habe als diese.

* * *

Verlassen wir die Kreise des Dorflebens, um unsern Freund — denn ich bilde mir ein, daß der geneigte Leser den meinen nun auch schon zu dem seinigen gemacht habe — in anderen Verhältnissen zu beobachten.

Gegen Ende der Dreißiger Jahre wurde er zu den Gemsjagden des Erzherzogs Johann in den Gasteiner Bergen geladen. Spät am Vorabend der anberaumten Jagd traf er in Gastein ein, und es war darum keine Zeit mehr sich dem höchsten Jagdherrn vorstellen zu lassen. Erst am andern Morgen auf dem Sammelplatze bei den Köhlerhütten im Anlaufthale war Gelegenheit dazu. ‚Sie sind also ein Tyroler?' sagte freundlich der Erzherzog. „Zu dienen, Kaiserliche Hoheit! Der alte Landrath Ferdinand Fischer von Edelau ist mein Oheim, Hans Senn und Johann Chrysostomus Linser sind meine Vettern, der tapfere Landesvertheidiger Joseph Fischer aber war mein Vater." ‚Potztausend', rief der Erzherzog aus, ‚da haben Sie ja ein ganz besonders gutes Blut!'

Fischer war fast alljährlich Theilnehmer an den erzherzoglichen Jagden, bei denen es oft bis auf die höchsten Berge hinaufging. Da war denn, wenn man bergan schritt oder auf den Ruheplätzen und dann wieder auf dem Heimweg, wenn Fischer in des Erzherzogs Nähe war, von allem was eben im Schwunge war, besonders häufig aber von Tyrol die Rede. Fischer versicherte, niemals einen Mann gekannt zu haben der so zum Herzen zu sprechen verstand wie der kaiserliche Prinz. Dabei kannte er jeden Steiger und Treiber, wußte sie alle beim Namen zu nennen, frug sie leutselig nach ihren Feldern und Alpen, nach ihrem Vieh. Als Fischer einst seine Verwunderung aussprach daß er nicht blos die Männer von 1809 kenne, sondern auch den Nachwuchs, sah ihn der Erzherzog groß an und sagte dann, mit der Hand nach oben deutend: „Wie könnten wir denn ruhig hinüber gehen, wenn wir nicht wüßten in was für Händen wir das Vaterland zurücklassen!" [17]) Bei einer andern Gelegenheit erzählte ihm der Erzherzog, er habe sich eine Zeit mit der Idee getragen das im Passeier Thal gelegene Schloß Schenna sammt Gründen und Urbarium zu

Digitized by Google

kaufen; er habe gedacht es zur Ruhestätte für sich und seine Angehörigen zu bestimmen, da er vor allem in seinem lieben Tyrol seine Gruft haben wolle; der Besitzer habe jedoch einen ganz unverhältnismäßigen Preis verlangt, so daß er, Erzherzog, von seinem Vorhaben abstehen müßen. Eine geraume Zeit später erhielt Fischer vom Bürgermeister Haller in Meran die Mittheilung, daß der Besitzer von Schenna gestorben und dessen Witwe gewillt sei ihr Anwesen um 30000 fl. zu verkaufen. Das war ein annehmbarer Preis, Fischer machte dem Erzherzog Meldung und wurde von diesem bevollmächtigt den Kauf zum Abschluße zu bringen. In der Gerichtsstube von Meran, in Anwesenheit der Witwe als Verkäuferin und des bestellten Mitvormundes ihrer Kinder, wurde das Geschäft beendigt (30. Januar 1845) und erst darnach machte unser Freund bekannt wer der Erwerber des Gutes sei. Obwohl nun die Besitzer, wenn sie das früher gewußt hätten, den Preis ohne Zweifel etwas höher angesetzt haben würden, war doch die Freude, den allverehrten kaiserlichen Prinzen durch dieses neue Band an Tyrol gefesselt zu sehen, groß und wurde, da sich die Nachricht schnell verbreitete, in Stadt und Land allgemein. Der Erzherzog selbst war so befriedigt einen lang ersehnten Wunsch erfüllt zu sehen daß er, als er zur Besitznahme des Gutes und Schloßes in die Gegend kam, die Schlüssel zu letzterem nur aus Dr. Fischer's Händen entgegennehmen wollte.

Noch einer Bekanntschaft, die Fischer im Wildbad Gastein um die Mitte der vierziger Jahre machte, ist zu gedenken. Georg Ritter von Mitis, k. k. Landrath und nied.-öst. Landstand, interessirte sich für ihn, der ihm als besonders tüchtiger Jurist und geachteter Advocat geschildert wurde. Die beiden Männer fanden rasch Gefallen aneinander und der Grund zu einem warmen Freundschaftsbund war gelegt. Auch den gefeierten bayerischen Dichter Franz von Kobell lernte Fischer während eines Gasteiner Aufenthaltes kennen. Noch bevor ihm jener vorgestellt wurde fragte ihn jemand: „Wer meinen Sie, ist dieser Mann?" ‚Das eine oder das andere, entweder ein Trottel oder ein Genie.' Es freute ihn dann daß die zweite Alternative das richtige war, um so mehr da Kobell bekanntlich den Dialekt, den ja Fischer selbst so sehr liebte, in meisterhafter Weise zur Geltung zu bringen verstand.

Bei der ersten Vorstellung bei dem Erzherzog hatte Fischer auch Hans Senn's als seines Vetters erwähnt. Es scheint also damals — iene genaue Zeitangabe fehlt durchaus — noch nicht vorgefallen zu sein

Digitized by Google

was zuletzt eintrat. Denn auf die Länge that es mit dem ruhelosen Genie nicht gut. Senn brauchte Geld, viel Geld, und als sein Brodherr einmal nein sagte, ging er auf und davon und hinterließ jenem einen scharfen Brief worin er ihm die Freundschaft kündigte. Der Bruch war da und unheilbar; die einst unzertrennlich gewesen, sollten sich im Leben nicht wieder sehen! [18])

Ein noch schwererer Verlust traf ihn. Seine Mutter, die 1840 nach Salzburg kam ihn nach längerer Zeit wieder einmal zu sehen, erkrankte auf dem Fischerhof und hauchte daselbst am 3. Februar 1841 im dreiundsiebzigsten Lebensjahre ihre gottergebene Seele aus. Auf dem so schön gelegenen Sebastians-Friedhofe bereitete der dankbare Sohn ihre irdische Ruhestätte. Er hat mit ihr seine rührendsten Erinnerungen aus einer frühen Zeit, da er in seinem Innern ein ganz anderer gewesen, zu Grabe geleitet. Er war ihr erkorner Liebling gewesen, und sie hinwieder hatte seine volle und tiefe Sohnesliebe besessen wie je eine Mutter. Der Gedanke an sie war stets sein Leitstern geblieben, wenn der Versucher an ihn herantreten wollen, und dieser Gedanke an sie sollte ihn auch nach ihrem Scheiden begleiten. Wenn er von ihr sprach konnte er zu Thränen gerührt werden, und wohl paßten auf ihn die schönen Worte des Dichters:

— — — Nicht unglücklich nenn' ich den,
an dem der Mutter segnende Gestalt
vorüberging im Morgentraum der Kindheit.
Wie ein vor langer Zeit gesehn'es Heiligenbild
steht die Gestalt im Grunde seines Lebens.
Zu allem Guten mischt sie ihren Segen
und schiebt sich warnend vor die böse That . .[19])

Abgesehen von diesem schweren Schlage, der nun einmal nach dem Laufe der Natur kommen müßen, lebte und wirkte er in Salzburg so glücklich, daß er Stadt und Land wie seine Heimat ansah, daß er sich mit gehobenem Gefühle ihren Bürger nannte und für ihre Interessen thätig war wo er konnte. Das trat an einem auffallenden Beispiele 1840 hervor, wo das neu gegründete Francisco-Carolinum in Linz seinen Wirkungskreis auf Salzburg, das dem Erzherzogthume als Kreis angehörte, ausdehnen wollte. Denn in der alten Erzbischofstadt hatte ein einfacher Magistrats-Beamter Vincenz Maria Süß seit 1833 eine ganz stattliche Sammlung von Erinnerungen und Merkwürdigkeiten zusammengebracht, und diese sollten nun einen Bestandtheil des

Digitized by Google

entstehenden Linzer Museums bilden. Der Kreishauptmann Hofrath Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg in pflichtschuldiger Dienstwilligkeit gegen den obderennsischen Regierungs-Präsidenten Philipp Frhrn. v. Skrbensky begünstigte das Vorhaben, für das er einige von ihm abhängige Persönlichkeiten zu gewinnen wußte und zu dessen Ausführung er eine Versammlung einberief. Da trat jedoch Fischer gegen den Plan auf; Duyle, von Hefftter, Wänzler sprachen sich in gleichem Sinne aus, so daß der Kreishauptmann die Berathung schloß ohne sein Ziel erreicht zu haben. Süß wandte sich jetzt an unsern Freund mit der Bitte dahin zu wirken, daß die Salzburger Sammlung selbständig erklärt und zu einer „ordentlichen Anstalt" erhoben werde. Die Angelegenheit, die sich schnell die Sympathien der Einwohner Salzburgs gewonnen hatte, wurde noch volksthümlicher, als um diese Zeit Ausgrabungen, die wegen des zu errichtenden Mozart-Denkmals auf dem Michaels-Platze vorgenommen wurden, eine überraschende Fülle römischer Alterthümer, darunter drei herrliche Mosaik-Fußböden, zutage förderten. In allen Schichten der Bevölkerung gab sich die lebhafteste Theilnahme, ja Begeisterung kund. Fischer der damals im Wildbad Gastein weilte, Mai 1841, schrieb darüber einen beredten Brief an den k. k. Cameral-Commissär Dr. Karl Hock, der viele Verbindungen in der Stadt hatte. Er betonte „den schönen Stolz des Landes auf seine tausendjährige Souverainetät und auf die Eigenthümlichkeit seiner Geschichte." Die Zweifler und Neider müßten vor den neuen Funden, die erst Anfänge seien, „ihre Häupter auf dem Michaels-Platze entblößen" und den Muth verlieren „ein ganzes Volk, wenn sie es anders achten, noch ferner in der Heiligung seiner reichen geschichtlichen Denkmale zu beirren." Er wies auf den neuen Kreishauptmann Gustav Grafen Chorinsky der sich der Sache günstiger als sein Vorgänger zeige und gewiß in diesem Sinne auf seinen Freund Anton Ritter von Spaun, der die Seele des Linzer Museums sei, einwirken werde ꝛc. . Der Vorsatz ein selbständiges Museum für Salzburg zu gründen ließ sich zwar vorderhand nicht ausführen; aber jedenfalls wurde jetzt schon erreicht, daß die Linzer darauf verzichteten die Sammlung des patriotischen Süß von ihrer Stelle zu rücken [20]).

Ein weiterer Schritt, Salzburg in geistiger Richtung zu einer gewissen Selbständigkeit zu verhelfen, geschah durch die Schöpfung eines Salzburger Kunstvereines, an der sich Fischer mit gleichem Eifer betheiligte. Die erste Ausstellung, welche die junge Genossenschaft 1844 veranstaltete,

Digitized by Google

zeigte Bilder von Bürkel, Fischbach, Hantsch, Van Haanen, Ranftl; zahlreiche Einkäufe durch Einheimische und Fremde sowie durch den Verein selbst dienten zur Aufmunterung der Künstler deren Namen insgesammt einen guten Klang hatten [21]).

Wo es einen gesunden Fortschritt galt, wo es etwas gutes einzuführen gab, konnten die Salzburger darauf rechnen ihren Dr. Fischer am Zeug zu sehen. Daß er dabei mit besonderer Wärme die Interessen des gemeinen Mannes, der ärmeren Schichten der Bevölkerung vertrat, hat ihm den Titel, und sagen wir gleich, den Vorwurf eines Demokraten zugezogen [22]). Ja er war Demokrat, aber er war es im reinsten und edelsten Sinne des Wortes, und er war es — was man der Sorte Menschen die sich mit diesem Titel zu brüsten pflegen, nicht häufig nachsagen kann — mit Aufopferung seiner eigenen Interessen. Im Jahre 1845 wurde der Appellations-Rath Landgraf Joseph Fürstenberg an die Spitze des k. k. Stadt- und Landrechtes, dann Criminal-, Mercantil- und Wechsel-Gerichtes zu Salzburg berufen. Er hatte die Prinzessin Maria Ernestine von Oettingen-Oettingen zur Frau, der Fischer da sie noch unverheiratet gewesen, in einigen Vermögens-Angelegenheiten Vertretung geleistet hatte, was jetzt zur persönlichen Bekanntschaft des erlauchten Paares mit dem Salzburger Advocaten führte. Fürstenberg hatte früher als Landrath in Innsbruck und Trient gewirkt, und so lenkte denn Fischer eines Tages das Gespräch auf die Uebung in Tyrol wo die Gerichte armen Leuten, anstatt sie, was freilich bequemer wäre, an einen Advocaten zu verweisen dessen Stelle häufig genug ein Winkelschreiber einnahm, selbst mit Rath und That an die Hand gingen und zu ihrem Rechte verhalfen. „Sehen Sie, Herr Präsident", sagte Fischer, „Sie sind der erste Salzburger Gerichts-Chef der aus Tyrol kommt; Ihre Vorgänger waren insgesammt aus dem Wiener Gremium. Sie haben die wohlthätigen Folgen jener Uebung erfahren, sie haben die Tyroler Verhältnisse kennen gelernt und sind hinreichend mit den salzburgischen vertraut um die nahe Verwandtschaft beider Gebirgsländer zu würdigen. Warum soll, was sich im Landl so heilsam bewährt, nicht auch hier von guten Folgen sein?" Der Präsident erfaßte die Idee, die Neuerung hatte anfangs ihre Schwierigkeiten, drang aber zuletzt durch, und die ländliche Bevölkerung dankte die Anregung dazu einem Advocaten der dabei gewiß seinen eigenen Vortheil nicht im Auge gehabt hatte. Landgraf Fürstenberg schätzte den Entgang an Sporteln, der den Advocaten und Winkelschreibern

Digitized by Google

daraus erwuchs, auf 10000 fl., und von diesen traf wieder der weitaus größte Theil unsern Freund, weil dieser nicht blos überhaupt die bedeutendste Kanzlei hatte, sondern ganz besonders das Vertrauen des gemeinen Mannes genoß.

Noch in einen andern Verruf als den eines Demokraten gerieth Fischer in der Salzburger Zeit, in den eines Freigeists, und wir wissen was es damit für eine Bewandtnis hatte. Er war Rationalist, aber doch kein ganzer. Er fühlte sich bei aller Gunst und allen Erfolgen, die sein äußeres Wirken begleiteten, nicht glücklich. Jeder Gedanke an seine Mutter gab ihm einen Stich in's Herz und sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Er war verweltlicht in des Wortes verwegenster Bedeutung, und doch brannte im Innersten seiner Seele noch immer das Lichtlein das ihm in seinen Kinderjahren war angezündet worden und das nie ganz hatte verlöschen können. Wenn ihm manchmal gar zu bang wurde, schlich er abends — denn er wollte dabei nicht gesehen werden — in eine Kirche, stellte sich hinter eine Säule oder in einen dunklen Winkel und versuchte ein inbrünstiges Gebet. Auch die Sacramente und frommen Uebungen der Kirche vernachlässigte er nicht ganz; allein es war mehr nur die Erinnerung einer unschuldsvollen Zeit voll frommer Poesie und Waldesluft; auch hielt die fromme Stimmung im Trubel der Geschäfte nie lang an. Dabei stand er auf gutem Fuße mit Hock, Canonicus Greif, Professor Heinrich, Löwe, lauter Güntherianern vom reinsten Wasser. Es bestanden wohl, wie mir der letztere aus seiner Erinnerung schreibt, „manche und scharfe Gegensätze" zwischen ihnen, aber sie verkehrten doch vielfach miteinander. Selbst der Cardinal Fürst Schwarzenberg, dessen Sachwalter Fischer war, wollte ihm nicht übel, obwohl sein Antlitz, als er bei einer Frohnleichnamsfeier Fischer unter den Theilnehmern gewahrte, einen ganz eigenen Ausdruck annahm, als ob er sagen wollte: Quid Saul inter prophetas?

Mitunter griffen in Fischer's Leben Erscheinungen ein die seinen Sinn immer wieder auf die alte Fährte lenkten. Als er in den Vierziger Jahren eine Reise nach Alt-Oetting machte, wen fand er da als Vorstand der Redemptoristen-Congregation? Den einstigen Schellingianer Bruchmann, den nachmaligen Gatten der asketischen Frau, die ihm seither verstorben war. Da war jetzt keine Spur mehr von speculativer Grübelei, da war nichts als demuthsvolle Ergebung und bedingungsloser Glaube. Es machte auf Fischer einen eigenthümlichen

Digitized by Google

Eindruck, als ihm Bruchmann das Gebet des Ratisbonne vorsagte und dazu bemerkte daß man, wenn es wirken solle, bei den letzten Worten auf die Brust klopfen müße. Auch Bruchmann's Freund und Schwager Smetana war seither Witwer und dann gleich ihm Redemptorist geworden. Fischer sah ihn im September 1847 in Wien, wo ihm jener sagte: „Lieber Fischer, wir gehen blutigen Tagen entgegen!" Als Fischer verdutzt anhielt: ‚Wie? so bald?' nickte Smetana mit ernster Miene bejahend. Fischer sind diese Worte während und nach den Begebenheiten, deren Schilderung uns im nächsten Abschnitte beschäftigen soll, oft vor den Sinn getreten, und noch als Greis, da er mir gelegentlich den Vorfall berichtete, fügte er die Worte bei: „Du siehst daß bei Maria-Stiegen mehr Voraussicht herrschte als bei der vielköpfigen Polizei in Wien!"

Noch eine andere Prophezeiung fiel unserem Freunde während seines damaligen achttägigen Wiener Aufenthaltes auf. Sie kam von einem Stud. Med. Adolf Purtscher der während der Ferien in Lienz, wo sein Vater k. k. Landrichter war, dem Cooperator Simon Moriggl anvertraute: daß es im nächsten Frühjahr in Wien Mailand und Venedig losgehen werde; die Anstalten zu einer allgemeinen Erhebung seien getroffen. Und wie die einst so viel gerühmte und so viel gefürchtete Wiener Polizei blind war gegen das was der einfache Redemptorist voraussah und was der junge Mediciner verkündigte, so gab es eine andere Körperschaft in Wien deren Kurzsichtigkeit Fischer wundernahm. Das waren die nied. österr. Landstände unter denen damals viel Leben herrschte: der Wirkungskreis des Landtages und des ständischen Ausschusses müßten erweitert werden, hieß es. Als nun Fischer wissen wollte welche Stellung sie dabei dem Bauernstand zu geben gedächten, erwiderte Baron Doblhoff daß es für diesen Stand im Landtage keinen Platz gebe, da er durch den Herrenstand, mit welchem er die gleichen Interessen habe, genugsam vertreten sei.

Anders vielleicht urtheilte über diesen Punkt ein Mann, der zwar nicht den Ständen angehörte, der aber unbestritten die eminenteste Persönlichkeit von allen war die ein neues freieres Regiment anstrebten. Als Fischer eines Tages mit einem der Landesverordneten zusammentraf forderte ihn dieser auf, sich mit jenem interessanten jungen Advocaten bekannt zu machen — es war Dr. Alexander Bach den er meinte.

Digitized by Google

4.

Im Frühjahr 1848.

Am 16. März 1848 zwischen 5 und 6 Uhr morgens stürzte der Altbürgermeister von Salzburg Aloys Lergetporer schier athemlos in Fischer's Schlafzimmer, um ihm mitzutheilen was so eben von dem Conducteur des aus Wien eingetroffenen Eilwagens erzählt worden war. Lergetporer war in solchem Grade aufgeregt daß er kaum herausbrachte was er zu sagen hatte: daß am 13. in Wien die Revolution ausgebrochen und am 14. fortgesetzt, und daß am ersten Tage mehrere aus dem Volke getödtet worden seien. Der Conducteur war mit dem Eilwagen schon weiter gegen Innsbruck gefahren. Vor dem Mauthhause, wo auch die Fahrpost untergebracht war, standen, wie Fischer aus seiner Wohnung sehen konnte, Gruppen von Leuten von denen er aber, als er sich mit Lergetporer zu ihnen hinbegab, nichts näheres erfuhr als was er bereits wußte. Aber dieses wenige verbreitete sich so rasch durch die ganze Stadt daß schon um 8 Uhr vormittags die Straßen, besonders aber der Markt- und der Residenz-Platz, ein Leben und eine Aufregung zeigten wie nie. Beamte Officiere angesehene Bürger Aerzte Advocaten junge Doctoren und Studenten sah man gruppenweise beisammen stehen und die überraschende Botschaft hier lebhafter dort ernster besprechen und berathen. Abends traf man einander zahlreich in den Gast- und Kaffeehäusern. Am 17. harrten schon um 4 Uhr morgens viele Personen beim Mauthhause auf den von Wien kommenden Eilwagen. Durch den Conducteur erfuhren sie nun, eines unerhörter als das andere: daß Metternich abgedankt habe, daß die Studenten bewaffnet, daß Nationalgarde und Preßfreiheit bewilligt seien. Zu diesen Nachrichten, die durch verschiedene aus Wien eingelangte Briefe bestätigt wurden, kam durch den allbeliebten Kreishauptmann selbst als letzte und bedeutsamste die Verheißung einer Constitution. Es traf nämlich in den Morgenstunden Graf Chorinský aus Linz ein und überbrachte Exemplare der kaiserlichen Proclamation vom 15., die nachmittags auf Veranstaltung des Magistrats durch alle Theile der Stadt verkündet wurde, unter dem jubelnden Zuruf der allenthalben mit weißen Bändern Schleifen Cocarden geschmückten Menge. Am Abend wurde im Rathhause, um bei der herrschenden Aufregung jeder Ungehörigkeit vorzubeugen, die Errichtung einer Sicher-

Digitized by Google

Sicherheitswache beschloßen. Die städtische Liedertafel brachte dem Kreishauptmann und dem Bürgermeister Mathias Gschnitzer Ständchen, wobei ein Gedicht „Das freie Wort" von Ludwig Koller vertheilt wurde [23]). Die beiden Blätter der Stadt, die rasch von dem Geschenke der Preßfreiheit Besitz ergriffen hatten, erhöhten durch schwungvolle Jubel-Artikel die herrschende Begeisterung.

Die allgemeinen Wünsche, die hier in dieser dort in jener Weise laut wurden, einigten sich in einigen Hauptstücken: provinciale Selbständigkeit des noch zu Anfang des Jahrhunderts souverainen, nun zu einem Kreise herabgewürdigten Herzogthums Salzburg; landständische Vertretung; selbständiger Gemeinderath. Um diese Wünsche in eine faßbare Form zu bringen kam am 18. morgens der Bürgermeister mit noch zwei Herren zu Fischer, der durch seinen Ruf als freisinniger Mann, aber auch „durch sein uneigennütziges und opferwilliges Wirken für den Bürger- und Bauernstand" wohl als die volksthümlichste Persönlichkeit in Salzburg gelten konnte [24]). Als Ergebnis dieser Besprechung verfaßte Fischer ein im Namen des Landes an den Kaiser gerichtetes Gesuch, welches durch drei Mitglieder zu den Füßen des Allerhöchsten Thrones niedergelegt werden sollte. Noch am nämlichen Tage fand ein Zusammentritt aller inneren und äußeren Räthe des Magistrates statt, wobei zuerst der Entwurf Fischer's vorgelesen und angenommen und sodann zur Wahl der drei Abzuordnenden geschritten wurde. Ueber letztere entstand nun ein Zank, indem ein Theil sogleich Fischer seine Stimme gab, während Andere bei voller Anerkennung seiner Verdienste und seiner vielleicht von keinem übertroffenen Kenntnis der Landesgesetze, die Einwendung machten daß er darum nicht gewählt werden könne weil er das Bürgerrecht nicht besitze [25]). Da machte der Rath Martin v. Reichl den Vorschlag Fischer das Ehrenbürgerrecht zu ertheilen, was allgemeinen Anklang fand, und so wurde er Knall und Fall wählbar; seine beiden Gefährten waren die Kaufleute Konrad Weizner und Friedrich Volderauer. Ihnen schloß sich als Abgeordneter des einst souverainen Erzstiftes der allgemein beliebte Dom-Capitular Theol. Dr. Maximilian v. Tarnoczy an. Fischer reiste auf eigene Kosten, und so dürfte es auch bei den Andern gewesen sein.

Sie gingen am 18. abends von Salzburg ab, trafen morgens am 19. zwischen 6 und 7 Uhr in Linz ein und fuhren ohne Aufenthalt weiter. Die Gesellschaft auf dem Dampfschiff zeigte durchaus jene ge-

Digitized by Google

hobene hoffnungsreiche Stimmung, jene Heiterkeit und Freude, die der allgemeine Stempel der ersten glücklichen Tage der jungen Freiheit war. Erst während dieser Fahrt erfuhr Fischer von seinen beiden Mitabgeordneten daß sie zwei weitere Adressen mitgenommen hatten: eine an den Gemeinderath von Wien, die andere an die Aula. Beiläufig 5 Uhr nachmittags landeten sie in Nußdorf und wurden von mehreren in Wien studierenden Salzburgern begrüßt; sie erwiderten den Gruß, so gut es im Gedränge der an's Ufer steigenden Leute anging, mit kurzen herzlichen Worten, doch ohne eine eigentliche Standrede zu halten, was die Studenten einigermaßen verschnupfte. Denn von so neuem Datum ihre Glorie war, so waren die jungen Herren durch die von allen Seiten auf sie träufelnden Huldigungen bereits derart verwöhnt, daß sie sich jetzt verletzt fühlten nicht mit hochtrabendem Wort ihr unerreichtes Lob singen zu hören. Am Morgen des 20. kamen die Salzburger Studenten, geführt von dem Eisenbahn-Inspector Gugg, in den Matschaker-Hof wo die Deputirten abgestiegen waren. Die Ansprache Gugg's glaubte Fischer nicht besser erwiedern zu können, als indem er seinen Landsleuten mit lebhaften Farben den Eindruck schilderte den die Wiener Ereignisse in Salzburg hervorgerufen hatten und dessen Folge eben die Abordnung dreier Salzburger Bürger nach Wien sei. Nachdem Gugg erwiedert und der Vertreter des Erzbisthums mit einigen Worten geantwortet hatte, gaben Weizner und Volderauer den Besuchern das Ehrengeleite bis zum Thore des Gasthofes, und merkten gar nicht die langen Gesichter ihrer jungen Landsleute die ja wieder nichts zu ihrem Preis und Ehren hatten einsaugen können!

Die Audienz beim Kaiser wurde den Salzburgern auf den dritten Tag angesetzt, und die Deputirten hatten nun Zeit sich die Stadt anzuschauen und Bekannte aufzusuchen. Fischer fiel es hierbei auf daß, wenn im allgemeinen der Jubel von einem Tage zum andern nur zuzunehmen schien, die Wenigeren bereits mit einiger Besorgnis in die Zukunft zu blicken begannen. Besonders verdüstert fand er Doblhoff. „Wenn die Gemüther", sagte dieser, „nicht bald anfangen ruhiger zu werden gehen wir Unheil entgegen." Die Stimmung aller nied.-öst. Verordneten, die er aufsuchte, fand er seit dem September v. J. ganz verändert. Sie sprachen nicht mehr von der Vergrößerung ihres Einflußes und Wirkungskreises wie damals; sie hatten über Nacht die Führerrolle an andere Elemente verloren und es war für sie die Ueberzeugung gekommen

Digitized by Google

daß sie von ständischen Rechten und Formen nicht viel reden durften. Fast überall wo er hinkam fand er Rotteck's Schriften, besonders das Staats-Lexikon aufliegen, das aber auch bald überholt sein sollte. Nirgends wo Fischer anklopfte fand er eine klare Anschauung, nirgends einen Plan wie Ordnung in das Chaos zu bringen wäre; die Verwirrung war allgemein. Den einzigen hellen Kopf und entschiedenen Willen fand er beim Advocaten Bach, der vorderhand im Gemeinderathe den Ton angab und seinen Einfluß von Tag zu Tag wachsen sah; es geschah nichts irgend wichtiges dem er nicht beigezogen wurde.

Am 22. war Audienz beim Kaiser[26]), wo Tarnoczy den Führer und Sprecher machte; für den Vormittag darauf waren sie beim Erzherzog Franz Karl angesagt und nach diesem wollten sie dem Landmarschall Grafen Montecuccoli, der einst Kreishauptmann in Salzburg gewesen war, ihren Besuch abstatten. Noch vor der Audienz beim Bruder des Kaisers erfuhr Fischer durch Heinrich Mitterbacher, einen Salzburger der zwei Söhne in den Studien zu Wien hatte, wie sehr ihm in den Kreisen der Akademiker seine keusche Enthaltsamkeit ihnen Weihrauch zu streuen verübelt worden sei, und daß auch der Canonicus Tarnoczy ihnen nichts anderes zu sagen gewußt als „daß Gott zu dem Werke seinen Segen geben wolle"; die Deputirten müßten sich, fügte Mitterbacher hinzu, darauf gefaßt machen in den öffentlichen Blättern als „Zöpfe", als „Philister" verrissen zu werden, wozu schon alle Vorbereitungen getroffen seien. Fischer schrieb sich diese Mittheilung hinter's Ohr und beschloß darnach zu handeln; denn ein Angriff in den Zeitungen war für ihn und seine Genossen, nicht um ihretwillen, aber wegen des Eindruckes den es in Salzburg machen mußte, durchaus keine gleichgiltige Sache. Er hatte sich, von seinen Mitabgeordneten zu dieser Rolle erkoren, bereits auf dem Schiffe eine Ansprache an die Aula skizzirt; doch als er den Entwurf jetzt hervorholte, gewahrte er daß derselbe für die Studenten zu wenig Würze enthielt und überhaupt mehr Schwung bekommen mußte, was er nun in aller Eile, da die Stunde der Audienz heranrückte, nachzuholen versuchte. Als seine beiden Genossen ihn abzuholen kamen, waren diese noch mehr betroffen als er. „Da heißt es keine Zeit verlieren", meinte Volderauer. Fischer schrieb in Eile auf ein Blatt Papier: daß die Salzburger Deputirten sich um Mittagszeit in der Aula einfinden und die Adresse ihrer Stadt überreichen würden, lief damit auf die Universität und besorgte die Anheftung des Blattes am Thor.

Digitized by Google

Die Vorstellung beim Erzherzoge verlief in gewohnter Weise, aber die Deputirten waren etwas später an die Reihe gekommen als sie gerechnet hatten. Es war 11 Uhr vorüber als sie zu Montecuccoli kamen, der sie auf das freundlichste empfing und in seiner mittheilsam beredten Weise in eine Unterhaltung verwickelte die nicht enden wollte. Da vernahm Fischer den Glockenschlag $^3/_4$ auf 12. „Euer Excellenz", unterbrach er den Redefluß des Grafen, „wir haben um 12 Uhr vor einer noch höhern Autorität zu erscheinen als Sie sind, man erwartet uns auf der Aula." Der Graf zog seine Uhr heraus: „Um Gottes willen, es ist bald 12 Uhr, eilen Sie so viel Sie können, mit den Studenten ist nicht zu spaßen!"

Als Fischer und seine beiden Begleiter, die ihre Schritte beschleunigten so viel es, ohne buchstäblich zu laufen, thunlich war, auf eine kleine Strecke der Universität nahe gekommen waren, bemerkten sie ein paar Studenten im Thor verschwinden. Fast athemlos kamen sie im prachtvollen Marmorsaal an, dessen Anblick wahrhaftig daran gemahnte daß man sich im Wirbel aufgeregter Zustände befand. Die beiden Tribünen zwischen den gegen die obere Bäckerstraße sehenden Fenstern und die Aufgänge zu denselben waren von Studenten besetzt, so viel ihrer darauf Platz hatten, jugendlich glühende Gesichter denen die politische Leidenschaft einen fast wilden Ausdruck gab. Von der untern Rednerbühne sprach gerade einer mit großer Erregtheit über die Wahlen zum deutschen Parlament, als von den Landsleuten Fischer's der Ruf ertönte: „Herab von der Tribüne, die Salzburger sind da!" ‚Wir haben höheres zu thun als Deputationen zu empfangen', gab der Sprecher zurück und wollte nicht weichen. Der kleine Aufschub den dieser Zwischenfall herbeiführte kam Fischer, der noch immer nach Luft schnappte, sehr gelegen und mit voller Sammlung konnte er, als endlich der Platz frei war, die Rednerbühne betreten, ihm zur einen Seite Weizner, zur andern in Legions-Uniform Dr. Joseph Lasser v. Zollheim, Salzburger von Herkunft. Was und wie Fischer gesprochen, wird mir der geneigte Leser gern erlassen; er nehme Rosenfeld's „Aula" oder irgend eines der damaligen Wiener Blätter zur Hand: es war alles über einen Leisten, nur hier stärker dort minder schreiend aufgetragen, doch immer im Tone eines Hymnus auf die „Perle der Universitäten". Daß Fischer seine Sache gut gemacht bewies der Erfolg. So kurz seine Ansprache gefaßt war, so lang währte es ehe er sie zu Ende brachte, fortwährend unterbrochen von

Digitized by Google

Händeklatschen und jubelndem Beifall. Zum Schluße rief man von mehreren Seiten dem Sprecher zu: „Namen nennen!" „Dr. Aloys Fischer!" Einige wollten ihn auf ihre Schultern heben und im Saale herumtragen; er wußte sich aber dieser Ovation zu entziehen. Als er mit Weizner in das Hôtel zurückkam, erstaunte er zwei Legionäre als Ehrenwache vor seinem Zimmer zu finden; ein ebenerdiges Gelaß im Gasthofe war als Wachtstube hergerichtet. Die Deputirten luden die wackeren Musensöhne zu einem Gastmal ein, baten sie aber dann die Ehrenwache einzuziehen.

Nachdem auch die Adresse an den Wiener Gemeinderath überreicht war, reisten Fischer's Genossen nach Salzburg zurück[27]). Er selbst blieb in Wien weil er, nebst dem Bürgermeister Gschnitzer der in ein paar Tagen nachkam, im Namen Salzburgs an den Berathungen theilnehmen sollte, die der Minister Pillersdorff mit Vertrauensmännern aus den verschiedenen „Provinzen" über die zu ertheilende Verfassung pflegen wollte. In der freien Zeit die ihm blieb sah er sich in der Stadt um und horchte was die Leute sprachen. Eines Tages da er die Stiege im Landhause vom Baron Doblhoff herabging, stieß er auf den Kammerdiener des Erzherzogs Johann der ihn aufforderte seinen im Michaeler-Hause wohnenden Herrn aufzusuchen, und zwar gleich; es war 9 Uhr vormittags. Im Vorzimmer war der Adjutant und der Büchsenspanner; der Prinz befand sich im anstoßenden etwas dunklen Gemache und las stehend. „Grüß Sie Gott, Fischer! Was sagen Sie zu dem allen?" Fischer entgegnete daß ihm die Dinge nicht mehr so wie in den ersten Tagen gefielen, daß man in's bodenlose treibe; schon verlange man die Entfernung des Erzherzogs Ludwig, und es werde das beste sein dem unaufhaltsamen Drange zuvorzukommen. Der Erzherzog zeigte sich überrascht und schüttelte mit dem Kopf, worauf Fischer: ‚Die Forderung wird nicht drei Tage auf sich warten lassen, es ist also keine Zeit zu verlieren!' Der kaiserliche Prinz entließ ihn mit den Worten: „Kommen Sie recht bald wieder, die Thüre zu mir steht Ihnen zu jeder Zeit offen" ... Einen oder zwei Tage nach dieser Unterredung dankte Erzherzog Ludwig ab, 5. April.

Um diese Zeit begannen die Berathungen der Vertrauensmänner über die Verfassung. Es waren ihrer bei dreißig. Den Vorsitz führtet Pillersdorff; Referent des vom Ministerium vorgelegten Entwurfes war Min.-Rath Peter Ritter v. Salzgeber mit Min.-Rath Aloys

Digitized by Google

Fhr. Kübeck v. Kübau zur Seite. Unter den Vertrauensmännern gab, wie sonst überall, Dr. Bach den Ton an; von den andern haben durch offene ehrliche Sprache die Grafen Breuner und Stockau auf unsern Freund den günstigsten Eindruck gemacht. Als die Juden-Frage auf's Tapet kam war Stockau der einzige der vor einem voreiligen Schritt warnte; alle anderen, Fischer nicht ausgenommen, stimmten „ohne zu denken und aus Furcht vor der öffentlichen Meinung" für die Emancipation [28]). Uebrigens gab unser Freund seinem Landsmann Gschnitzer das Zeugnis daß dieser den Berathungen viel gewissenhafter beiwohnte als er; Fischer meinte daß dabei nicht viel herauskommen werde oder daß man wohl gar die Rechnung ohne den Wirth mache. Eines Tages wurden die Dreißig durch Montecuccoli gebeten sich beim Grafen Taaffe, vor dem März Oberstem Justiz-Präsidenten, jetzt Minister der Justiz, einzufinden, was sie denn auch thaten. Aber schon daß er sie längere Zeit im Saale warten ließ erregte Mismuth. Eben als sich einige entfernen wollten trat er ein und hielt dann, von den Vertrauensmännern im Halbkreis umringt, eine Ansprache an sie, die, wenn wir dem hier etwas sarkastischen Berichte Fischer's glauben dürfen [29]), gleich einer gut angelegten Predigt aus drei Theilen bestand: im ersten sagte er er sei Aristokrat von Geburt, im zweiten er sei durch seine lange Dienstleistung in der Administration und Justiz Bureaukrat; im dritten bekannte er daß er, was die neuen Einrichtungen betreffe, sich die Sache wohl überlegen und nichts übereilen werde. Da er sich anschickte diese Sätze des nähern zu erläutern, drückten sich einige aus dem Saal, worauf Taaffe eine solche Wendung machte daß er vor die Thüre zu stehen kam, so daß die anderen, darunter Fischer, gefangen waren und den vollen Text anhören mußten ... Auch Taaffe gehörte zu jenen Männern des alten Systems den die öffentliche Vehme des neuen zum Austritt verurtheilte; kurze Zeit nach dem eben geschilderten Vorgang dankte er ab, 18. April.

An diesem Tage befand sich Fischer bereits auf der Rückfahrt nach Salzburg, wo er am 19. eintraf und zu seiner großen Verwunderung ersehen mußte, wie sehr auch hier binnen der kurzen Zeit von fünfthalb Wochen alles eine andere Physiognomie angenommen hatte. Ein Gemeinde-Ausschuß hatte sich gebildet und das Regiment der Stadt in seine Hand genommen. Ein demokratischer Verein war im Entstehen, eine Volkswehr in der Organisirung begriffen; für beide suchte man nach Häuptern.

Digitized by Google

Eines Tages kam Fürstenberg zu unserem Freunde: man wolle ihn zum Präsidenten des demokratischen Vereines wählen, was Fischer dazu sage? Fischer widerrieth es ihm: „Wenn Sie, Herr Graf, nicht mit den Traditionen Ihres Standes brechen und sich der Dynastie gegenüber blosstellen wollen, thun Sie es nicht." Ein paar Tage später erschien der Landgraf von neuem: er war ersucht worden das Ober-Commando der Nationalgarde zu übernehmen; auch das widerrieth ihm Fischer, und die Mahnung war gut. Denn in die beiden Körperschaften fanden bald Elemente Eingang, ein Geist begann sich in ihnen zu regen, ein Ton zu herrschen, von dem sich alle besonneneren Männer möglichst fern hielten. Dagegen traten zwei Professoren am medic.-chirurg. Studium immer mehr in den Vordergrund: Dr. Alexander Reyer, ein guter Kopf, geschickter und allgemein geachteter Arzt, dabei von gewinnenden Manieren und gutem Mundwerk, mit äußerem Glanz der Rede, freilich ohne tiefere Bedeutung, und Dr. Gustav Wolf, älter aber hitziger als Reyer, dem er gleichwohl an Begabung und darum auch an Einfluß nachstand [30]). Außerhalb der Hauptstadt machte sich der Pfleggerichts-Adjunct zu Zell am See Franz Peitler durch agitatorisches Wirken bemerkbar, hielt Volksversammlungen ab und kam nicht ohne Grund in den Ruf eines Bauernhetzers. Leute von diesem Schlage waren keine Demokraten, das waren Demagogen, und begreiflich genug war es, wenn der Cardinal in dieser Zeit zum Canonicus Greif äußerte: von den Männern der Freiheit sei ihm Fischer noch der liebste.

Wo es ernstes zu thun gab da war unser Freund stets zu finden. Um die Mitte Juni begannen die Berathungen über die dem selbständig zu stellenden Herzogthum Salzburg zu ertheilende Verfassung, wobei Fischer das Referat anvertraut wurde [31]). Die Berathungen nahmen durch das allseitig willfährige Entgegenkommen einen sehr günstigen Verlauf. In der Sitzung vom 15. Juni erhob sich der Cardinal mit der Erklärung: es könne der Adel, dem auch er angehöre, in der künftigen Provinzial-Verfassung dieses Landes keine Standesvorrechte mehr in Anspruch nehmen, und alle anwesenden Edelleute traten dieser Erklärung bei. Aehnliches gab der Canonicus und Seminar-Director Joseph Moslechner namens der geistlichen Bank zu Protocoll, so daß es für das wiederherzustellende Herzogthum keine privilegirten Stände mehr gab.

Bald war jedoch eine höhere Aufgabe zu lösen. Der einkammerige Reichstag, die Errungenschaft des Wiener 15. Mai, sollte zusammen treten,

Digitized by Google

und dies galt nicht der Verfassung einer einzelnen Provinz, sondern der Constituirung des Reiches im großen. Der vielbeliebte Dr. Fischer wurde von den Landgemeinden des Bezirks Salzburg, und kaum daß er sich hier zur Annahme erklärt hatte, von der Stadt selbst gewählt. Er blieb seiner ersten Zusage treu und reiste zu Anfang Juli nach Wien, wo er mit ein paar Genossen einige leerstehende Zimmer der in der Kölnerhofgasse gelegenen Wohnung des Landrathes v. Mitis miethete, mit welchem er dadurch in neuerliche öftere Berührung kam.

5.

Im constituirenden Reichstag und im k. k. Ministerium des Innern.

Wenn Fischer über das veränderte Aussehen von Wien in den März-Tagen erst erfreut und allmälig stutzig und betroffen geworden, so war letzteres in noch höherem Grade der Fall als er die Reichshauptstadt jetzt wiedersah. In den maßgebenden Kreisen — und das war damals der Hof nicht — herrschte die Meinung daß man in den Zugeständnissen, weil sich die Bewegung nicht aufhalten lasse, immer werde weiter gehen müßen. Dr. Alex. Bach, dessen Berufung in den obersten Kronrath bevorstand, sagte zu Fischer: „Der erste Federstrich den ich als Justiz-Minister machen werde wird die Aufhebung der Fideicommisse sein." Am 19. Juli wurde das neue Ministerium im Reichstage proclamirt, bei der Nennung Bach's brach die Linke in lauten Beifall aus; allein den vorausverkündigten ersten Federstrich hat er doch nicht gemacht, auch später nicht. Eine zweifelhafte Stimmung in den Kreisen der Vorwärtsdrängenden herrschte über Baron Kraus, der nach seiner bureaukratischen Vergangenheit ganz eigentlich ein Mann des Vormärz war. Da richtete in der Sitzung vom 24. der Abgeordnete für Wilten an den Finanz-Minister die Frage: wie es komme daß von allen in Wien erscheinenden Zeitungen das Regierungsblatt das einzige sei das den gesetzlich vorgeschriebenen Zeitungsstempel entrichte. Kraus beantwortete die Interpellation vom Fleck weg, und in einer so gewandten Weise, daß wiederholte Bravo von den Bänken der Linken ertönten. Denn er schmeichelte der Zeitströmung; aber er that dies, ohne sich durch ein festes Zugeständnis zu binden, nur in der Form einer Frage die aufgeworfen werden könne [32]). Das

Digitized by Google

verstand er meisterhaft. Nach der Sitzung sagte er lächelnd zu Fischer: „Ich verdanke diesen Triumph Ihrem Landsmann. Ich meinte daß für mich die letzte Stunde geschlagen habe, jetzt kann ich mich leichter halten."

Wenn das Ministerium nicht interpellirt wurde, blieb es in dieser ersten Zeit meist stumm. Als in der jungen Versammlung der Antrag gestellt wurde den Kaiser dahin zu bringen daß er in seine Haupt- und Residenz-Stadt zurückkehre, da war es nur Stadion der es wagte Bedenken gegen ein bei der augenblicklichen Lage Wien's ausgesprochenes derartiges Verlangen zu erheben; er mußte für die „Garantien", die er für die Gewährung desselben forderte, den Hohn der Linken hinnehmen, unter dem Schweigen der Herren auf den Ministersitzen, deren Sache es doch ganz eigentlich gewesen wäre in einer so wichtigen Frage Stellung zu nehmen. Aber sich einem von dem Volke, d. i. von der Linken, dem Sicherheits-Ausschusse und der Aula, mit Nachdruck betonten Wunsche zu widersetzen galt ihnen nicht sowohl als Verbrechen denn als Wahnwitz oder mindestens eitles Bemühen. Doblhoff, der an der Spitze des neuen Ministeriums stand, rühmte sich bei einer Gelegenheit im offenen Hause, auf wie guten Füßen er mit der Aula stehe, und sagte bei einer andern bezeichnend genug: „Der Weltgeist macht jetzt Politik", also nicht wir machen sie, die verantwortlichen Räthe der Krone! . . So wurde denn die Absendung einer Deputation nach Innsbruck zum Beschlusse erhoben, ohne daß die Minister ein Wort darüber, geschweige denn dagegen gesprochen hätten. Bei den Verhandlungen bezüglich der zu entwerfenden Adresse gab es ein langes Hin- und Widerreden über die Form in welcher man die Rückkehr des Monarchen begehren solle. „Freie Völker bitten nicht", rief Klaudy, „sie fordern ihr gutes Recht", und dieses harte Wort blieb in der Adresse, trotz der Einsprache Dylewski's, Jonak's, Pillersdorff's, welche beide letztere es mindestens durch „erwarten" ersetzt haben wollten. In die Deputation wurde auch Fischer als geborner Tyroler gewählt.

Es waren übrigens um diese Zeit über das Landl gar nicht gute Dinge zu hören. Es bereite sich dort, hieß es, eine Erhebung in fanatisch-kirchlichem Geiste vor, ja es sei ein naher Losbruch zu erwarten, wenn nicht auf die Gemüther besänftigend eingewirkt werde. Auch in dieser Sache wandten sich die Blicke auf Fischer. Doblhoff wollte ihn als Statthalter in's Land schicken. Als Fischer entschieden ablehnte machte ihm der Minister den Antrag als Rath in sein Ministerium zu treten,

Digitized by Google

in welcher Eigenschaft er dann mit bestem Erfolge seinem Heimatlande, das kurz zuvor auch von einem Naturereignisse heimgesucht worden war, zu nützen im Stande sein werde. Es waren nämlich in Folge der sengenden Hitze starke Eismassen des Vernagt-Ferner's im Oetzthal geschmolzen und hatten ihre Fluthen wiederholt in die Niederung ergossen, wobei nicht blos Eigenthum sondern auch manches Menschenleben zugrunde ging, 28. Mai und 13. Juni. Fischer that dieser Katastrophe gegenüber was er als einzelner thun konnte [33]), doch auf den Vorschlag Doblhoff's einzugehen, behagte ihm keineswegs. Seine Anlage zog ihn nicht zum Staatsdienst. Zudem lebte er in Salzburg in den glücklichsten Verhältnissen, die er nicht geneigt war mit einer noch so ehrenvollen Stellung im Centrum der Monarchie zu vertauschen. Da aber Doblhoff, dem er auch persönlich befreundet war, immer wieder drängte, ging er zuletzt auf den Vorschlag ein, aber nur in der Weise daß er als k. k. Ministerial-Rath blos für die Zeit des Bedarfs und ohne einen Gehalt zu beziehen berufen werden sollte. In diesem Sinne erstattete denn Doblhoff seinen allerunterthänigsten Vortrag an Se. Majestät. Die a. h. Entschließung erfolgte, und zwar gleichzeitig für Jur. Dr. Cajetan Mayer als Unter-Staats-Secretär und Med. Dr. Adolf Fischhof als Ministerial-Rath des Innern, am 28. Juli, die Verständigung Fischer's seitens des Ministers des Innern am 2. August Nr. 2282/M. J. [34]).

* * *

Die Adresse an den Kaiser war in's reine geschrieben und gefertigt, die erwählten Mitglieder der Deputation — aus jeder Provinz einer, aus Tyrol drei — reisten nach Innsbruck ab, wo sie am 4. abends eintrafen. Am 5. vormittags fand der Empfang bei Sr. Majestät statt, nachmittags war Hoftafel welcher sämmtliche Abgeordnete beigezogen wurden. Es herrschte dabei strengste Etiquette, man sprach, um nicht zu verstoßen, nur mit gedämpfter Stimme. Da traf es sich daß Erzherzog Franz Karl an den ihm gegenübersitzenden Fischer eine Frage richtete, welche dieser mit seiner klangvollen Stimme laut beantwortete. Alles was zum Hofe gehörte blickte erschreckt auf und sah nach dem Sprecher hin. Das blasse Antlitz, das scharf geschnittene Profil, die dunkel glühenden Augen, und dazu dieser Spitzbart! Ja ist das nicht Mephistopheles wie er leibt und lebt?! Ist das nicht ein Demagog, ein Radicaler der

Digitized by Google

ärgſten Sorte, den wir hier an der kaiſerlichen Tafel unter uns ſitzen ſehen?!..

Es braucht nicht geſagt zu werden daß Fiſcher keine Ahnung von dem Eindrucke hatte den er in dieſen Kreiſen zurückgelaſſen. Er freute ſich vielmehr über den glücklichen Ausgang der Audienz, die mit der Verſicherung unverzüglicher Rückkehr Sr. Majeſtät geſchloſſen, und über die unverkennbar glückliche Stimmung welche dieſer Erfolg, trotz der fühlbaren Einbuße welche der Nährſtand Innsbrucks in Folge deſſen erleiden mußte, in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen hatte. In der Stadt erzählte man ſich, Ferdinand der Gütige, bei welchem alle Furcht vor Wien geſchwunden ſei, habe ſich geäußert, wie er dem Reichstag nicht genug danken könne daß er lauter ſo beſonnene und ſolide Männer zu ihm abgeſandt habe. Abends brachten die Nationalgarden und bürgerlichen Schützen den Mitgliedern der Deputation vor dem Gaſthaus „zur Sonne" einen impoſanten Fackelzug. Das Arndt'ſche Lied wurde geſungen, und als man zur Stelle kam „Iſt's Tyrol?" da riefen die Abgeordneten aus den Fenſtern mit weißen Tüchern wehend ein lautes „Hoch Tyrol!" Der Reichstags-Präſident Dr. Franz Schmitt hielt eine Anſprache, nach ihm ſprach Fiſcher, zuletzt Borroſch. Unter Vivats auf die Deputirten, den Reichstag, den Kaiſer, den Erzherzog Johann, auf Radecký und die italieniſche Armee, auf die wackern Tyroler ſchloß der Abend.

Am Tage darauf reiſten die Deputirten zurück, mit Ausnahme des Miniſterial-Rathes Fiſcher den der Miniſter Hornboſtel an ſeiner Seite behielt, um dem Hofe auf der Reiſe nach Wien das Geleite zu geben. Der Aufbruch war auf den 8. um 8 Uhr vormittags feſtgeſetzt. Als ſich Fiſcher um dieſe Stunde in die Hofburg begab und durch einen halbdunklen ebenerdigen Gang ſchritt, ſah er eine ſchlanke Geſtalt in Tyroler-Jacke, den Stutzhut auf dem Kopfe, raſch daherkommen und eine friſche Jugendſtimme rief ihm ein munteres: „Guten Morgen Dr. Fiſcher!" zu — es war Erzherzog Franz Joſeph.

Das erſte Nachtlager war in St. Johann. Am 9. 3 Uhr nachmittags war man in Salzburg, wo der Hof der Kaiſerin-Mutter einen kurzen Beſuch abſtatten wollte. Der Empfang war feierlich, unter Glockengeläute und Kanonenſalven. Am 10. morgens, zwei Stunden vor der anberaumten Weiterreiſe, ſtieß Fiſcher auf den Landgrafen Fürſtenberg der ihn eben aufſuchen wollte, um ihn zu bitten ſich mit ihm zu

Digitized by Google

seiner Mutter zu begeben die im Auftrage der Kaiserin mit ihm zu sprechen habe. Es herrsche, theilte ihm der Landgraf auf dem Wege mit, die größte Bestürzung bei Hofe, aller Gemüther habe sich eine unbeschreibliche Angst bemächtigt; jedes, vom Kaiser bis zum untersten Domestiken herab, habe das Gefühl man gehe in Wien dem Tode entgegen; nach dem Besuche bei seiner Mutter, bat der Landgraf, möchte Fischer ihm und seiner Gemahlin einige Augenblicke schenken. Theresia verwitwete Landgräfin von Fürstenberg, Obersthofmeisterin der Kaiserin Maria Anna, war eine durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnete, in jeder Hinsicht verehrungswürdige Dame, aber in diesem Zeitpunkte in solchem Grade von der allgemeinen Angst befallen daß sie, als sie nach der Entfernung ihres Sohnes mit Fischer allein war, dem Manne von der Innsbrucker Hoftafel mit dem scharfen Profil, der fahlen Gesichtsfarbe und dem fürchterlichen Knebelbart, ihre Unruhe nicht bemeistern konnte, gar nicht von dem sprach weshalb man eigentlich Fischer herbeigewünscht hatte und ihn, da sich ein ordentliches Gespräch nicht entspinnen wollte, in furchtsam-höflicher Weise bald entließ.

Beim landgräflichen Ehepaar fand Fischer die herzlichste Aufnahme. Die Prinzessin nahm auf dem Sopha Platz, Fischer ließ sich ihr zur Seite in einem Fauteuil nieder, der Landgraf blieb vor ihnen stehen. „Waren Sie mit Ihrer Mission zufrieden, lieber Doctor?" Ganz und gar, Herr Graf! Wir haben unsern Zweck erreicht, und so viel wir hören konnten, hat unsere Deputation bei Hof einen günstigen Eindruck gemacht.' „Ganz richtig", lächelte der Landgraf, „die Deputirten haben einen günstigen Eindruck gemacht — bis auf einen, der einen allgemeinen Schrecken eingejagt hat." ‚Und der wäre?!' „Sie mein lieber Doctor, niemand anderer als Sie!" ‚Unmöglich!' Und nun erzählte Fürstenberg den Zwischenfall bei der Hoftafel, wozu Fischer erst große Augen machte und dann nicht wußte ob er darüber staunen oder laut auflachen sollte. „Ja, ja, so ist's", fuhr der Landgraf heiter fort. „Die erste Frage als der Cardinal und ich gestern bei Hof unsere Aufwartung machten, war die Frage was Sie denn für ein Mann seien, und es kostete uns einige Mühe Sie rein zu waschen, und zu versichern daß Ihre Loyalität und patriotische Gesinnung jede Probe bestehe... Doch von etwas anderem! Haben Sie den Erzherzog Franz Joseph gesehen?" ‚Ja wohl!' „Und was hat er für einen Eindruck auf Sie gemacht?"

Digitized by Google

Nun war die Reihe zu erzählen an Fischer, und er schilderte sein morgendliches Begegnis mit dem Prinzen: ‚In diesem Augenblicke habe ich ihm mein Herz zugeworfen. Kaum jemals wird ein Mann aus dem Bürgerstande einen so freundlichen Gruß aus dem Munde eines Erzherzogs empfangen haben!' „Sie glauben gar nicht wie es mich freut Sie so reden zu hören! Ja, Sie sind der rechte Mann für ihn! Wissen Sie was man mit Ihnen vorhat? Man trägt sich mit dem Gedanken Sie unserem kaiserlichen Prinzen an die Seite zu geben. Was sagen Sie dazu?" ‚Ich begreife daß man in den gegenwärtigen Zeitläuften meinen Stand dadurch auszeichnen will, und gewiß würde eine solche Veranstaltung den besten Eindruck machen. Ob ich der rechte Mann dazu bin weiß ich nicht. Wenn man indessen so meint, wäre ich nicht abgeneigt einem solchen Rufe zu folgen.' „Und welchen Charakter würden Sie beanspruchen?" ‚Keinen. Auch würde ja die Verwendung, da der Erzherzog nach den Gesetzen des Hauses nahezu großjährig ist, nur von kurzer Dauer sein können. Aber *eins* müßte ich mir ausbedingen: zwischen dem Erzherzog und mir dürfte niemand stehen als dessen Eltern und der Kaiser.' Fürstenberg fand gegen diese Bedingung nichts einzuwenden, bat Fischer um Angabe seiner Wiener Wohnung, die er sich notirte, und fügte zum Abschied bei: Fischer werde wohl nächstens zum Kaiser berufen werden. Bei Fischer's Abreise fand sich der Landgraf noch einmal ein und zog ihn beiseite: Seine Mutter lasse ihm sagen, er möge sie nicht nach ihrem heutigen Benehmen beurtheilen; sie sei durch alles was in den letzten Tagen vorgegangen in einen solchen Zustand gerathen daß sie sich gar nicht zu fassen gewußt. . .

Von Linz nach Wien wurde das Dampfschiff benützt. In allen Orten wo man anhielt oder an denen man auch nur vorüberkam, war Nationalgarde ausgerückt, die Volks-Hymne erklang, Pöller wurden gelöst. Jetzt fuhr man längs einer einsamen Au, zwei Männer und ein Weib traten hervor und schrien, indem dieses ihr Tüchel jene ihre ausgezogenen Spenser schwangen, aus Leibeskräften ihr Vivat-Hoch. Unsern Freund ergriff diese naturwüchsige Huldigung auf das tiefste, während sie an den Mitgliedern des Hofstaates ohne merkbare Wirkung vorüberging. Er klagte diese Wahrnehmung einem Ungar, der einer der Kanzleien anzugehören schien. „Ja ja", sagte dieser, „die Herrschaften werden allmälig abgestumpft für solche Momente, weil sie ihnen zu oft wiederkehren." Fischer faßte die Sache anders auf, was er aber dem Hofbeamten wohl nicht sagte [35]).

Digitized by Google

Das war am 12. August, an dessen Nachmittag der Kaiser in Nußdorf feierlichst empfangen an's Land trat, dann nach Schönbrunn fuhr und dort den gesammten Reichstag in Person empfing. Ein Tag verging um den andern, aber von einer Einladung an Fischer sich bei Hof einzufinden fiel kein Wort. Als er eines Tages mit einem der Minister über diese Angelegenheit sprach meinte dieser: Die Herren die seinem Landgrafen in Salzburg in diesem Sinne gesprochen, seien längst anderer Meinung geworden. „Seit sie in Schönbrunn wieder ihren Kaffee trinken, denken sie nicht weiter an einen Plan den ihnen nur die Angst eingegeben hat. Längere Dauer würde die Sache ohnedies nicht gehabt haben. Das bildet eine eigene Kaste die sich als ein Stück Souverain betrachtet und die kein Fremdes unter sich duldet. In den Tagen der Gefahr feig bis zum Ekel, dann wieder hochmüthig bis zur Lächerlichkeit, selbst dem übrigen Adel gegenüber. Ich kenne nur eine Ausnahme, den Grafen Falkenhayn; dieser Mann ist sich die ganze Zeit gleich geblieben, immer ernst offen und artig" [36]).

* * *

Im Reichstag und im Ministerium des Innern, wo Fischer nun wieder seinen Platz einnahm, gewannen die Dinge unmerklich eine andere Gestalt. In den ersten Tagen war zwar noch alles so wie er es verlassen hatte: die Regierung jedem Drucke weichend der vom „Weltgeist" auf sie geübt wurde. Es hatten in der Zwischenzeit die Verhandlungen über den Kudlich'schen Antrag begonnen, und mehrere Redner, darunter Dr. Gredler und der Abgeordnete für Tachau, hatten mit Entschiedenheit den Grundsatz der Entschädigung vertheidigt. Letzteren kannte Fischer damals noch nicht; aber zu Ersterem sagte er, offenbar im Geiste, vielleicht im Auftrage seines Ministers: „Was wollt Ihr? Ihr erschwert nur unsere Stellung! Durchsetzen läßt sich's ja doch nicht!" Erst nach der zweiten Rede des Abgeordneten für Tachau, wo dieser seinen am 11. August gestellten Antrag näher begründete; nach dem gewaltigen Sturm den derselbe unter dem lebhaften Beifall seiner Gesinnungsgenossen gegen den wild aufbrausenden Anhang Kudlich's ruhig bestand, 24. August; nach der Wahrnehmung der selbstbewußten Kraft welche in dieser Sache das Centrum im Verein mit der böhmischen Rechten und den „Polen im Frack" entwickelte und zu behaupten entschlossen war: erst jetzt gewann

Digitized by Google

es das Ministerium über sich — ohne Zweifel auf Anregung Bach's, dessen Haltung von da an in allen Fragen eine ganz entschieden antilinke wurde —, dem fortschreitenden Umsturz gegenüber Stellung zu nehmen und vorerst aus dem Grundsatze der Entschädigung eine Cabinets-Frage zu machen. Aus Anlaß der Berathungen, die man über diesen Punkt jetzt durch eine Reihe von Sitzungen im Schoße des Ministeriums pflog, wurde Fischer immer mehr auf Baron Philipp Kraus aufmerksam. Cajetan Mayer, der in dieser Angelegenheit dem Minister-Rathe beigezogen war, wußte ihm nicht genug von der staunenswerthen Geschäfts- und Gesetzeskenntnis dieses so gelassenen, nicht aus seinem ruhigen Gleichgewicht zu bringenden Ministers zu berichten. „Ich habe", sagte Mayer, „zwar erwartet daß Kraus über die galizischen Bauernzustände, da er in dem Lande geboren ist und längere Zeit gedient hat, sichere Auskunft werde geben können; aber er ist in den böhmisch-mährischen, in den österreichischen, in den tyrolischen ganz ebenso zu Hause; Verhältnisse Gesetze Gewohnheitsrechte sind ihm so genau bekannt als ob er sie an Ort und Stelle gesehen und studirt hätte. Wir Andern sind Zwerge gegen diesen Mann!" [37]) Das war aber nicht blos in solchen Dingen der Fall die Kraus aus seinem langen Geschäftsleben kannte; er zeigte sich ebenso sattelfest in Fragen welche das so plötzlich geänderte System betrafen; „und oft", so sagte nachmals einer von Kraus' damaligen Collegen zu Fischer, „wenn wir alle im Zweifel waren wie eine zu treffende Maßregel in constitutioneller Richtung zu beurtheilen sei, er wußte sicher Bescheid, sein Votum traf jedesmal den Nagel auf den Kopf".

In der Zwischenzeit mehrten sich die beunruhigenden Nachrichten aus Tyrol. Anonyme und unterschriebene Briefe an den Minister Doblhoff ließen einen Zusammenstoß der Parteien befürchten: die Bauern aus dem oberen Inn-Thal, hieß es, drohten nach Innsbruck zu kommen und den dortigen Liberalen den Garaus zu machen. Auch die Spannung zwischen den Deutschen und den Wälschen im Landl nahm in bedenklicher Weise zu. Dazu war der Gouverneurs-Posten, seit der Abdankung des Grafen Brandis, unbesetzt und es handelte sich darum eine Persönlichkeit zu finden die für den schwierigen Posten geeignet wäre. Für diesen Zweck, und dann um auf die Bevölkerung versöhnend einzuwirken, sollte Fischer als k. k. Hof-Commissär in seine Heimat gehen. Bevor er indessen seine Dienstreise antrat, hatte er noch in Wien einen Sturm zu bestehen.

Digitized by Google

Es war am 24. August halb zehn Uhr vormittags als er, da er in sein Bureau ging, auf dem Juden-Platz eine in einen Knäuel zusammengedrängte Menge Menschen erblickte. Fischer begab sich, ohne weiter darauf zu achten, in das Secretariats-Zimmer des Ministers um diesem einige Schreiben zu übergeben die er in dessen Auftrage entworfen hatte. Um 10 Uhr traf Doblhoff ein, und ihm auf dem Fuße folgte eine Anzahl von etwa dreißig dem niederen Gewerbestande angehörige Männer, manche darunter von Proletariern kaum zu unterscheiden. „Im Namen des Gesetzes", rief der Minister, „fordere ich Sie auf sich aus diesen Räumen zu entfernen. Haben Sie mit mir zu sprechen so mag einer von Ihnen vor mir erscheinen, höchstens in Begleitung von zwei anderen." Da trat ein verwachsenes etwa fünfzigjähriges Männlein hervor — es war der Schöpfer einer ohne Zweifel ehrlich gemeinten, aber geradezu unsinnigen finanziellen Action, der Clavier-Trödler und -Stimmer August Svoboda — und bat den Minister, es ihnen nicht übel zu nehmen daß sie so zahlreich gekommen seien, sie verständen es nicht besser. Es schilderte das Elend von 50.000 Frauen und Kindern deren Ehemänner und Väter in Folge des Nationalgarde-Dienstes nichts zu ihrer Ernährung beizutragen vermöchten; es handle sich jetzt um zwei ein halb Millionen, die durch Subscribtion aufgebracht werden sollten, wobei der Kaiser an der Spitze stehen müßte; sie bäten daher den Herrn Minister ihnen eine Audienz in Schönbrunn zu verschaffen. Doblhoff gab sich alle Mühe den Leuten die Unausführbarkeit ihres Gedankens begreiflich zu machen, bis ihm Fischer zurief: es sei hohe Zeit in den Reichstag zu gehen wo er eine Interpellation zu beantworten habe. Doblhoff verstand den Wink, bestellte drei der Anwesenden für den folgenden Tag und zog sich in sein Arbeitszimmer zurück. Nach kurzer Frist räumten die Leute den Vorsaal; doch schon wenige Minuten später strömte eine viel größere Zahl — Min.-Secretär Franz Michael Böhm schätzte sie auf 100 — die Treppe herauf, so daß Fischer, der sich eben in sein Bureau begeben wollte, Mühe hatte vor ihnen in den Vorsaal zu kommen. Der kleine Bucklige trat wieder vor: es seien 800 Familienväter auf dem Judenplatz versammelt; die Leute wollten auf der Stelle wissen ob ihnen der Minister eine Audienz beim Kaiser verschaffen werde oder nicht. Fischer erklärte sich bereit nachzusehen ob der Minister noch da sei, und empfing von diesem die Weisung mit drei von ihnen sich zum Erzherzog Franz Karl zu

Digitized by Google

begeben, der ihr Gesuch mit dem Versprechen übernehmen möge es in die Hände des Kaisers gelangen zu lassen. „Sage dem Erzherzog unter vier Augen", fügte Doblhoff bei, „er möchte mir eine Anweisung auf 10.000 fl. geben, womit ich die ärgsten Schreier zur Ruhe zu bringen hoffe." Zurückgekehrt in den Saal forderte Fischer den Svoboda auf, ein kurzes Gesuch an den Kaiser zu verfassen und einen Subscriptions-Bogen beizulegen; er werde inzwischen seine Wohnung aufsuchen um sich umzukleiden und dann mit ihnen zum Erzherzog zu gehen. Als er aber nach etwa einer halben Stunde zurückkehrte stand alles auf dem alten Flecke; vor lauter Lärm waren die Leute nicht dazu gekommen das Gesuch aufzusetzen. Nach längerem Hin- und Widerreden kam Svoboda in Fischer's Gegenwart damit zustande, und er verlangte nun daß jene bestimmt würden die er zum Erzherzog führen solle. Die Wahl fiel auf Svoboda, dann einen der eine Nationalgardisten-Mütze trug, und einen dritten mit einem Cylinder den kein Mensch von der Gasse aufgehoben haben würde. Als aber Fischer mit den drei Auserkorenen durch die Current-Gasse schritt gewahrte er daß der ganze Janhagel hinter ihnen war. Er drehte sich um und rief die Menge an: sie müße zurückbleiben, sonst werde er selbst keinen Schritt weiter machen. „Weder Sie gehen zurück, noch wir!" rief einer aus dem Haufen, und andere schrieen es nach. Fischer erklärte nun dem Svoboda, daß er sich lieber todtschlagen lasse als an der Spitze einer Sturm-Petition in der Burg zu erscheinen, denn auf dem Wege dahin werde die Menge auf Tausende anwachsen. Svoboda sagte halblaut: „Gehen Sie bis an die Ecke der Gasse, ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort daß ich Ihnen Luft machen werde." Mit diesen Worten eilte er voraus, winkte einem beim Kriegsgebäude stehenden Fiaker, ließ seine beiden Begleiter einsteigen, stellte sich dann auf den Wagentritt und sagte zur Menge: „Bei dem Erzherzog gibt es zu wenig aus, wir fahren zum Kaiser nach Schönbrunn, kommt am Abend Ihr wißt schon wohin!" Auf dieses bat er Fischer, der eine Falle fürchtend etwas gezögert hatte sich in den Wagen zu setzen, er möge Platz nehmen und rief dem Fiaker mit lauter Stimme zu: „Nach Schönbrunn!" und fort ging es in scharfem Trabe durch das Schotten-Thor hinaus. Nachdem man die Mariahilfer Hauptstraße erreicht hatte, ließ Svoboda den Fiaker umkehren: „Durch die Gardegasse in die Burg!" Fischer konnte nicht umhin Svoboda's Manoeuvre zu loben. ‚Das haben Sie gut gemacht', sagte er zu ihm. Man schritt die Treppe zu den Gemächern des Erzherzogs hinan, vor dem

Digitized by Google

Eingang auf der Gangflur hieß Fischer die drei warten und begab sich allein in den Innenraum, um den Erzherzog auf das vorzubereiten was kommen werde. Er fand alles in großer Bestürzung. Franz Karl selbst, bei welchem er durch den Grafen Falkenhayn eingeführt wurde, war derart außer Fassung daß ihm Fischer einigemal wiederholen mußte mit welchen Worten er die drei zu bescheiden habe. Diese wurden nun herbeigerufen und trugen ihre Angelegenheit vor, wobei sich Svoboda ganz anständig benahm; der mit der Nationalgardisten-Mütze dagegen führte eine kecke Rede und flocht sogar drohende Phrasen ein, so daß ihn Fischer ernstlich zurechtwies: „Vergessen Sie nicht daß Sie vor einem Erzherzog stehen!“ worauf sich jener zuletzt fügte. Mit dem Versprechen ihr Gesuch nach Schönbrunn zu geleiten und ihnen vom Kaiser Beihilfe zu erwirken, wurden sie entlassen. Auf dem innern Burgplatze gewahrte noch Fischer, wie etwa zwölf Männer, die gewittert haben mochten daß die Fahrt nach Schönbrunn nur eine augenblickliche Auskunft gewesen, auf Svoboda zuschritten und lebhaft mit ihm zu reden begannen.

Im letzten Drittel August gab es in der That einen Auftritt nach dem andern. Es war am Vormittage nach den blutigen Arbeiterkämpfen im Prater, als Fischhof in das Zimmer seines Ministers stürzte: „Ist es wahr daß man damit umgeht die akademische Legion aufzulösen? Die Aula befindet sich in der größten Aufregung.“ Nun hatte das Ministerium allerdings einen solchen Plan gefaßt, jedoch, da es sich nicht stark genug dazu fühlte, wieder aufgegeben. Auf Fischhof's Andringen erklärte Doblhoff in einem Schreiben daß das Ministerium weder die Auflösung der akademischen Legion noch die Schließung der Aula beabsichtige, und es wurde ein Beamter gerufen der das Schreiben an Ort und Stelle bringen sollte. Da aber Fischer diesen Herrn nicht für geeignet hielt Schwierigkeiten die sich erheben könnten zu begegnen, so nahm er das Schreiben aus der Hand des Ministers indem er erklärte es selbst auf die Aula tragen zu wollen. Die vordere und die hintere Bäckerstraße, oder wie man sie damals wohl auch hieß: die März- und die Studentenstraße, waren von einer Menge, zumeist Proletarier, derart überfüllt, daß Fischer in ein Kaffeehaus trat wo er voraussetzte einige Studenten zu finden die ihm den Weg in die Aula frei machen würden. Er traf in der That zwei die ihm sogleich zu Diensten waren, und wahrlich die alten Tribunen konnten nicht größere Macht auf die römische Plebs üben als die damaligen Akademiker auf den Pöbel Wien's; denn kaum

Digitized by Google

daß sie sich auf der Gasse zeigten, machte das Volk eine Gasse und ließ sie mit Fischer durch. In der Kanzlei der Aula, wo bei zwanzig Studenten anwesend waren, wollte er das Schreiben dem Präsidenten übergeben. „Der Präsident ist nicht da", hieß es. ‚Also möge ein anderer an seiner statt das Siegel erbrechen.' Es folgte nun ein heftiges Hin- und Widerreden, bis endlich die Eröffnung und dann Verlesung des Schreibens erfolgte die einen wahren Jubel hervorrief. Auf einmal bemerkte ein Student: „Ja, ist denn das Schreiben ächt? Rührt es wirklich vom Minister her? Ist der Herr wirklich der Ministerial-Rath Fischer für den er sich ausgibt?" Es wurde beschlossen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, zwei Studenten an Doblhoff abzuschicken; bis dahin sollte der Herr auf der Aula zurückgehalten werden. Glücklicherweise kamen, als schon die Deputirten abgehen wollten, ein paar Salzburger Studenten herzu, die für ihren Landsmann Zeugnis ablegten, worauf er entlassen wurde.

Es war etwa am 30. August, als sich Fischer in die Leopoldstadt begab um bei einem Wagner eine Kutsche für seine bevorstehende Fahrt nach Tyrol zu miethen. Als der Meister erfuhr wer der Kunde sei und um was es sich handle, bat er ihn sich in seine Wohnung zu verfügen, verließ ihn für eine Weile, erschien dann in Begleitung von etwa dreißig Nationalgardisten wieder und sprach zu ihm: „Herr Ministerial-Rath, die Bürgerschaft ist des Treibens das nun schon in's sechste Monat währt satt und müde. Die Arbeit ruht, der Erwerb stockt, Meister und Gesellen werden durch den Waffendienst ihrem Geschäfte entzogen. Wir bitten Sie Ihrem Herrn Minister zu sagen, er möge Muth fassen und Ordnung schaffen; die Garden werden zu ihm stehen und die wenigen unruhigen Köpfe unter ihnen zu paaren treiben!" Die andern stimmten bei, indem sie versicherten daß bereits viele Geschäftsleute verarmt seien und dieses Loos jedem bevorstehe der nicht bedeutend viel zuzusetzen habe. Als Fischer diesen Vorfall seinem Minister berichtete sprach dieser: „Ich weiß daß die Leute den Gardendienst längst satt haben; aber ich weiß auch daß sie die Regierung, wenn sich diese bei einem ernsten Schritte auf sie stützen wollte, im Stiche lassen würden. Ein einziger Calabreser wäre im Stande ihre besten Vorsätze zu Schanden zu machen."

Als sich Fischer Tags darauf in den Reichstag begab erblickte er im Vorsaale seinen kleinen Höckermann: ‚Was machen Sie denn hier?' „Warum fragen Sie? Ich kenne Sie nicht." ‚Wir waren ja vor einigen

Digitized by Google

Tagen beim Erzherzog'. „Ja richtig! Ich bin heute hier um durch einen Abgeordneten unsere Angelegenheit beim Reichstage anhängig zu machen. Mit den 10000 fl. die wir erhielten ist uns nicht gedient, wir brauchen zwei Millionen."

Ohne eine Antwort darauf zu geben ließ ihn Fischer stehen, und hat erst während seiner Tyroler Reise aus den Zeitungen erfahren, was für eine viel stürmischere und für seinen Minister persönlich gefährlichere Wendung der Svoboda'sche Actien-Schwindel nehmen sollte [38]).

6.

K. k. Hof-Commissär in Tyrol.

Zu der Aufgabe die dem k. k. Hof-Commissär im Bereiche des Ministeriums des Innern gestellt war: die Bevölkerung über die brennenden Fragen aufzuklären und zu beruhigen, betraute ihn Minister Bach noch mit einer im Bereiche der Justiz-Verwaltung: er sollte nämlich im Einvernehmen mit dem Appellations-Präsidenten in Innsbruck Johann Ritter v. Jenull die Auswahl Instruirung und Abordnung von zwei Erhebungs-Commissionen, einer für Nord-, der andern für Süd-Tyrol, einleiten, die mit dem erforderlichen statistischen Material versehen die Vorschläge zur Durchführung der künftigen Justiz-Organisation des Landes zu erstatten hätten [39]). Nachdem er vom Reichstage vorerst einen vierzehntägigen Urlaub erhalten hatte [40]), reiste er am letzten August von Wien ab und benützte einen kurzen Aufenthalt in Linz zu einem Besuche bei dem Regierungs-Präsidenten Skrbenský den er, in einer Zeit welche wie nur je das unmittelbare persönliche Eingreifen der Verwaltungs-Organe in das so fieberhaft pulsirende öffentliche Leben erheischte, hinter Stößen von Acten verschanzt fand, ängstlich beflissen die täglich anschwellenden „Exhibiten" zu erledigen, um nur ja keine „Retardaten" anwachsen zu lassen, sondern mit seinen „Erledigungen" möglichst „in currenti" zu bleiben. Mit den sonderbarsten Gedanken über eine solche Auffassung des Berufes eines Landes-Chefs in einer solchen Zeit [41]) nahm Fischer seine Fahrt wieder auf und hielt sich vorerst in Innsbruck auf, um zunächst die Angelegenheit der Justiz-Organisation in Fluß zu bringen [42]).

Auch die Frage der Jesuiten und Liguorianer beschäftigte ihn hier. Das die Aufhebung dieser beiden Orden betreffende Gesetz vom 8. Mai

Digitized by Google

war in Tyrol und Vorarlberg von der Landesbehörde viel später als in den andern Provinzen verkündigt, thatsächlich aber bis zur Stunde nicht vollends ausgeführt worden. In Innsbruck lebten 18 Jesuiten nach wie vor in ihrem klösterlichen Verbande, 7 waren an verschiedenen Orten in der Seelsorge verwendet. Er besuchte ihr Ordenshaus, theilte ihnen mit daß mit der schließlichen Aufhebung nun nicht länger werde gezögert werden, und mahnte sie den Verfügungen der Staatsgewalt keinen Widerstand entgegenzusetzen, was sie ihm willig gelobten. Gleichwohl geschah auch jetzt nichts in dieser Richtung, weil die Regierung, bei der gerade im Punkte der katholischen Religion so hoch gereizten Spannung der Tyroler, mit keinem Aufsehen erregenden Schritte vorgehen wollte. Fischer, Rationalist wie er damals war und der Geistlichkeit nichts weniger als hold, versicherte zwar den Ministern, es seien im ganzen Landl höchstens zwei bis drei Personen von Ansehen die sich für die Jesuiten einsetzten [43]), sonst habe man von keiner Seite einen Widerspruch zu befürchten; gleichwohl fand man es in Wien gerathen die größte Vorsicht walten zu lassen und sich für's erste darauf zu beschränken die zu jenem Ziele führenden Schritte zu berathen, wobei die möglichste Schonung der geistlichen Brüder als Hauptpunkt galt.

Seine Bereisung des Landes begann der Hof-Commissär mit dem obern Inn-Thal, seiner eigentlichen Heimat. Er richtete sich die Sache so ein, daß er seine Ankunft an einem zum Mittelpunkte erkorenen Orte ein paar Tage früher dem Bezirks- oder Landrichter anzeigte und durch diesen den in einem gewissen Umkreise befindlichen Gemeinden anzeigen ließ: er werde sich am bestimmten Tage im Orte einfinden um sich mit ihren Vertretern, und auch sonst mit jedermann der es wünschte, über Landesangelegenheiten zu besprechen, auch schriftliche Aufsätze über die Wünsche und Beschwerden zu übernehmen. Zur anberaumten Zeit fand er sich dann persönlich ein, unterrichtete sich über die in der Gegend herrschende Stimmung, empfing Personen die ihn besonders sprechen wollten, und hielt dann in einer geeigneten Räumlichkeit, wohl auch, wenn der Andrang zu groß war, unter freiem Himmel eine Versammlung ab. Er sprach in der Regel eine bis zwei Stunden über jene Gegenstände die unter den Leuten zunächst an der Tagesordnung waren, und gestattete Fragen an ihn zu richten die er gewandt vom Fleck weg beantwortete. In Imst, wo er vom 9. bis 11. September Berathung hielt, machte dieses Vorgehen sogleich den besten Eindruck. „Möge seine Sendung", so schrieb

Digitized by Google

man darüber in die Landeshauptstadt, „von einem glücklichen Erfolge für das Land gekrönt sein! Das Vertrauen in die neuen Maßnahmen der Regierung gewinnt offenbar dadurch an Stärke, daß sie thatrüstige Männer entsendet die durch eigenen Augenschein und reifere Prüfung sich über den Zustand und die Bedürfnisse des Landes unterrichten“ [44]). Vor seiner Weiterfahrt veranstalteten ihm die Beamten mit den Bürgern im Posthause ein Festmahl wobei viel Frohsinn herrschte.

So glatt lief es allerdings nicht überall ab. In Vorarlberg, wo er eine Versammlung nach Hohenems berief, spuckte den Leuten das Kantönlithum der benachbarten Schweiz in den Köpfen. Ein Chirurgus führte das große Wort — die medicinische Facultät hat sich dazumal überall stark in die Politik gemischt, obwohl selten mit Glück —; wenn es nach seinem Kopfe ging mußte jede Gemeinde ein kleiner Staat für sich sein und seine eigene Vertretung haben, so daß man, wie Fischer ihm entgegnete, in Wien ein Parlament zusammenbrächte zu dessen Unterbringung das ganze Glacis nicht hinreichen würde.

Die Entschädigungsfrage machte Fischer keine Schwierigkeit. Es charakterisirt den Biedersinn dieses Volksstammes daß er in keiner Versammlung einen Tadel darüber zu hören bekam; ein Kleinwirth im Bezirke von Fügen im Ziller-Thal war der einzige mit dem er deshalb ein kleines Wortgefecht zu bestehen hatte. Anders war es mit dem geistlichen Zehent den die Gemeinden gleichfalls gegen Entschädigung aufgehoben wissen wollten, während die hochwürdigen Herren eifrig dagegen redeten und dem Hof-Commissär vorstellten, die Aufhebung des geistlichen Zehents verstoße gegen das Gewissen des Volkes. So war es namentlich in Mals, wo noch vor der Versammlung der Decan Blaas mit zwei Pfarrern des Bezirkes bei Fischer erschien um ihn aufmerksam zu machen daß die Zehentholden ihres Bezirkes von einer Aufhebung der Naturalgaben an die Geistlichkeit nichts wissen wollten. „Ein solcher Fall ist mir auf meiner bisherigen Reise nicht vorgekommen“, entgegnete Fischer; „die Behörden werden, wenn die Gemeinden ihre Leistungen fortentrichten wollen, ihnen gewiß nichts in den Weg legen. Meine Aufgabe ist es indessen sie selbst darüber zu hören.“ Er lud die drei geistlichen Herren ein ihn in den Saal zu begleiten, der sich inzwischen mit Landleuten gefüllt hatte. Fischer eröffnete die Versammlung und nahm diese Angelegenheit sogleich vor, indem er die Erklärung verlangte ob man in diesem Bezirke geneigt sei den geistlichen Zehent in natura fort zu leisten.

Digitized by Google

Alles schwieg, auch auf eine Wiederholung seiner Frage. Er ersuchte nun den Decan selbst zu der Versammlung zu reden, was dieser that, ohne einen bessern Erfolg zu erzielen, so daß der Hof-Commissär nunmehr die Sache fallen ließ und zu einem anderen Gegenstande überging.

In Wälsch-Tyrol waren es ganz andere Dinge welche die Gemüther bewegten. Rückte man auch nicht mit der ganzen Wahrheit heraus daß man die Vereinigung mit Italien wünsche: die Trennung von Nord-Tyrol wurde allenthalben und mit solchem Nachdrucke betont daß Fischer mächtig in diese Strömung hineingezogen wurde. Gewiß hat er sich den Signori gegenüber, die es an Versuchen nicht fehlen ließen ihm ihre Ideen geläufig zu machen, mit großer Zurückhaltung benommen, mehr gehört als zu hören gegeben; aber in seinem Innern festigte sich mehr und mehr die Ueberzeugung daß der bisherige Zustand nicht haltbar sei. Eine vollständige Abtrennung des südlichen Landestheiles vom nördlichen konnte er schon darum nicht zugeben, weil sich in letzterem die Volksstimme einmüthig und mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Zertrümmerung ihres Landls aussprach; allein im übrigen, dachte er sich, könnte und sollte man so weit als möglich gehen. In judicieller Beziehung hielt er die Schaffung zweier Ober-Landesgerichte, des einen in Innsbruck des andern in Trient, für unausweichlich, da bei Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens schon die Verschiedenheit der Sprache dahin dränge. Auch in administrativer Richtung werde den Wälsch-Tyrolern eine Sonderstellung nicht zu verweigern sein, nicht blos wegen der andern Sprache, sondern auch wegen der verschiedenen Denk- und Lebensweise, und wegen der besonderen Erwerbs- und Handelsverhältnisse. Eine parlamentarische Trennung wolle zwar der Deutsch-Tyroler nicht zugeben, weil er mit Grund besorge daß dann Wälsch-Tyrol ganz zur Lombardei abfallen und Tyrol in seiner Bedeutung als Festung, als Vorhut und Gränzwächter des Reiches, seiner so wichtigen südlichen Pässe beraubt würde. Allein Fischer meinte daß die Consequenz, die Gerechtigkeit und selbst die Klugheit geböten auch in dieser Richtung den Wünschen der Süd-Tyroler nachzugeben, „daß dagegen durch starke deutsche Garnisonen in den wälschen Gebieten des Landes und durch Besetzung der Gebirgspässe und anderer strategisch wichtigen Punkte dafür gesorgt werden solle daß jeder Versuch einer Lostrennung im Keime erdrückt werden könne“ [45]).

Aus den beiden italienischen Kreisen begab sich der Hof-Commissär zuerst in das Puster-Thal, um von da in's Eisack-Thal zurückzukehren und

Digitized by Google

die letzte Strecke nordwärts bis zur Landeshauptstadt zu bereisen. Aus dem Puster-Thal schrieb er dann an die Landrichter von Klausen und Kastelruth und bestimmte ihnen Tag und Stunde seines Eintreffens mit der Weisung die Gemeinden ihrer Bezirke hievon zu verständigen. Zur festgesetzten Zeit erwarteten der Landrichter Hirn und der Actuar Ignaz Rieſcher von Klausen, dann der Landrichter Gurſchner von Kastelruth klopfenden Herzens die Ankunft des k. k. Ministerial-Rathes und Hof-Commissärs; sie waren alle Studiengenossen des „Luis", mit ihm du und du gewesen, und nun der Zweifel voll, wie er sich gegen sie benehmen werde. „Wird er es hochgeben, ich könnte es nicht vertragen", sagte der Hirn. Gurschler sagte nichts, aber dachte ebenso. Nur der Actuar wollte seiner Sache gewiß sein: „Nein, der kann sich nicht verändert haben!" Als aber die Stunde gekommen war, der Wagen vorfuhr, mit dem Bedienten auf dem Hintersitz und dem Postillon in rother Gala-Jacke und dem bordirten Hut auf dem Bocke, da wurde ihm doch schier bang. Der Hof-Commissär wurde vom Postmeister in das für ihn bereitete Zimmer geleitet, und die drei unten berathschlagten nun wie sie sich dem hochgebietenden Herrn, einst ihrem Dutzbruder, vorzustellen hätten. Keiner von den beiden Landrichtern wollte daran, und so blieb dem Adjuncten nichts übrig als „sein Herz in beide Hände zu nehmen" und den schweren Gang die Treppe hinauf anzutreten. Auf sein Klopfen an der Thüre erscholl ein entschiedenes „Herein" und er trat in's Zimmer. „Grüß Gott, Nazele!" rief ihm Fischer entgegen, trat auf ihn zu und schloß ihn an seine Brust. Rieſcher, von Rührung übermannt und die Augen voll Wasser, wand sich keines Wortes mächtig aus Fischer's Armen, stürzte zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, in das Zimmer der beiden Landrichter hinein, und mit dem Rufe: „Der Luis ist droben!" zog er die Beiden mit sich fort, zu ihrem sich treu gebliebenen Schulfreunde hinauf . . .

* * *

Fischer konnte sich rühmen den günstigen Eindruck, den gleich in Imst seine Erscheinung, sein offenes Auftreten, seine klare Rede hervorgerufen hatte, in allen von ihm bisher besuchten Thälern errungen zu haben. Eine andere Frage war es freilich ob dieser Eindruck ein nachhaltiger war. Den Hauptpunkt bildete immer die Glaubensfrage die, wie sich

Digitized by Google

Fischer selbst sagte, der wahre und tiefe Grund der Erhebung von 1809 gewesen war und die ein zweitesmal einen Brand ganz anderer Art herbeizuführen drohte. Man konnte sich die Augen nicht verschließen: die Bevölkerung, besonders auf dem Lande, war in dieser Richtung aufs höchste erregt. Das conservative Tyrol mit seiner felsenfesten Anhänglichkeit an Gott Kaiser und Vaterland sah sich von Wien aus in seinen theuersten Gütern bedroht. Das Treiben der dortigen Demagogen galt ihnen als verbrecherisch, als gottlos; sie verglichen es mit dem Wüthen ihres Vernagt-Ferners, dessen von Hagel und Schneewasser angeschwollene Fluten in demselben Frühjahr alle schützenden Dämme durchbrochen, Tod und Elend hinter sich zurückgelassen hatten. Fischer selbst, obwohl als ächter Tyroler bekannt, hatte nur allein deshalb weil er von dem Herde der Revolution kam mit dem ausgesprochensten Mistrauen zu kämpfen. Das Gerücht das ihm von Wien aus vorausgeeilt war: er sei vom Ministerium geschickt den Tyrolern ihren Glauben zu nehmen, hing noch immer fest in vielen Gemüthern. „Was haben Sie denn gegen uns Herr Hof-Commissär", sagte ihm ein Mönch, „daß wir unsere Klöster verlassen sollen in denen wir so zufrieden leben? Wenn nach der Verfassung jeder sich den Beruf wählen kann der ihm zusagt, warum gönnt man uns nicht den unsern? Wissen Sie was, wir tragen dem Reichstag einen Vergleich an — es hat ja mit der Aufhebung der Klöster nicht so große Eile —: er lasse alle seine Mitglieder darüber abstimmen, die protestantischen und jüdischen mit eingerechnet, aber erst auf ihrem Todtenbette! Kommt dann ein Mehrheitsbeschluß in Ihrem Sinn zustande, dann wollen wir uns fügen" [46]). Während seines Wirkens im Burggrafenamte hatten einige Vertrauensmänner in ihn gedrungen, er möge ihnen über die Protestanten-Frage reinen Wein einschenken. Der Hof-Commissär, den der heilige Ernst der Fragesteller nicht kalt ließ, eröffnete ihnen seine „ganz persönliche" Ansicht: der Zug der Zeit sei unaufhaltsam, die Ausdehnung des Protestanten-Patentes auf Tyrol könne höchstens eine Weile vertagt werden, werde sich aber zuletzt doch nicht aufhalten lassen. Die Burggräfler, niedergeschlagen über diesen Bescheid, fragten treuherzig weiter, was der Herr Hof-Commissar denn meine daß sich dagegen thun lasse, und dieser antwortete ihnen: „Es gibt vielleicht einen Weg, die Euch so theuere Glaubenseinheit im Lande zu erhalten. Gründet einen großen Verein der die Mittel hätte und es sich zur Aufgabe stellte, überall wo ein Nicht-Katholik sich ankaufen will dieselbe oder eine größere Kaufsumme zu

Digitized by Google

bieten. Das könnte wenigstens in den meisten Fällen die Ansiedelung von Nicht-Katholiken in Tyrol verhindern" [47]).

Wie aus diesem Vorfalle zu ersehen, ging Fischer, bei all' seinem Freisinn, in einer so heiklen Angelegenheit mit der maßvollsten Klugheit vor. Nie daß er etwas gegen die Religion gesagt, daß er der Geistlichkeit, was ihrem Stande gebührte, vorenthalten hätte. Selbst den Mönchen konnte er nur das beste nachsagen: „Das Lob der Sittlichkeit und der Mildthätigkeit der tyroler Klöster ist ein einstimmiges." Aber der Ton und die Weise seines Redens, so gut er dabei das ihm angeborne Tyrolerthum zur Geltung zu bringen wußte, sein ganzes Wesen, war doch wie aus einem andern Stoff. Es war wie wenn er das was ihnen das ganze Herz ausfüllte nur mehr schone, als daß er selbst davon innerlichst überzeugt wäre. Die Nachempfindung war bei ihnen wie etwa bei dem armen Gretchen ihrem Heinrich gegenüber: „Das ist nicht recht, man muß daran glauben!" Seiner liberalen Anschauung nach stand ihm die Kirche als „Verein zu religiösen Zwecken" auf einer Linie mit anderen Gesellschaften, denen gegenüber der Staat die strengste Unparteilichkeit beobachten müße: „Der wahrhaft freie Staat kann keine Staatskirche haben"; und für eine der größten Gefahren galt ihm der clericale Einfluß, „welcher über den Beruf des Priesterstandes hinausgeht und bald die Kirche auch in weltlichen Dingen über den Staat stellt." Gewiß hat der umsichtige Hof-Commissär vor seinen bäuerlichen Zuhörern Sätze wie diese in ihrer vollen Nacktheit nicht vorgebracht; aber eben so gewiß war es dann und wann ein Ausdruck der ihm entschlüpfte, eine Redewendung, die Einkleidung eines Gedankens, was seine durch die Erfahrungen der letzten Monate gewitzigten Landsleute stutzig machte, ob sie ihn denn wirklich als einen der ihrigen ansehen könnten.

Zweifel solcher Art müßen im obern Inn-Thal bald nach seinem Abgang laut geworden sein und sich über den Brenner hinüber fortgepflanzt haben; denn gerade in den Bezirken von Sterzing Steinach Mieders, den letzten seiner Rundreise, sollte ihm der härteste Stand werden. Durch das ganze Wipp- und Stubaier-Thal hetzten Leute das Volk auf: „Doblhoff ist der Antichrist und Fischer dessen vielgeliebter Sohn!" Als er am 2. October in Steinach eintraf, wo bereits viele Bauern eingetroffen waren, sagte ihm ein Bekannter wohl nicht die volle Wahrheit, aber er machte ihn doch aufmerksam, er müße auf einigen Widerstand gefaßt sein: „Uebrigens machen Sie sich nichts daraus, es sind nur einige Hitzköpfe

Digitized by Google

von wenig Bedeutung." Als Fischer 3 Uhr nachmittags in den Versammlungsraum trat und die für ihn bestimmten Petitionen musterte, gewahrte er unter dreien eine förmliche Einsprache gegen seine Abordnung. Auch hatte er seinen Vortrag kaum begonnen, als ihn ein Bauer heftig unterbrach: „Sagen Sie uns zuerst wie Sie es mit der Verleihung der Gewerbe halten. Soll diese die Gemeinde oder die politische Behörde verleihen?" Fischer, der sogleich sah wohin das ziele, gegen die Ansiedlung der Protestanten nämlich, erwiderte: er werde auf diesen Punkt zu sprechen kommen und die Frage, soweit es ihm möglich, beantworten. „Hört Ihr den Judas?" rief jetzt ein anderer, und es entstand ein Aufruhr daß alle Bemühungen Fischer's zum Worte zu gelangen eitel waren. Hart neben ihm stand ein Bauer von etwa dreißig Jahren, eine prächtige Gestalt in der Tracht seines Thales reich und glänzend angethan. An diesen wandte sich jetzt Fischer: „Sagen Sie mir, bin ich der Hof-Commissär oder sind es diese Leute hier? Machen Sie daß ich sprechen kann!" Da donnerte der junge Mann dem ungebärdigen Haufen zu: „Jetzt laßt ihn einmal reden!" und augenblicklich trat die größte Stille ein. Fischer sprach etwa eine Stunde lang und vermied dabei die ihm gleich anfangs gestellte Frage nicht, indem er erklärte daß es wohl keinen Staat gebe in welchem die Verleihung der Gewerbe der Gemeinde überlassen sei, daß dies vielmehr der Gesetzgebung anheimgestellt bleiben müße. Ob sich die Hetzer und die Aufgehetzten mit dieser Auseinandersetzung zufrieden gaben wird nirgends berichtet. Thatsache aber war daß nicht blos der Tag in aller Ruhe und Ordnung verlief, sondern auch daß der Hof-Commissär unter den Petitionen, die er nach geschlossener Verhandlung mit sich nahm, jene drei mit der Verwahrung gegen seine Mission nicht mehr fand . . .

In den ersten October-Tagen traf Fischer in Salzburg ein, wo er einen Auftrag seines Ministers fand, das Herzogthum in ähnlicher Weise wie Tyrol zu bereisen. Er verblieb einige Tage im Kreise seiner Angehörigen im „Fischerhof", in dessen Garten er eine Unterredung mit „einer gefallenen siebenbürgischen Größe" — ohne Zweifel Baron Jósika — hatte. Seine Salzburger Sendung eröffnete er damit daß er eine Versammlung von Landleuten der Umgebung berief, und den Professor Löwe ersuchte derselben beizuwohnen, um in einer Zeitung darüber Bericht zu erstatten. Sie fand in einem Saale des Mirabell-Schlosses statt, worin für den Hof-Commissär eine niedrige Bühne mit einer Art

Digitized by Google

Katheder hergerichtet war. Er begann seinen Vortrag mit einer Schilderung des früheren Staatswesens und Regierungs-Systems und wollte dann auf die jüngsten Errungenschaften übergehen die er mit den Worten einleitete: „Nun aber, meine Lieben, sind alle Schranken gefallen"... Nun aber entstand ein vielseitiges Gemurmel das immer lauter wurde, so daß der Hof-Commissär innehielt und einen der nächststehenden Bauern fragte: was es denn gebe? „Wir freuen uns, Euer Gnaden, daß die Schranken nimmer sein. Also darf's Vieh frei 'rein?" Er belehrte nun die Leute daß es nicht die Zoll- und Mauth-Schranken seien die er gemeint habe, sondern die Schranken der Freiheit. Darob sichtbare Enttäuschung und Verstimmung, die den weitern Erfolg seiner Rede vollkommen lähmte. Daß Löwe nach einem so unerwarteten Zwischenfall keinen Anlaß fand einen Artikel für ein öffentliches Blatt zu schreiben, braucht kaum gesagt zu werden [18]). Noch minder hatte Fischer Ursache über sein erstes Auftreten zufrieden zu sein, und er trat nunmehr seine Rundreise durch das Land an.

Er hielt eben eine Versammlung in Neumarkt ab, als er durch eine Botschaft des Kreishauptmanns von Salzburg die Wiener Ereignisse vom 6. October erfuhr. Er eilte auf den Fischerhof zurück, packte seine Schriften zusammen und fuhr ohne Säumnis nach Wien, 10. October [19]). In Linz wurde ihm gerathen die Weiterreise auf der Donau zu unternehmen: „denn in einer Kutsche mit dem kaiserlichen Doppeladler am Wagenschlag können Sie sich in die mit Barricaden erfüllte Stadt nicht wagen." Fischer befolgte diesen Wink und traf auf dem Dampfschiff mit den Salzburger Freischaarlern zusammen die Professor Reyer den Wienern zu Hilfe führte; es waren ihrer eben nicht sehr viele.

Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags stieg er bei Nußdorf an's Land und nahm einen Fiaker; das Fischer- und Schotten-Thor waren verrammelt, nur beim Burg-Thor war eine Oeffnung gelassen daß genau eine Kutsche hindurch konnte. Nun das Aussehen des Innern! Kaum daß man in den Straßen einen anständig gekleideten Civilisten erblickte; nur Nationalgarden und Legionäre gewahrte man in ihren schmucken Uniformen. Die Verkaufsgewölbe fast alle geschlossen, auf den Thüren die Parole aus den Mai-Tagen: „Heilig ist das Eigenthum." Geschäftsleute, Gesellen in der Arbeit zur Erwerbung ihres täglichen Brodes, sah man nicht. Hie und da marschirte ein Trupp Mobiler, oder man erblickte eine Ansammlung von Menschen, gewöhnlich in dem Winkel eines größeren

Digitized by Google

Platzes, man wußte nicht was sie wollten. Der Reichstag tagte zwar, aber es waren keine hundert im Saale, wo es meist ruhig und gelassen zuging. Nur auf der Aula war es wie früher, da schwärmte es wie bei einem Bienenstock aus und ein, da brauste und schäumte die Jugend.

Als Fischer am andern Tage zum Reichstag ging gewahrte er eine schwarze Bahre von sechs Männern getragen, von einer auf das leidenschaftlichste aufgeregten Menge begleitet: ein Leichnam lag darauf, auf das gräßlichste verstümmelt, den man angeblich im Schwarzenberg-Garten gefunden und an welchem die Soldaten ihre schändliche Wuth ausgelassen haben sollten. Die Menge hatte ihn erst vor die Stallburg, wo das Nationalgarde-Ober-Commando war, unter den fürchterlichsten Racheschwüren getragen und machte jetzt auf dem Josephs-Platze Halt um den scheußlichen Cadaver in den Reichstagssaal zu tragen. Dem feinfühligen Fürsten Georg Lubomirski, der eben aus einem Fenster der Permanenz hinabsah, raubte dieser Anblick die Sinne; er begann irre zu reden und man fürchtete für seinen Verstand. Mit Mühe gelang es, die Leute von ihrem Vorhaben den Reichstagssaal zu betreten abzubringen, worauf sie mit der Bahre zur Universität schritten. Fischer hatte eines der gräßlichsten Schauspiele der Wiener October-Zeit mit angesehen!

* * *

In der Nachmittag-Sitzung des 13. October wurde eine Adresse an den Kaiser berathen, die durch eine aus fünf Mitgliedern bestehende Deputation nach Olmüz überbracht werden sollte; die Wahl fiel auf Hagenauer, den Bischof Wierzchlejski, Fischer, Turco, Herzig. Nachmals wurde ihnen vom Präsidenten auf den Rath einiger Abgeordneter Engelbert Maximilian Selinger beigegeben; er war einst Hofmeister des Fürsten Joseph Lobkovic, jetzt General-Adjutanten des Kaisers gewesen, sein Name hatte durch seinen Anerkennungs-Antrag zu Preis und Ehren der italienischen Armee (14. August) in allen conservativen, namentlich militairischen Kreisen den besten Klang gewonnen, und das konnte, meinten die Mitglieder des Rumpf-Parlaments, von Nutzen sein. Am 14. 5 Uhr morgens fuhr die Deputation von Wien ab, 2 Uhr nachmittags war sie in Olmüz, wo dritthalb Stunden später der Hof in einem äußerst tristen Zustande anlangte. Bald darauf wurde den Abgeordneten mitgetheilt, der Kaiser werde sie am andern Tage 11 Uhr vormittags empfangen. Thatsächlich fand die Audienz

Digitized by Google

erst um 7 Uhr abends statt; die Antwort des Kaisers war nicht ungnädig, aber doch nicht so daß man sie einen Erfolg nennen konnte. Auch beim Erzherzog Franz Karl sprachen die Deputirten vor, der ihnen seine beste Verwendung bei seinem kaiserlichen Bruder zusagte[50]).

Am 17. mit dem Abendzuge fuhr Fischer von Olmüz ab. Am frühen Morgen traf er in Floridsdorf ein, bis wohin die Eisenbahn damals fahrbar war. Er gewahrte in der Nähe bewaffnete Proletarier um einen kleinen Brand gelagert; er trat zu ihnen und begehrte Feuer für seine Cigarre, das ihm gegeben wurde; die Kerle waren trunken, leere Brantweinflaschen lagen am Boden umher. Als er in seine Stadtwohnung kam war es 6 Uhr morgens, und daher zu zeitlich um in die Permanenz zu gehen. Er suchte seinen Landsmann Dr. Andreas Gredler auf (obere Bräunerstraße Nr. 1136 Graf Cavrianisches Haus), den er noch im Bette traf und der sich wunderte daß Fischer von Olmüz zurückgekommen. „Wir müßen doch über unsere Sendung Bericht erstatten! Uebrigens erwarte ich heute oder morgen einen Auftrag des Ministers Kraus, der mich neuerdings nach Olmüz schicken will." Nun frug Gredler ob ihn Fischer nicht mitnehmen könne, sei es auch als seinen Bedienten in Livrée; denn in Wien sei er seines Lebens nicht sicher, er habe seinen Namen auf einer Proscriptions-Liste gesehen, er habe Drohbriefe erhalten. Selbstverständlich konnte Fischer auf einen solchen Vorschlag nicht eingehen; aber es diente ihm dieser Zwischenfall als ein Wahrzeichen der Lage Wien's. In der That fand er nun schon die muthigsten seiner Genossen um ihre Sicherheit besorgt, nicht wegen der Armee sondern wegen der Revolution. Die Alarmirungen hatten kein Ende. Das Proletariat nahm von Tag zu Tag zu; auf allen nach Wien führenden Straßen und Wegen sah man Strolche und wilde Bursche einzeln oder in Schaaren heranziehen. Pflegte doch selbst der gemüthsruhige Kraus, wenn man ihn fragte wie ihm denn in Wien mitten unter diesen blutdürstigen Kerlen zu Muthe sei, lächelnd an seine Halsbinde zu greifen: „Ich weiß nicht, aber ich verspüre dann und wann ein Kitzeln in dieser Gegend."

Um 8 Uhr vormittags verfügte sich Fischer in die Permanenz. In dem s. g. kleinen Redouten-Saal waren eben zehn Mitglieder des Ausschusses anwesend; die meisten schliefen ausgestreckt auf den längs den Wänden hinlaufenden gepolsterten Bänken, der eine und andere kauerte schnarchend in einem Winkel; nur einer, ein Pole, wahrscheinlich Bilinski oder Stobnicki, saß am Tische in der Mitte des Saales,

Digitized by Google

das müde Haupt in die Hand gestützt. Als unser Freund eintrat rief jener: „Aufstehen, der Fischer ist da!“ Bald kamen andere Mitglieder der Permanenz, die auf ihn losstürzten: „Gut daß Sie da sind! Sie müßen nach Frankfurt damit der Erzherzog zwischen dem Kaiser und Wien vermittle. Denn wir sind in Gefahr von der Revolution verschlungen zu werden, weil der Reichstag die Ungarn nicht rufen will.“ Während die Andern im Saale lebhaft über diesen Gegenstand verhandelten, wurde Fischer zum Minister Kraus gerufen der ihm einen vom 18. datirten Geleitsbrief einhändigte[51]) und ihn aufforderte mit dem ersten Olmüzer Zuge eine Depesche an Baron Wessenberg zu überbringen. Beim Weggehen aus dem Finanz-Ministerium stieß Fischer in einer Gasse auf den Salzburger Reyer. „Was ist's denn mit Ihrem Freischaarenzug?“ frug Fischer, worauf jener: ‚Ich fühle nicht gleich dem Dr. Krakowitzer[52]) den Beruf in mir auf mich schießen zu lassen.‘ Aber die bethörten Leute, die der „Hauptmann Kugelfurcht“ aus Salzburg nach Wien gebracht hatte, die waren gut genug auf sich schießen zu lassen?! . . .

Olmüz war nun schon überfüllt. Als Fischer in später Nacht daselbst eintraf waren die Zimmer in allen Gasthöfen besetzt, so daß er zuletzt einem Hausknecht dankte, in dessen Bette er in seine Kleider gehüllt den Rest der Nacht zubrachte; in einer Kammer daneben schlief Herr von Thinnfeld, welchem das Portefeuille für Landes-Cultur und Bergwesen zugedacht war. In Olmüz war es jetzt eben so wenig ruhig als in Wien, nur in einer andern Weise; es herrschte die größte Sicherheit und man lebte in der feinsten Welt: der kaiserliche Hof mit seinem zahlreichen Gefolge, Minister und solche die es werden sollten oder wollten, Gesandte der auswärtigen Mächte und feiernde Diplomaten, vornehme Flüchtlinge aus Wien, ab und zu Deputirte aus allen Theilen des Reiches, heimliche Zeitungsschreiber und auch blose Neugierige. Von den kaiserlichen Staatsmännern war Kraus allein in Wien geblieben wo er alle Ministerien, „oder vielleicht keines“, in Händen hatte und dadurch allerdings in den Augen Vieler in einem schiefen Lichte stand; forderte doch Windisch-Grätz den Minister Wessenberg auf, er möge seinen Collegen arretiren und wegen Hochverrathes vor Gericht stellen lassen[53]). Von den andern Mitgliedern des Cabinets Wessenberg wußte man kaum was aus ihnen geworden. Bach war geradezu verschollen; Fürst Felix Schwarzenberg, der ihn am 6. abends in Wien kennen gelernt und an ihm Gefallen gefunden hatte, forschte nach ihm; allein niemand konnte über ihn Auskunft geben.

Digitized by Google

Als Fischer an einem der nächsten Tage, es mochte der 21. gewesen sein, aus seinem Gasthofe ging, sagte ihm der Kellner, es seien einige Herren in schwarzem Frack dagewesen und hätten nach ihm gefragt. Auf dem Ober-Ring kam er ihnen in den Wurf: es waren Mitglieder der Deputation, die gleichsam als letztes Mittel der Wiener Gemeinderath und die Nationalgarde an den Hof abgeschickt und die überall verschlossene Thüren gefunden hatten, so daß sie sich keinen Rath mehr wußten, was sich in der kläglich zaghaften Stimmung, in der sie Fischer antraf, deutlich genug kundgab. Als sie seiner ansichtig wurden baten sie ihn in ihr Hôtel zu kommen, wo bald auch andere Mitglieder der Deputation eintrafen, was zur Klärung der Situation durchaus nicht beitrug. Zuletzt wurde die Verwirrung so babylonisch daß Fischer sich davon machte. Ein Nationalgardist kam ihm nachgelaufen und that so als ob er ein Geheimnis hätte mit dem er sich Fischer gegenüber nicht recht heraustraue. Fischer ließ ihn stehen und ging seiner Wege [54]).

An einem dieser Tage suchte ihn auch Löhner auf, der seit dem October-Aufstand alle erdenklichen Vorwände gebrauchte um sich weit vom Schuße zu halten. Jetzt war er in einer Cabinets-Bildung begriffen, zu der er sich selbst den Auftrag und die Vollmacht gegeben hatte. Fischer sollte seinen künftigen Minister des Aeußern sehen, einen Grafen (Woyna?) zu dem sie sich denn verfügten. Fischer aber hatte an dem Gespräche das die beiden Staatslenker in spe miteinander führten bald genug und empfahl sich. „Lassen Sie ihn gehen", sagte der Graf darnach zu Löhner, „er hat kein Gemüth, es ist ein kalter Advocat."

In den letzten October-Tagen hielt ihn nichts mehr in Olmüz und er fuhr nach Wien zurück. Doch in Floridsdorf mußte er halten, die Stadt wurde bombardirt und brannte an mehreren Stellen. Am andern Vormittag kam er in die Leopoldstadt, in die innere Stadt fand er erst am dritten Tage Einlaß. Er brachte sein Bureau in Ordnung, übergab seine Acten, und suchte dann seinen Doppel-Collegen Fischhof auf, der mit Goldmark zusammen in dem rückwärts an das Musikvereins-Gebäude stoßenden Hause wohnte. Als Fischer in's erste Zimmer trat raffte sich eine Gestalt vom Sopha auf, auf welchem dieselbe augenscheinlich die Nacht zugebracht hatte. Es war, wie er sogleich erfuhr, Jur. Dr. Emperger aus Grätz, der sich sowohl dort wie während des Octobers in Wien durch große Heftigkeit und Widerstandslust bemerkbar gemacht hatte und daher nicht ohne Grund eine unliebsame Begegnung mit den jetzigen Gewalt-

Digitized by Google

haben fürchtete. Fischer sollte ihn nun beim Minister Kraus als Med. Dr. einführen und ihm einen Paß nach Galizien verschaffen, wo er sich als Cholera-Arzt verwenden lassen wolle. Fischer lehnte natürlich eine solche Zumuthung ab.

Auch war er keinesfalls gesonnen in Wien zu bleiben, sondern ging nochmals nach Olmüz, um dort sein Entlassungsgesuch in die Hände des Ministers Wessenberg zu legen. Es trieb ihn nach Salzburg zurück, wo er überdies, wie ihm seine Frau schrieb, von einem Bekannten sehnlichst erwartet wurde: ein Herr Wagner aus Wien lasse keinen Tag vorübergehen ohne bei ihr nachzufragen ob sie nicht wisse wann ihr Mann zurückkehren werde. Inzwischen hatte Wessenberg Fischer's Gesuch dem Grafen Stadion abgetreten und dieser, der mit Fischer große Dinge vorhatte und ihn jedenfalls im Staatsdienst behalten wollte, das Gesuch in den Papierkorb geworfen. Fischer wich darum dem Grafen aus, bis er ihm eines Tages auf der Gasse in den Wurf kam, wo ihn nun Stadion nicht wieder losließ. Fischer berieth sich mit Doblhoff, für den er eben so viel Freundschaft als Achtung fühlte, und da ihm auch dieser zusprach, erklärte er sich bereit vorläufig auf Stadion's Wunsch einzugehen, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung daß er wie bisher unentgeltlich dienen dürfe. Er meinte in dieser Weise kein eigentlicher Beamter, sondern blos eine Art Vertrauensmann des Ministers zu sein, eben so wenig beeidet als besoldet, bereit zu gehen wann er wollte, aber auch gefaßt verabschiedet zu werden wenn man seiner nicht weiter bedurfte.

Die Minister-Suche währte diese ganze Zeit fort, und namentlich Bach war es von dem man noch immer nichts wußte. Schon erbot sich Fischer ihn selbst aufzusuchen, da er darauf rechnete Bach's Mutter werde ihm das Vertrauen schenken und ihres Alexander Aufenthalt mittheilen. Da erfuhr man noch zur rechten Zeit, Bach habe sich, eben um Fischer aufzusuchen, nach Salzburg geflüchtet wo er in dem größten Incognito unter dem Namen „Wagner" weile; nun schrieb Kraus nach Salzburg, und binnen kurzem fand sich „Herr Wagner" über Prag in Olmüz ein, wo er sich erst nach einigen Tagen unter seinem wahren Namen öffentlich sehen ließ. Aber sein früheres Portefeuille neuerdings zu übernehmen konnte er sich nicht entschließen. Fischer machte also den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Reise nach Wien — Stadion, Bach, Fischer, Helfert — wo man sich nach dem rechten Mann für die Justiz umschauen wolle; seine geheime Absicht aber war, die hervor-

Digitized by Google

ragenden Mitglieder der Linken, deren Widerstand Bach mit als ein Hindernis seines Wiedereintrittes in das Ministerium betonte, mit diesem zusammen zu bringen und ihm geneigter zu machen. Der Plan scheiterte an den Erklärungen dieser Männer, man fuhr nach Olmüz zurück und berief jetzt einen nach dem andern: Lasser, Mayer, den Grafen Breda, Mitis, wobei merkwürdigerweise nur auf Pratobevera niemand zu verfallen schien. Da nun jeder von diesen einen andern Ablehnungsgrund geltend machte so blieb doch wieder nur Bach, zu welchem sich Fischer um 7 Uhr an einem November-Morgen verfügte um einen letzten Angriff zu versuchen. Man sprach lang, man überlegte alle pro und contra; zuletzt zog Bach die Glocke nach seinem Bedienten, indem er zu Fischer sagte: „Wohlan, ich nehme an und gehe zum Fürsten Schwarzenberg ihm das zu erklären" . . .

Den Bericht über seine Sendung nach Tyrol und Salzburg abzufassen hatte Fischer in diesen so überaus bewegten Tagen keine Zeit gefunden; auch war ja das Ministerium, welchem er denselben zu erstatten hatte, auseinander gesprengt. Die Beilagen sollten die Petitionen bilden deren ihm eine große Menge übergeben worden war, andere nachträglich zugeschickt wurden; er ordnete sie nach Landgerichtsbezirken, den verbindenden Faden sollte eben sein Reisebericht bilden. Zu bemerken ist noch daß Fischer, wie er dem Staate bisher ohne einen Kreuzer Besoldung gedient hatte, auch für seine nahezu sechswochentliche Amtsreise nichts beanspruchte als den Ersatz seiner baaren Auslagen.

7.

Ein Statthalter aus dem Bürgerstande.

Im November 1848 kam Graf Stadion, sei es aus eigener Eingebung, sei es weil er vernommen daß in Hofkreisen einmal davon die Rede gewesen, auf den Plan zurück Fischer an die Seite des Erzherzogs Franz Joseph zu geben und redete ihm ernstlich zu sich darein zu finden. Er kam aber zuletzt davon ab, um mit stärkerem Nachdruck ein anderes Vorhaben zu betreiben.

Es war in Kremsier ein oder zwei Tage nach dem Thronwechsel als Stadion, morgens durch den Vorsaal in sein Cabinet schreitend, ihn anrief: „Doctor Fischer kommen Sie mit mir, ich habe mit Ihnen zu

Digitized by Google

reden!" Der Kammerdiener brachte dem Grafen das Frühstück und man sprach von gleichgiltigen Dingen. Kaum aber hatte der alte Heinrich das Zimmer verlassen als Stadion sagte: „Wir brauchen einen Landes-Chef für Ober-Oesterreich, und wissen Sie wen wir dazu dem Kaiser vorschlagen wollen? Sie, lieber Doctor! Ich hatte Ihren Namen kaum ausgesprochen, als alle Minister mir beifielen. Was sagen Sie dazu?" ‚Daß Sie damit meinem Stande ein Zugeständnis machen wollen! Aber wieso konnte die Wahl gerade mich treffen?' „Sie haben Recht, wir wollen einen bürgerlichen Landes-Chef. Daß wir an Sie dachten ergibt sich daraus daß Sie aus derselben Provinz sind und unser Vertrauen genießen." Hierauf erklärte Fischer daß er die angetragene Stelle auf keinen Fall annehmen könne. Doch Stadion entgegnete in seiner feinen und doch ernsten Art: „Es geht in den jetzigen Zeitläuften nicht an, daß man ein angetragenes Amt in solcher Weise ablehne. Wenn wir Minister uns vor die Bresche stellen, so haben wir das Recht das gleiche von Andern zu begehren. Oder können Sie mir sonst jemand nennen auf den wir uns einlassen könnten?" Fischer bezeichnete einen Mann, bei dessen Nennung Stadion den Kopf schüttelte. ‚Es fehlen Ihnen', fuhr Fischer fort, ‚drei Statthalter; schicken Sie nach Tyrol und Steiermark bürgerliche Landes-Chefs, für Ober-Oesterreich aber haben Sie ja den Grafen Gleispach.' „Ich gestehe Ihnen daß ich an diesen nicht gedacht habe. Machen Sie sich gleichwohl mit dem Gedanken vertraut, mein lieber Doctor, daß Sie nach Ober-Oesterreich gehen müßen!"

Unter denen die um Stadion's Plan wußten war auch Mitis, der seinem Freund zuredete sich einer so bedeutungsvollen Mission nicht zu entziehen; Fischer aber meinte durch Nennung eines andern, der Stadion nicht zu misfallen schien, den ihm zugedachten Kelch von seinen Lippen abgelenkt zu haben. Da trat er kurz darauf in das Zimmer des Ministers, wo er den Gubernial-Rath Joseph Öttl an Stadion's Tisch schreibend fand. „Gut daß Sie da sind", sagte dieser, „wie heißen Sie mit dem Taufnamen? Aloys, nicht wahr? Es wird so eben der Vortrag an Se. Majestät wegen Ihrer Ernennung zum Landes-Chef für Ober-Oesterreich vorbereitet." Fischer war über diese Wendung ganz betroffen. „Es hilft Ihnen nichts", sagte Öttl, „Sie müßen hinaufgehen." Als zwei Tage später Stadion von Olmüz eintraf ließ er Fischer rufen: „Hier ist Ihre Ernennung! Wir leben in einer bedrängten Zeit und können solche Posten nur erprobten Ehren-

Digitized by Google

männern anvertrauen. Für einen solchen halten Sie der Kaiser und wir. Haben Sie noch immer den Muth die Berufung abzulehnen, so gehen Sie nach Olmüz und legen Sie das Decret in die Hände Sr. Majestät zurück." Mit diesen Worten verließ der Minister das Zimmer und Fischer blieb dem Eindruck von Worten überlassen, die tief in seiner Seele nachklangen und ihm durch einige Minuten alle Fähigkeit zu einem Entschlusse raubten. Zuletzt nach großem Seelenkampfe wurde dieser von ihm gefaßt, und als Stadion nach einer Weile in's Zimmer trat, erklärte er sich bereit dem Rufe seines Kaisers zu folgen, und zwar augenblicklich. „So, lieber Fischer, das ist das wahre: erst langsam mit sich zu Rath, und dann rasch an die Ausführung!" Einige Tage später fuhren beide nach Olmüz wo Fischer vor dem jugendlichen Monarchen seinen Amtseid ablegte. Seine Stimme zitterte als er die Worte nachsprach die ihm vorgesagt wurden — es war die Vorstellung der schweren Pflicht und Aufgabe die er mit diesem Gelöbnis auf sich nahm, es war das Gefühl einer ungeheuren Verantwortung was ihn übermannte. [55])

Am 14. December nahm Fischer mit einigen warm empfundenen Worten Abschied von seinen Genossen im Reichstag, denen er zugleich nachdrücklichst empfahl bei dem großen Verfassungswerke, an welchem theilzunehmen ihm nicht weiter vergönnt sei, Salzburg nicht zu vergessen, ein Land das „durch ein volles Jahrtausend seine eigenen souverainen Fürsten gehabt" und das darum wohl im Stande sein werde „eine eigene Landesvertretung zu ertragen [56])." Von Kremsier reiste er nach Wien und Salzburg, ordnete seine häuslichen Angelegenheiten und traf noch vor Weihnachten in der Landeshauptstadt von Ober-Oesterreich ein. Am St. Stephans-Tage stellte sich ihm der Linzer Gemeinderath vor, welchem er „Gerechtigkeit und Offenheit" als seinen Wahlspruch verkündigte: „Ich bin ein aufgeschlagenes Buch in dem jedermann lesen kann. Cabinets-Geheimnisse kenne ich nicht. Freiheit bis an die äußersten Gränzen des Gesetzes, doch darüber hinaus keinen Schritt! Unverbrüchliche Treue meinem Kaiser, mein Leben dem Volke!" [57]) In einer Kundmachung aus Anlaß seines Amtsantrittes erklärte er seine volle Uebereinstimmung mit der Politik des Gesammt-Ministeriums; er verhieß die Verwaltung offen und einfach, fern von jedem überflüßigen Formelwesen, zu führen: „mein Amtszimmer ist jedermann geöffnet der mich zu sprechen verlangt, ohne Unterschied des Standes oder Berufes" . . .

Digitized by Google

Als Franz Joseph die Regierung antrat gab es kaum eines der Königreiche und Länder dessen Leitung in feste Hände gelegt war; die meist hochadeligen Gouverneure Gubernial- und Regierungs-Präsidenten des Vormärz hatte die Revolution hinweggefegt, ihre Stelle wurde in Wien, in Prag und Brünn, in Innsbruck, in Grätz und Laibach, in Zara durch Vice-Präsidenten oder Hofräthe einstweilen versehen. Fischer war der erste vom jungen Kaiser ernannte Landes-Chef, und er war, seit es ein Oesterreich gibt, der erste aus dem Bürgerstande. Sich dieser besondern Auszeichnung würdig zu erweisen, zu zeigen was ein Mann seines Standes auf einem solchen Posten zu leisten vermöge, sowohl was seine Amtsführung als was seine Treue und Ehrlichkeit betraf, das war jetzt das Ziel seines brennenden Ehrgeizes. Dabei übersah er durchaus nicht die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung; Anhänger und Gegner sorgten dafür daß er sie nicht übersähe! Der gemeine Volksschreier Peitler, Pfleggerichts-Adjunct in Zell am See, veröffentlichte an der Spitze von dreizehn anderen Abgeordneten in der „Linzer Zeitung" einen Aufruf, worin er Fischer's Ernennung als einen „Sieg der neuen Zeit gegen das alte Zopfthum" pries und dabei dem „höhern Adel- und Beamtenstand" einen Fußtritt nach dem andern versetzte, ein Freundschaftsdienst wofür ihm der neue Landes-Chef gewiß wenig Dank wußte. Auch theilten Peitler's Verzückung nicht einmal dessen eigene Standesgenossen alle. Als die Ernennung in Ober-Oesterreich bekannt wurde rief der Obmann eines demokratischen Vereines aus: „Jetzt sieht man wie es das Ministerium mit uns meint: einen bürgerlichen Landes-Chef gibt es uns!" Der Volksmann hätte sich einen Grafen gewünscht! In Beamtenkreisen wußte man sich vollends nicht zu fassen. „Wie konnte der Minister darauf verfallen", rief der Abgeordnete Baron Turco, k. k. Kreis-Commissär in Trient, „einem Advocaten der von der politischen Gesetzgebung so viel wie keine Kenntnis hat, dem der Geschäftsgang der Behörden völlig fremd ist, die gerade jetzt so überaus wichtigen Angelegenheiten einer ganzen Provinz anzuvertrauen?!" Ein Linzer Regierungsrath, Baron Stephan August Hauer, konnte es so wenig vertragen daß dort eine Krähe hocken sollte wo früher Adler gehorstet, daß er Knall und Fall Urlaub nahm, um mindestens die erste amtliche Vorstellung bei seinem neuen Präsidenten zu umgehen. Aber auch bei den unteren Beamten gab es solche die daran Aergernis nahmen daß ein bisheriger Advocat, noch dazu einer den man als Demokraten kenne,

Digitized by Google

an die Spitze der Provinz gestellt wurde. Merkwürdigerweise war es der sonst wegen seines Hochmuths verrufene obderennsische Adel, mit welchem der bürgerliche Landes-Chef von allem Anfang am besten auskam.

Aloys Fischer, ein Denker, geistvoll überschauend und überlegend, war nicht der Mann einen neuen Beruf anzutreten, ohne ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen, was er darin zu leisten und wie er sein Ziel zu verfolgen habe. Das frühere System hatte sich selbst gerichtet, keiner seiner Träger hatte sich in der Stunde der Prüfung bewährt. Die Sedlnicky und Muth, sie hatten nicht so viel Voraussicht gezeigt wie ein demüthiger Redemptorist von Maria-Stiegen in Wien. Die Zichy und Pálffy in Venedig, sie hatten sich in der kläglichsten Weise von den modernen Carbonari überraschen lassen. O'Donell in Mailand hatte den Arm Radecky's aufgehalten und gelähmt bis es zu spät gewesen ihn wirksam zu gebrauchen. Moriz Deym in Krakau hatte sich das Blut zu Kopf steigen lassen und war auf und davon gegangen ꝛc. ꝛc. Mit Recht hat sie die Zeit von ihrem Webstuhl geschoben, ihnen zurufend wie Cromwell da er durch seine Geharnischten das lange Parlament auseinanderjagte: ‚Der Herr hat sich andere Diener erkoren!' Ihr Schicksal war kein tragisches. „So lang die Tintenfässer nicht austreten ahnt man in Kanzleien keine Gefahr", und da nun die Gefahr da war fehlte der „Schimmel" sie zu „erledigen". Kurzsichtigkeit vor der Krisis, Rathlosigkeit in der Krisis, im Beamtenstande von oben bis unten, fast ohne Ausnahme, so mußte Fischer sich fragen, konnte das bloser Zufall sein? Mußte der Grund davon nicht in der Maschinerie selbst liegen, die nur in einem gewissen Tempo und bei einer gewissen Temperatur ihre Dienste zu leisten geeignet war? Jetzt aber ist das Tempo ein anderes und ist die Temperatur eine andere: wer jetzt an die Spitze eines Landes berufen wird, darf sich nicht darauf verlegen in das ausgefahrene Geleise von früher wieder einzulenken; „die heutige Aufgabe reicht weit über den Rand des Bureau-Tisches hinaus und kann nicht unter dem Plafond eines Schreibzimmers, sondern nur unter dem weiten Horizont des ganzen Landes gelöst werden." [58])

Fischer hatte während seiner langen und ausgebreiteten Advocaten-Praxis reiche Erfahrungen über den Geschäfts-Schlendrian der Behörden gemacht, und darunter oft genug für die Parteien deren Interessen er vertrat gelitten. Ihre fast ausschließlich papierene Arbeit mit der Federfuchser-Parole: Quod non est in actis non est in mundo; ihr oft

Digitized by Google

willkürliches Hin- und Herschieben von Acten von einer Behörde zur andern, weil keine in die heikle Sache „dreinbeißen" will; die dadurch herbeigeführte Verzögerung einer Entscheidung, die nicht selten zu einer Zeit erfolgt wo sie nichts mehr nützen kann; ihre Amts-Visitationen, deren vorgebliche „Ueberraschung" die Unterbehörde auf Tag und Stunde vorausweiß und darnach ihre Anstalten trifft, auf daß der weise und gestrenge Herr Chef alles in gewünschter Ordnung finde — er hatte das alles kennen gelernt und wußte davon Geschichten zu erzählen. Im letzten Sommer hatte er, wie früher berichtet worden, den Regierungs-Präsidenten Skrbenský, eben denselben dessen Nachfolger er nun geworden, im Bureau getroffen und dieser sich über die viele Arbeit beklagt die er zu bewältigen habe. „Revidiren denn Euer Excellenz alles selbst was bei der Regierung einlauft?" hatte ihn Fischer gefragt, in seinem Innern erstaunt und empört, daß in den Sommer-Monaten des wildesten der Jahre ein Landes-Chef nichts besseres zu thun finde als in seinem Bureau zu hocken, den Rathssitzungen zu präsidiren, Concepte durchzusehen, blos damit alles, wie in ruhiger unbefangener Zeit, hübsch ordentlich seinen vorgeschriebenen Kanzleiweg gehe. Mehr *verlangte* ja das frühere System nicht, mehr *gestattete* es auch nicht. In dem geistlosen Mechanismus, zu welchem es sich herausgebildet hatte, wirkte das einzelne Glied, vom Provinz-Chef bis zum untersten Kanzleidiener herab, nach der ihm strictissime vorgezeichneten Norm; hinter dieser zurückbleiben war Mangel an Pflichteifer, über dieselbe hinausgehen war mehr: systemwidrige Pflichtüberschreitung. Da standen nun, als außerhalb ihrer Actenstuben ein neues Leben pulsirte, „die Oberaufseher vor ihrer nur durch einzelne Räder noch fortklappernden Maschine, in einer über Nacht *politisch* gewordenen Zeit, sie selbst ohne politischen Beruf, in den meisten Provinzen ohne materielle Macht, in allen aber des Vertrauens in ihre öffentliche Wirksamkeit, jeder anderen als der *persönlichen* Achtung gänzlich beraubt. Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten eine organische Schwäche der Regierung an's Licht gezogen, die nie hätte eintreten können, wenn überall und in allen Kreisen der Verwaltung die gestellten Aufgaben nicht blos erkannt worden wären, sondern auch hätten gelöst werden *dürfen*".

Ein sehr verständiger Mann meinte gegen Fischer: man werde so lang keinen tüchtigen Beamten bekommen, als bis die Registraturen über ihren Köpfen angezündet würden. Das war nun allerdings zu viel gesagt. *Das* aber wurde Fischer klar, daß jedenfalls der Chef der

Digitized by Google

politischen Administration eine andere Aufgabe habe als sich, entgegen dem Grundsatze der Römer „Minima non curat prätor", um die kleinsten Einzelnheiten zu kümmern, in alle Töpfe und Töpfchen der administrativen Küche zu gucken. „Der Detail-Kenntnisse bedarf ein Landes-Chef so wenig, als der Architekt der Regeln nach denen der beste Mörtel bereitet wird." Was solle einem Statthalter daran liegen ob dieser heiratet, jener eine Handelsbefugnis oder eine Bau-Licenz erhält? ob hier eine Gewerbestörung dort ein Forstfrevel sich zugetragen hat? Solle man vom Landes-Chef fordern daß er die einlaufenden — großentheils unverläßlichen, oft genug geradezu erfundenen! — statistischen Daten auseinanderklaube und zusammenstelle? Daß er davon Act nehme welche Parteien Schotterfuhren für die Commercial-Straßen zu leisten oder Handarbeiten zu verrichten haben? Allerdings können auch derlei Angelegenheiten in sein Bereich fallen, aber nur unter gewissen weiterreichenden Umständen. Nehme man z. B. die Abstellung der Militair-Pflichtigen zur Armee, gewiß ein schablonenmäßiges Geschäft das die unteren Organe zu besorgen haben. Wenn aber die Besorgnis auftaucht daß in einem Bezirke die Recrutirung auf Widerstand stoßen werde, dann hört der Fall auf, ein rein administrativer zu sein, er nimmt einen politischen Charakter an der, falsch behandelt, zu bedauerlichen Folgen für das ganze Land führen kann. Hier setzt darum das Amt und die Pflicht des Chefs der Verwaltung ein.

Der Kern von Fischer's Auffassung der Aufgabe eines Landes-Chefs war: *er hat zu regieren, nicht blos zu administriren.* Nicht als ob ihn die Administration nichts anginge, die er vielmehr zu regeln, zu leiten, zu überwachen berufen ist, in die er auch, wie wir an dem Beispiele der Militair-Abstellung gesehen, nach Umständen persönlich einzugreifen hat. Aber den laufenden Geschäften der Verwaltung, dem täglichen und stündlichen Pensum der Acten-Erledigung soll er fern bleiben, um den Blick und die Arme frei zu haben für die *politische* Leitung und Thätigkeit, die ganz eigentlich und persönlich seine Sache sein muß. Die politische Wirksamkeit des Statthalters, von dem Balast des bureaukratischen Actenwesens entbunden, soll eine lebendige, nach oben und unten unmittelbare sein. Sein Platz ist nicht hinter Verschanzungen von Papierstößen, sondern im Strome des öffentlichen Getriebes; seine Aufgabe ist nicht die Erledigung der täglichen Einläufe, sein inhaltsvoller Beruf ist: der Regierung den sichersten Pfeiler ihrer Macht, das Vertrauen der Bevölkerung in allen Schichten derselben, zu erobern und zu

Digitized by Google

erhalten. Die bureaukratische Wirksamkeit fiele einem Unter-Chef an seiner Seite zu, wobei ihm selbstverständlich jederzeit freistünde ein Geschäftstück der gewöhnlichen Behandlung zu entnehmen und vor sein eigenes Forum zu ziehen. Von den Gesetzen genügt es für den Landes-Chef den Geist, die leitenden Grundsätze zu kennen und sich gegenwärtig zu halten; mit dem Wust von Einzelnbestimmungen sich den Kopf vollzupfropfen und damit in alle Möglichkeiten administrativer Casuistik einzugehen ist nicht seine Sache. Fischer schwebte für seine Stellung das Vorbild der preußischen Ober-Präsidenten im Geiste eines Stein und Vincke, für die seines Sous-Chefs das der Unter-Staats-Secretäre nach britischem Muster vor Augen. Jene beiden berühmten Männer haben sich um Erledigung der „werktäglichen" Einzelngeschäfte wenig gekümmert und dafür den großen Interessen ihre Thätigkeit zugewendet. „Sie beeiferten sich wohl ausländische Fabricanten in ihre Länder zu rufen, nicht aber gingen sie auf Fragen ein wie die: ob in irgend einer Gemeinde ein neues Schneidergewerbe verliehen werden soll." Fischer schied die laufende Geschäftsführung die dem Sous-Chef obliege, von der höhern Leitung des Statthalters, dem er überdies alle jene Zweige der Verwaltung, aber auch dies nur im Großen und Ganzen, zuwies welche die materielle und geistige Cultur sowie die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung berühren, also die Beziehungen zwischen Staat und Kirche; die Presse; Unterricht und Erziehung; das Vereins- und Gemeindewesen; die politischen Vertretungskörper, vor allem den Landtag, dessen Vorbereitung und Behandlung ausschließend dem Chef der Provinz zufalle.

Die Kenntnisse, deren der Statthalter in dieser vielseitigen Richtung bedürfe, habe er sich nicht durch Berichte der Unterbehörden, sondern durch eigene Anschauung, durch persönlichen Verkehr mit den verschiedenen Bevölkerungskreisen zu verschaffen. Für diesen Zweck müße er reisen, alle Theile seines Landes durch eigene Anschauung kennen lernen; denn diese Bereisungen müßen nicht so sehr, wie dies bisher ausschließend in Uebung war, den Aemtern und Behörden, als vielmehr der Bevölkerung gelten. Nur von diesen, den Regierten selbst, könne er erfahren was er wissen müße, wenn er seinem hohen umfassenden Beruf in solchem Maße genügen wolle als es überhaupt im Bereiche der menschlichen Kraft liegt. Bereisungen von diesem Charakter böten zugleich das sicherste Mittel, das Vertrauen der Bevölkerung, ohne welches alle Regierung ohnmächtig ist, zu gewinnen, das gewonnene zu erhalten und zu befestigen. Der unmittel-

Digitized by Google

bare Verkehr des Landes-Chefs ist eine Aufgabe seiner Politik, sie ist aber zugleich ein Gebot der Humanität. „Es ist für einen Statthalter nicht degradirend wenn er zum Volke hinausgeht und mit ihm spricht; vielmehr kommt es mir vor daß er, vor Tausende von Unterthanen seines Monarchen gestellt, sie belehrend und aufklärend, ermahnend und aufmunternd, aber auch wo es der Ernst der Lage erheischt, befehlend, ja drohend, ganz eigentlich auf der Höhe seines Berufes sich befinde." Fischer berief sich dafür auf das Walten des hochverdienten und dann († 1822) allgemein und tief betrauerten Franz Seraph Fhr. v. Hauer in Galizien, auf das noch im frischen Angedenken lebende Wirken seines hochsinnigen Gönners Stadion in Triest: „keinem von ihnen ward diesfalls von oben ein Hemmschuh gelegt, keinem in der Landesbereisung eine Schranke gesetzt."

Fischer hatte dabei noch ein anderes Ziel vor Augen: die politische Reife des Volkes zu bilden. Ihm erschien die bureaukratische Vielregiererei als eine der schwächsten Seiten des früheren Systems. „Unsere Administration hat sich durch Ueberfüllung den Magen verdorben, daher öftere Indigestionen; ableitende Mittel können allein Heilung bringen. Die landesfürstlichen Behörden würden, wenn sie den Landständen eine größere Wirksamkeit verschafft hätten, an ihrer Macht nichts verloren, sondern gewonnen haben." Je mehr die Regierung, meinte er, von ihrer bisherigen Allesthuerei an andere Kreise abgebe, an das Land, an den Bezirk, den Gau, die Gemeinde, um so besser für sie, für ihr Ansehen und ihre Macht, die sie dann um so nachdrücklicher und erfolgreicher in dem ihr selbst vorbehaltenen Geschäftskreise zur Geltung bringen könne. Das gepriesene Kleinod der britischen öffentlichen Zustände, das Selfgovernment, müße von unten herauf wachgerufen, herangezogen, gekräftigt werden. In der Entwicklung eines selbstbewußten Gemeindelebens erblickte er die Grundlage des gesellschaftlichen Wohles, eines gesunden und rüstigen Fortschrittes; er sah zugleich „die Thätigkeit der Leute im Schoße der Gemeinde als den sichersten Blitzableiter gegen die Unwetter an, die Unverstand und Eitelkeit über die Staaten heraufbeschwören."

Auch dies war im Geiste Stadion's, in dessen Ideen er sich überhaupt in einem solchen Grade hineinlebte, daß er ihnen sogar die Einheit seines Heimatlandes zu opfern bereit war. Denn als er jetzt erst dazu kam den Bericht über seine Amtsreise im September v. J. abzufassen, Februar 1849, schlug er für Wälsch-Tyrol nebst der judiciellen und parlamentarischen Sonderstellung nun auch die administrative vor,

Digitized by Google

eine Frage die „durch den ministeriellen Entschluß die größeren Gouvernements-Gebiete in kleinere Verwaltungsgebiete abzutheilen" ohnedies so gut wie erledigt sei. Was blieb dann noch von der politischen Einheit des Landls?!

Eins aber hat unser Freund gewiß nicht geahnt! Daß er nämlich bei seiner Auffassung des Berufes eines Landes-Chefs und der eingreifenden Thätigkeit desselben mit niemand geringerem zusammenstimmte als — mit dem Fürsten Metternich! Denn wenn dieser so lang verkannte Staatsmann nicht müde wurde zu mahnen, die Bevölkerung habe das Bedürfnis „regiert zu werden"; wenn er das frühere System als dessen Hauptträger er in dieser Richtung mit Unrecht galt mit den Worten kennzeichnete: „Das Hauptübel lag im Nicht-regieren und dessen Ursache war die Verwechselung des Verwaltens mit dem Regieren" — war das nicht die gleiche Ueberzeugung des jetzigen Landes-Chefs von Ober-Oesterreich?!

* * *

Wie nun Fischer in der Zeit da er Ober-Oesterreich regierte — gebrauchen wir immerhin diesen Ausdruck! — die eben geschilderten Anschauungen und Grundsätze zur Geltung brachte, darüber ließe sich ein Buch schreiben, wie ja in der That eines geschrieben ist. Es hieße das eine Geschichte des Landes in jener Zeit liefern, und das ist hier nicht die Aufgabe. Es kann nur darauf ankommen sein Wirken in großen Strichen darzustellen und, um es nicht an Lebendigkeit des Bildes fehlen zu lassen, einzelne Züge herauszuheben.

Als Fischer sein Amt antrat waren alle Theile des Reiches, und darunter Ober-Oesterreich mehr als mancher andere, im Nachzittern nach den gewaltigen und gewaltsamen Schwingungen des vorausgegangenen Jahres 1848 auf das heftigste erregt, vielfach geradezu aufgewühlt. Selbst aus Bauernkreisen kamen ihm Beschwerden zu, daß Leute, die es insgeheim mit den Wienern hielten, unter ihnen Unruhe zu stiften suchten. Arretirungen gab es ab und zu, die Polizei- und Justiz-Behörden hatten immer wieder zu thun[59]). Der edle Stadion hatte ihm die Weisung gegeben, wenn Einzelne im Lande einen allzu feurigen Anlauf zur Freiheit genommen haben sollten, nicht allzu scharf darein zu gehen, sondern nach Zulaß der Umstände versöhnlich zu wirken. Zu einem durch Wien reisenden

Digitized by Google

aus Mähren nach Ober-Oesterreich versetzten Beamten sagte der Minister: „Sie werden an Ihrem neuen Chef einen Mann finden, der zwar freisinnig denkt, aber die Freiheit nur innerhalb der von den Gesetzen gezogenen Schranken duldet."

In der Hauptstadt des Landes war alles liberal oder gab sich doch so, und das nicht blos im Bürgerstand. Man konnte sich auf die ältesten Beamten nicht verlassen. Viele dachten und fühlten allerdings anders als sie sprachen und handelten; der neue Landes-Chef „sah manchem an daß die Reactions-Flammen aus allen Knopflöchern seiner Weste loderten, während er aus seinem Munde die liberalsten Phrasen und Floskeln fließen ließ." Von den untern Volksclassen machten in der Hauptstadt, aber auch in fabriksreicheren Gegenden des Landes, besonders im Mühl- und Hausruck-Viertel, die Arbeiter in der ersten Zeit viel zu schaffen. Schon im Vorjahre hatten die Geschäfte gestockt, in den langen Winter-Monaten war der letzte Sparpfennig aufgezehrt, die Leute verlangten Brod. Der Bürgermeister von Linz erschien mit einigen Stadträthen vor dem Landes-Chef und bat dringend um Beschäftigung der Arbeiter aus öffentlichen Mitteln. Fischer ließ einige Baumeister kommen um wenigstens einem Theile der Arbeiter einen Erwerb zu verschaffen; allein diese entschuldigten sich daß in so unruhigen Zeiten niemand bauen wolle, sie selbst aber weder Lust noch die Mittel dazu hätten. An verfügbaren öffentlichen Geldern gebrach es aber durchaus, und so entstand von dieser Seite eine neue Gefahr. Dabei sah sich Fischer aller äußeren Stützen der Macht beraubt, die er ja doch in solcher Lage mitunter in die Gelegenheit kommen mußte zu gebrauchen. Die Nationalgarde, aus Bürgern Beamten und Adeligen zusammengesetzt, war bei 1400 Mann stark, freisinnig über die Möglichkeit, aber dabei feig — auch über die Möglichkeit. Einige Beispiele! Ein elender Wicht war wegen eines Zeitungs-Artikels angeklagt und vor den Magistrat citirt; im Erdgeschoße des Gebäudes hatte die Nationalgarde ihre Wache, die für diesen Tag verdoppelt wurde; Bürgermeister und Räthe harrten oben am grünen Tisch. Auch erschien der Bursche zur anberaumten Stunde, aber an der Spitze eines Haufens; es waren ihrer nicht besonders viele. Doch die Männer der Volkswehr dies zu sehen und auf und davon zu laufen, einschließlich des Schnarrpostens, war das Werk eines Augenblicks. Dem Bürgermeister blieb nichts übrig als den saubern Patron mit dem Bemerken zu entlassen, es seien noch einige Erhebungen zu pflegen, man werde ihn ein

Digitized by Google

andermal vorrufen; es geschah aber nichts weiter in der Sache. Eines Tages wurde dem Landes-Chef hinterbracht es sei ein Krawall im Anzuge und er forderte den Ober-Commandanten der Nationalgarde auf, ihm die verläßlichsten Compagnien zu schicken die mit aufgepflanztem Bajonnete vor dem Regierungsgebäude aufgestellt wurden. Der „Krawall" kam heran und der Führer rief die bewaffneten Bürger an: „Die Bajonnete herunter!" Gehorsam thaten sie es, worauf jener, der es auf einen blosen Possen abgesehen hatte, mit seiner Menge lachend wieder abzog. Wieder einmal wurde der Ober-Commandant der Nationalgarde selbst mit einer Katzenmusik bedroht; er bat den Militair-Commandanten um Schutz, was dieser mit Recht verweigerte; es war übrigens nicht nothwendig, die Katzenmusik unterblieb. Auf militairische Unterstützung konnte der Landes-Chef kaum zählen. In Italien und Ungarn wüthete der Krieg, ein Bataillon, eine Compagnie nach der andern wurde aus dem Lande abberufen was Fischer, ohne Einsprache zu thun, willig geschehen ließ; denn er wußte daß es nothwendig war. So kam es aber zuletzt dahin daß der Commandirende, sein Adjutant und ein paar Ordonanzen thatsächlich die Garnison von Linz bildeten, alle militairischen Wachposten eingezogen wurden, den Dienst bei den Cassen die Nationalgarde übernehmen mußte. Nun galt es ernstlich dieser letztern einen andern Geist einzuhauchen. Fischer verlangte vom Ober-Commandanten daß ihm dieser seine Officiere vorstelle, und hielt nun an sie eine Ansprache, die er sich wohl überdacht und aufgesetzt hatte, um unter fortwährender Beziehung auf das Gesetz über die Volkswehr vom Jahre 1848 nicht mehr zu sagen als nöthig war. Seine Worte zündeten. Fälle wie die früher erwähnten kamen nicht mehr vor; im Gegentheil die bürgerliche Schutzwehr bewährte sich glänzend, so daß Fischer in einzelnen Fällen nöthig fand ihren Uebereifer zu dämpfen.

Auch in seinem geliebten Salzburg spuckte noch immer ein unruhiger Geist, und gleich im Januar 1849 fanden arge Auftritte statt. Fischer erließ am 25. einen geharnischten Aufruf, worin er mit Anwendung von Gewalt wider alle drohte, welche die Ruhe der Stadt durch Demonstrationen noch einmal zu stören wagten. Das kam gewissen Leuten sonderbar vor. „Was", hörte man sie sagen, „Gewalt will er brauchen! Ist das ein bürgerlicher Landes-Chef?" Da man ihn hinreichend als den Mann kannte der nichts ankündigte was er nicht zu vollführen willens war, so fügte man sich der ernsten Warnung.

Digitized by Google

Im offenen Lande waren die Zustände wo möglich noch schlimmer als in der Stadt. Das Gesetz hatte alles Ansehen verloren, weil in der Zeit der Wirrnis niemand den Muth und die Macht gehabt hatte es geltend zu machen. Die Leistungen an Seelsorger und Schullehrer, die Concurrenzen zum Straßenbau waren fast überall außer Uebung; die Patronats-Verhältnisse, die Armenversorgung, die Flur-Polizei lagen im argen; in der Gemeinde that jeder nur das was er freiwillig zu thun bereit war, denn niemand wagte ihn zu dem zu zwingen was er leisten sollte aber nicht wollte. Es gab vielfach kein Recht mehr, weil Gläubiger sich scheuten gegen Schuldner klagend aufzutreten und anderseits die Gerichte sich nicht getrauten ihr Amt, wie es die Gesetze vorschrieben, auszuüben. Wald- und Forst-Frevel hatten sich seit dem Vorjahr in einem Grade eingenistet der jeder Mahnung und Drohung spottete. Als sich mehrere Gutsbesitzer aus dem Traun- und Hausruck-Kreise klagend an den Justiz-Minister wandten und Abhilfe gegen das trotzige Benehmen der Bauern, namentlich deren Eingriffe in das Waldeigenthum verlangten, schrieb Bach am 29. Februar an Fischer: „Ich empfehle Dir diese Herren; im schlimmsten Falle dürfte eine militairische Promenade nicht schaden; die Leute müßen wieder lernen die Autorität zu respectiren." Ja, wo sollte denn der Landes-Chef die Soldaten zum promeniren hernehmen?

Eines der dringendsten und zugleich wichtigsten Geschäfte zur Beruhigung des Landvolkes war die Grundentlastung. Fischer wandte sich an einen jüngern strebsamen Geistlichen, der mitten in der aufgeregtesten Zeit durch volksthümliche Schriften viel gutes gewirkt hatte, Dr. J. B. Salfinger, und ließ durch ihn eine volksthümliche Darstellung und Erläuterung des Patents vom 4. März 1849 abfassen, die dem Grafen Stadion in solchem Maße zusagte daß er sie in mehreren tausend Exemplaren nachdrucken ließ und den Chefs mehrerer deutscher Kronländer zur Weiterverbreitung zuschickte [60]). Auch stiftete die Schrift in den Kreisen für welche sie berechnet war gewiß viel gutes, was gleichwohl nicht hinderte daß in manchen Gegenden Hetzer Gehör fanden die es den Bauern in den Kopf setzten: „sie möchten nur ihren Theil an der Entschädigung pünktlich abführen; in zwanzig Jahren würden sie die Freude erleben daß die Robot von neuem eingeführt werde." Gegen solche Redereien war nur mündliche Belehrung am Platz, und die mußte Fischer auf den Sommer nach Ablauf der Erntezeit verschieben.

Digitized by Google

Auch konnte er nicht hoffen von Linz früher wegzukommen. Denn die ersten vier Monate vergingen ihm mit dem Empfang von Besuchen die sich aus allen Theilen des Landes zu ihm meldeten, die oft aus entlegenen Gegenden nach Linz herbeikamen und die er nicht unverrichteter Dinge wollte den weiten Weg zurückmachen lassen. Es waren zu einem großen Theile Bauersleute, und er konnte darauf rechnen daß der Andrang aufhören werde sobald einmal die Feldarbeit beginne. Was er bei Antritt seines Amtes versprochen, daß die Thüre seines Amtszimmers jedermann offen stehen werde, das hielt er getreulich. In der Regel täglich von 9 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags empfing er Einzelne und Deputationen wer sie auch waren. Sein unmittelbarer Verkehr beschränkte sich nicht auf die persönliche Berührung; hunderte von Briefen machten im Lande die Runde, worin er schriftliche Anfragen und Bitten, die Leute aus dem Volke an ihn richteten, eigenhändig beantwortete. Er erblickte darin mit Recht eben so viele Zeichen des Vertrauens das ihm aus allen Classen der Bevölkerung entgegengebracht werde. Dies gab sich noch in einem Umstande kund. Ereignete sich etwas in Linz was das Einschreiten der Behörde wünschenswerth erscheinen ließ, so erfuhr er es in der Regel durch freie Mittheilung aus dem Bürgerstande zwei Stunden früher als ihm die Polizei Meldung davon machte. Fiel etwas dergleichen auf dem Lande vor, so war meist, ehe der Bericht des betreffenden Beamten an die Regierung gelangte, schon eine Anzeige von rechtschaffenen Männern aus der Gemeinde an ihn gekommen.

Den unmittelbaren Verkehr mit den Parteien und den verschiedenen Ton den er dabei anzuschlagen habe, hatte er ja in seinem Berufe als Advocat pflegen müßen, was ihm jetzt trefflich zu statten kam. Doch stieß ihm eines Tages etwas menschliches zu. Es kamen zwei Bauern aus der Gegend von St. Florian die ihm eine Schrift überreichten und ihn baten sie über die darin enthaltenen Punkte zu belehren. Fischer that einen Blick hinein und sagte dann: er könne das nicht vom Fleck weg thun, dazu habe er augenblicklich nicht die Zeit, er werde ihnen den Bescheid schriftlich zukommen lassen. Sie baten: über *einen* Punkt möchte er ihnen doch gleich sagen wie sie es damit zu halten hätten, nämlich mit den Sammlungen für den Schullehrer, da sie meinten daß diese durch das Grundentlastungs-Patent mit aufgehoben seien. Fischer gab dem einen Bittsteller die Schrift, damit ihm dieser die Stelle weise wo davon die Rede sei; der Bauer entschuldigte sich: er könne nicht

Digitized by Google

lesen. Nun reichte er sie dem andern hin: die gleiche Ausflucht. Fischer's Blut kam in Wallung, er gab ihnen die Schrift zurück und sagte gereizt: „Das Grundentlastungs-Patent bezieht sich auf die Giebigkeiten an die Schullehrer nicht, und ich gebe Euch den wohlmeinenden Rath Eurem Schullehrer zu geben was Ihr ihm früher gegeben habt, schon darum damit Euren Kindern bei meinem Nachfolger das beschämende Bekenntnis erspart werde daß sie nicht lesen können." Als Fischer später über den Vorfall nachdachte, bereute er es sich von der Hitze haben übermannen zu lassen; er habe da, sagte er sich, „einen politischen Fehler begangen".

Osterzeit rückte heran und der Landes-Chef empfing ein Schreiben des Bischofs Ziegler: ob er den nächsten Mittwoch, 4. April, zur Beamtenbeichte und den Gründonnerstag zur Communion bestimmen wolle? Fischer riß an der Glocke nach seinem Präsidial-Secretär und erhielt von diesem die Auskunft: es sei eine vom Grafen Ugarte als Regierungs-Präsidenten eingeführte Uebung, der zufolge das gesammte Concepts-Personale der Landes-Regierung, vom Regierungs-Präsidenten angefangen nach seiner Rangordnung, am Gründonnerstag in feierlicher Weise in der Domkirche zum Tisch des Herrn zu schreiten und aus den Händen des Bischofs das heilige Abendmahl zu empfangen habe. Fischer widerstrebte diese Ceremonie „secundum ordinem Melchisedech" und da er verhindert war den Bischof persönlich in dieser Sache anzutreten, bat er einen Priester dem Kirchenfürsten zu melden daß ihm sein Amt kein Recht gewähre seinen Beamten zu befehlen daß sie diese kirchliche Handlung begehen. „Jedes Sacrament ist heilig und der Katholik soll sich dem Tische des Herrn nur nahen wenn er sich dazu am sorgfältigsten vorbereitet hat. Ich werde das Schreiben Sr. Bischöflichen Gnaden meinen Beamten zur Kenntnis bringen, aber es ihnen selbst anheimstellen demselben zu entsprechen. Ich für meine Person werde mich am Donnerstag zum Empfange des heiligen Sacramentes einfinden". Der Bischof ließ dem Landes-Chef zurücksagen daß er mit dieser Auffassung ganz einverstanden sei; doch war Fischer nicht ganz sicher ob er in geistlichen Kreisen, wo er ohnedies als Freigeist verschrieen war, durch diese seine Haltung in ein besseres Licht gekommen sei [61]).

So sehr Fischer in der ersten Zeit seiner Amtirung an sein Bureau gefesselt war, so traten doch einzelne Fälle ein die sein Erscheinen außer Linz nothwendig machten. So im April oder Mai 1849 der Durchmarsch von Palatinal-Hußaren die aus ihrer langjährigen Station Klattau,

Digitized by Google

wohin in der letzten Zeit ungarische Emissäre ihren Weg gefunden hatten, zur italienischen Armee commandirt waren. Fischer fuhr nach Enns in dessen Nähe sie eben bivouakirten. Aber in einer ganz eigenthümlichen Weise! Auf dem weiten Gefilde waren Gruppen von Soldaten zu schauen, in deren jeder ein Unter-Officier mit lauter Stimme und lebhaften Geberden den Sprecher machte. Abseits saßen die Officiere, von denen Fischer einzelne von Person kannte und zu denen er mit den Worten trat: „Meine Herren, Ihre Leute sind sehr ungenirt". Die Frage, ob sie denn nicht ein Ausreißen ihrer Mannschaft befürchteten, verneinte ein Stabs-Officier, aber in einem Tone der dem Frager keinen guten Eindruck machte. Auch der Landes-Commandirende kam von Linz herüber, welchem Fischer seine Besorgnisse mittheilte und den Vorschlag machte, er wolle die Nationalgarde von Steyr aufbieten und die Brücke über die Enns, die einzige Straße die nach Steiermark und von da nach Ungarn offen stand, verrammeln lassen. Der Feldmarschall-Lieutenant hörte ihn ruhig an, wies aber sein Anerbieten zurück: „Ich habe Soldaten genug um eine Desertion zu verhindern". Das war offenbar nur eine Ausflucht der Standesehre, um das Militair nicht gegen die Volkswehr zurückstehen zu lassen; denn der Landes-Chef kannte genau die Macht über welche der Commandirende im Augenblicke zu verfügen hatte: es waren genau gezählt 208 Mann. Anderseits durfte sich freilich der Landes-Chef nicht einbilden daß die Nationalgarde von Steyr gegen geschulte und entschlossene Truppen aushalten werde, und so geschah denn was unter den obwaltenden Umständen nicht zu verhindern war. Als am andern Tage das Regiment an eine Stelle kam wo eine Seitenstraße ostwärts einbog, gaben die Unter-Officiere das Zeichen, schwenkten mit der Mannschaft links ab und ließen die Officiere allein zu Radecký reiten [62]). . .

Im Monat Mai empfing der Landes-Chef die Mittheilung eines vertrauten Mannes, daß in einem ihm bezeichneten Pfarrorte eine Schaar Bauern alle Sonntage nach dem Gottesdienste im Wirthshause bei verschlossenen Thüren zusammensäßen, und daß darunter zwei von besonderem Einfluß und Ansehen seien; es bestehe die Absicht auch in andern Gegenden derlei geheime Zusammenkünfte zu veranstalten. Fischer schrieb sogleich an den Bezirks-Commissär; allein dieser wußte kein Wort davon, und es blieb ihm daher nichts übrig als die Sache persönlich in die Hand zu nehmen. Er fuhr an einem Sonntage in aller Früh von Linz ab und kam gerade

während des Gottesdienstes vor dem ihm bezeichneten Wirthshause an. Der Wirth trat höflich aber sichtlich erstaunt herbei, geleitete den Aussteigenden in sein Haus und frug wohin der Landes-Chef reise. „Zu Ihnen, Herr Wirth; denn ich habe erfahren daß hier Berathungen über Landesangelegenheiten abgehalten werden, und an diesen will ich theilnehmen". Der Wirth wurde blaß, stotterte einige unverständliche Worte und verließ das Zimmer. Natürlich daß an diesem Sonntage keine Versammlung stattfand, und Fischer ließ bevor er abfuhr den unsichtbar gewordenen Wirth rufen, dem er auftrug: „Sagen Sie den Bauern daß ich sie grüßen lasse und von ihnen erwarte, sie werden mich einladen wenn sie wieder einmal etwas berathen wollen. Gewiß ist es ja das Wohl des Landes über das sie berathschlagen, und das kann niemand mehr am Herzen liegen als mir"... Es fand keine Versammlung mehr statt, und erst später erfuhr der Landes-Chef, es habe sich um eine allgemeine Petition bezüglich der Robot-Entschädigung gehandelt die an die Regierung gerichtet werden sollte.

Es war um dieselbe Zeit wo die Klagen wegen der Landstreicherei immer dringender einliefen. Eine Menge beschäftigungsloser Strolche trieb sich besonders um die vereinzelten Gehöfte herum und brandschatzte sie, wobei die Besorgnis nicht ausgeschlossen war daß politische Wühlereien mit im Spiele waren, was bei der Fortdauer des Bürgerkrieges in Ungarn nichts weniger als gleichgiltig sein konnte. Die Pfleggerichte und Bezirks-Commissariate thaten nichts, sei es weil sie von andern Geschäften erdrückt nichts davon wußten, sei es aus Furcht oder Fahrlässigkeit. Von einer Mitwirkung der bewaffneten Macht konnte, weil es ja so viel wie keine im Lande gab, nicht die Rede sein, und so entschloß sich der Landes-Chef sich an die Gemeinden selbst zu wenden, ihnen das ihnen zustehende Recht ungebetene Gäste aus ihrer Mitte zu entfernen vorzuhalten, und ihnen die Mittel anzugeben wie sie mit eigenen Kräften sich ein Uebel vom Halse schaffen könnten unter dessen Folgen ja niemand mehr zu leiden habe als eben sie. Der Aufruf vom 8. Juni, den er in diesem Sinne veröffentlichte, ward in tausenden von Exemplaren im Lande verbreitet und that besonders im Hausruck-Viertel seine gute Wirkung; war das Uebel nicht auszurotten, so wurde es doch bedeutend gemildert [63]...

Um die Mitte Juni kam Wessenberg auf seiner Reise aus Bad Ragatz auf seine böhmischen Güter durch Linz und erfreute Fischer

Digitized by Google

mit einem Besuche. Von Wiener Persönlichkeiten erschien eines Tages der frühere Arbeits-Minister, nun wieder Chef-Redacteur v. Schwarzer. Zur Zeit der Gemsjagden fand sich Erzherzog Johann in seinen Gasteiner Bergen wieder ein. Der Landes-Chef hielt es für seine Pflicht, sich ihm vorzustellen und dessen Befehle entgegenzunehmen. Die Jagdgesellschaft war klein, außer dem Kammerherrn Peter Grafen Morzin nur noch ein Engländer. Den Prinzen fand er gealtert und ungewöhnlich ernst. „Ja ja, mein lieber Fischer, ich habe manches ausgestanden, besonders seit ich, aus Pflicht gegen meinen kaiserlichen Herrn, das zweitemal nach Frankfurt ging. Nur die reine Bergluft kann mich erfrischen; dann will ich sehen was ich meinem Vaterlande noch nützen kann und ich rechne darauf daß Sie mich in Ihrem Ober-Oesterreich unterstützen werden". Von seinen ehemaligen Reichstags-Collegen kam er mit Bretfel in neue Berührung, aber nur in schriftliche. Dieser war nach Auflösung des Kremsierer Reichstages nach Salzburg gegangen, wo ihm die Redaction der dortigen Zeitung anvertraut war. Allein er war für dieses Geschäft nicht geeignet, mußte zurücktreten und wandte sich in seiner grausamen Noth brieflich an Fischer. Dieser schrieb an den Finanzminister, von dem er wußte daß er eine Schwäche für Bretfel hatte, den er den „bestorganisirten Kopf im Reichstag" zu nennen pflegte. Kraus konnte nichts thun, sandte aber Bretfel eine Unterstützung von 300 fl., die dieser annahm. Gedankt hat er Fischer für dessen Fürsprache und Verwendung nicht[64]...

Der Geist des trefflichen Stadion wurde unnachtet und sollte nicht wieder zur frühern Klarheit gelangen, was unserem Freunde ins Herz schnitt[65]). Bach übernahm erst provisorisch die Leitung des Ministeriums des Innern und wurde im August definitiv an Stadion's Stelle ernannt. In einem Rundschreiben vom 15. an alle Länder-Chefs bezeichnete er die Thätigkeit des politischen Beamten als eine solche die „sich nicht blos in dem begränzten Raume des Amtes und auf dem lähmenden Wege der Acten und schriftlichen Verhandlung bewegen" solle; es rufen ihn vielmehr seine neuen Pflichten unmittelbar in die Strömung des Lebens" u. s. w.[66]) Das waren Worte so recht nach dem Sinne Fischer's und mit gestärkter Ueberzeugung begann er jetzt die Reihe seiner amtlichen Bereisungen. Der Vorgang den er hiebei beobachtete war der gleiche wie bei seiner Rundfahrt als k. k. Hof-Commissär durch Tyrol. Er schrieb an den Oberbeamten; trug ihm auf, gewisse Hauptpunkte des Bezirkes derart zu wählen daß alle Gemeinden berücksichtigt wurden und keine

Digitized by Google

einen längeren Weg als zwei Stunden dahin zu machen habe; dann ihm anzugeben wie viele Tage etwa die Reise durch den Bezirk in Anspruch nehmen würde. Er wählte dazu nicht die bordirte Staats-Uniform, sondern einen einfachen Amtsrock. Wenn kein hinreichend großer Saal vorhanden und die Witterung günstig war hielt er die Versammlung unter freiem Himmel. Er sprach anderthalb bis zwei Stunden lang, und es herrschte eine Stille „wie sie untertags kaum auf dem Friedhof zu finden". Den Gegenstand seiner Vorträge bildeten theils Belehrungen allgemeinen Inhalts über den Geist und die Anforderungen der neuen Gestaltung der Dinge mit besonderem Hinblick auf das Gemeindewesen, das Armen-, das Dienstbotenwesen, die Jagd und Fischerei, das Forstwesen u. dgl. theils besondere in der betreffenden Gegend rege gewordene Fragen und schwebende Angelegenheiten: Ablösung von Servituten und Giebigkeiten, und namentlich die Durchführung der Grundentlastung, bezüglich deren es, wie früher erwähnt, an allerhand Aufhetzereien unter dem Landvolke nicht fehlte. So fragte in Wildshut einer der anwesenden Bauern, ob der Herr Landes-Chef bezeugen könne daß Robot und Zehent nach zwanzig Jahren nicht wieder eingeführt werden. „Das kann ich bezeugen", sagte Fischer mit Nachdruck, „und ich verpfände dafür mein Ehrenwort!" „Jetzt ist es recht", riefen mehrere, „und nun wollen wir zahlen!" In der That geschah dies von vielen Seiten noch am selben Tage. Auch an andern Orten war bei den Steuerämtern die Wirkung der belehrenden und mahnenden Ansprachen des Landes-Chefs wahrzunehmen, indem Einzahlungen, die bisher verweigert worden waren, nun ohne Widerrede erfolgten.

Nach geschlossener Verhandlung empfing er jeden der ihm ein Anliegen vorzubringen wünschte. Gehörte die Angelegenheit vor Gericht oder sonst vor eine andere Behörde, so belehrte er die Leute; gehörte sie vor die erste politische Instanz so rief er den im Nebenzimmer harrenden Beamten herein und übergab ihm dieselbe mit den geeigneten Weisungen. Nie aber daß er etwas versprach was er nicht genau erfüllen konnte, nie daß er, um sich nur für den Augenblick angenehm zu machen, Hoffnungen erweckte die sich nicht verwirklichen sollten. Es folgte sodann der Besuch der Schule, der Kleinkinderbewahranstalt, des Gemeindehauses und Spitals, und was es sonst für öffentliche Institute im Orte gab. Sodann ging man zur Tafel welcher der Ortsseelsorger, der Bürgermeister und die Räthe, die politischen Beamten, der grundbesitzende Adel,

Digitized by Google

der Schullehrer, gewöhnlich auch das älteste Gemeindeglied beigezogen wurden. Es herrschte dabei ein freier heiterer Ton, ohne daß ernstere Angelegenheiten ausgeschlossen wurden; im Gegentheil, manchmal ergab sich die Gelegenheit sehr wichtige Dinge in Anregung, ja zur Entscheidung zu bringen. So gab der bei einem solchen Gastmal auf die kaiserliche Armee ausgebrachte Toast Fischer den Anstoß zur Gründung eines Invaliden-Fondes, der in sehr kurzer Zeit auf nahezu 13000 fl. anwuchs und dem Landes-Chef den besondern Dank der Minister Bach und Graf Gyulai einbrachte. In Mattighofen lagen das alte bewaffnete Bürger-Corps und die 1848 eingeführte Nationalgarde mit einander in einem Streit der durch alle Kreise des Gemeindelebens ging, so daß in den wichtigsten Angelegenheiten keine Einigung zu erzielen war und selbst das materiale Wohl des gewerbreichen Marktes darunter litt. Nachmittags kam der Hauptmann der Nationalgarde, zugleich einer der reichsten Bürger, Herr Wieninger, in voller Uniform auf Fischer's Zimmer und bat denselben seinen außerhalb des Ortes gelegenen neuen Garten besichtigen zu wollen. Es war aber auf eine Ueberraschung abgesehen, denn bei einer Wendung des Weges fand sich Fischer unerwartet auf einem weiten mit Gästen beiderlei Geschlechtes angefüllten Platz die sich, während eine Musik-Capelle die Volks-Hymne anstimmte, zu seiner Begrüßung von ihren Sitzen erhoben und ihn mit einem stürmischen „Hoch" ehrten. Trinksprüche aller Art lösten einander ab und zuletzt erhob sich der Landes-Chef und sprach ungefähr: „Die Bürger von Mattighofen haben mir einen schönen Abend bereitet und ich hätte wohl einen Wunsch auf dem Herzen, nämlich den, daß mich die beiden bewaffneten Corps dieses gewerbreichen Ortes zu ihrem Ehrenmitglied machten. Doch leider vernehme ich von Zwistigkeiten zwischen ihnen die mich nöthigen von meinem Wunsche abzustehen, da ich als Mitglied der Nationalgarde dem Bürger-Corps und als Mitglied des Bürger-Corps der Nationalgarde feind sein müßte. Die einzige Möglichkeit an mein Ziel zu gelangen läge in der aufrichtigen Versöhnung der beiden jetzt entzweiten Körperschaften". Diese Worte trafen ins Herz. „Ja, ja, wir wollen", rief es von allen Seiten, Garden und Bürger fielen einander in die Arme, die Frauen weinten Thränen der Freude und Rührung, und mehr als ein Männerauge wurde feucht. Als Fischer am Abend auf seinem Zimmer war zogen die Glieder des Bürger-Corps und der Nationalgarde Arm in Arm paarweise an seinen Fenstern vorüber.

Digitized by Google

Auch nach Salzburg rief den Landes-Chef in diesem Sommer ein besonderer Anlaß. Es war nämlich ein Sängerfest angekündigt, wozu Gäste aus Bayern erwartet wurden, und Graf Mniszech bat um Verstärkung der Garnison. Am Vorabend traf Fischer in der Stadt ein und erklärte dem Kreishauptmann, der Landes-Chef in Person erscheine als die erbetene „Verstärkung". Das Fest lief ohne Störung ab, obwohl es an etwas starken Reden nicht fehlte; nur als einer der Sprecher über die Schnur zu hauen drohte, ließ ihn Fischer durch einen Herrn aus dem Bürgerausschuß mahnen seine Sprache zu mäßigen, was dieser auch that.

Im Herbst ging Fischer auf einige Tage nach Wien. Als er sich dem Fürsten Schwarzenberg vorstellte, der zwei Manieren hatte: eine liebenswürdig gewinnende und eine scharfe hochfahrende, fuhr ihn dieser mit den Worten an: „Was haben Sie da für eine unsinnige Rede an die Linzer Nationalgarde gehalten? Wußten Sie nicht daß wir sie auflösen werden?" Fischer erhob sich in großer Aufregung von seinem Sitz: ‚Nein, davon wußte ich nichts und höre es heute zum erstenmal. Ich fragte, ehe ich nach Linz ging, meinen Minister wie ich mich in dieser Hinsicht zu verhalten habe und Graf Stadion sagte mir: Die Nationalgarde ist ein vom Kaiser garantirtes Institut und das Ministerium denkt nicht daran es aufzuheben, wohl aber es von jenen Elementen zu reinigen die, wie z. B. Gesellen, vermöge ihres Standes und Berufes nie hätten dazu kommen sollen.' Er schilderte ihm darauf seine damalige Lage, die Entblößung von fast allem Militair, während allerhand Elemente der Unruhe, der Auflehnung in der Stadt drohten, gegen welche ihm die bewaffnete Bürgerwehr als einziger Schutz zur Verfügung stand, und schloß mit den Worten: „Und wenn ich nochmals in die gleiche Lage käme, würde ich ebenso handeln müßen wie damals." Der Fürst sagte nach einer Pause in ruhigem Tone: „Es ist wahr, wir haben Ihnen eine Compagnie nach der andern weggenommen ohne daß Sie, gleich anderen Landes-Chefs, dagegen Einsprache erhoben. Wir haben das dankbar anerkannt." ‚Ich wußte', sprach Fischer, ‚daß in Ungarn die Sache Oesterreichs entschieden werde, und darum habe ich nicht gemurrt und trug alles.' Der Fürst reichte ihm die Hand und sagte lächelnd: „Aber die Rede hätten Sie doch nicht halten sollen!"

Es waren zur selben Zeit mehrere Länder-Chefs in Wien, in deren Gesellschaft auch die Frage aufgeworfen wurde, ob man noch in diesem

Digitized by Google

Jahre die Landtage einberufen werde. Alle waren dagegen, freilich aus verschiedenen Gründen, nur Graf Bissingen erklärte sich dafür, „weil die Regierung ihr gegebenes Wort halten müße." Die Mehreren gaben ihm Beifall und gingen in der Erwartung in ihre Länder zurück daß die Regierung darnach handeln werde [67]).

* * *

Mit Allerhöchster Entschließung vom 8., Ministerial-Schreiben vom 16. December 1849 Z. 8647 M J. erfolgte Fischer's Ernennung zum „Statthalter des Kronlandes Oesterreich ob der Enns" mit dem Gehalte jährl. 5000 fl., einer Functions-Zulage von 3000 fl. und dem Genuße einer angemessenen Freiwohnung in dem für die k. k. Statthalterei bestimmten Gebäude.

Jetzt vollzog sich auch die Ausscheidung des nach der Verfassung vom 4. März 1849 selbständigen Kronlandes Salzburg aus dem Bereiche der obderennsischen Regierung. Die Auflösung des bisherigen Salzburger Kreisamtes erfolgte am 31. December 1849, mit 1. Jannar 1850 trat die neue Statthalterei in Wirksamkeit. Dem vom Cardinal Fürsten Schwarzenberg im Dom celebrirten Hochamt wohnten sämmtliche Civil- und Militair-Autoritäten der Stadt und eine erdrückende Masse der Bevölkerung bei, die von jeher die Abhängigkeit von Linz nur schwer und unwillig getragen hatte. Am 17. darauf erschien der erste Statthalter des nunmehr eigenberechtigten Herzogthums Salzburg Friedrich Graf von Herberstein an der Landesgränze; er wurde hier sowie in allen Ortschaften durch die seine Fahrt lief, und vor allem in der neuen Landeshauptstadt auf das feierlichste empfangen; abends war Serenade mit Fackelzug. Eine kurze aber warm gehaltene Ansprache an „die Bewohner des Kronlandes Salzburg", datirt vom 18., vermehrte die allseits gehobene Stimmung. An diesem und den beiden folgenden Tagen Festtafel, Theater paré mit Prolog, Festball. Fischer büßte damit ein ihm besonders liebes Stück seines Verwaltungsgebietes ein; allein er gab es mit innerer Befriedigung hin. War er es doch selbst der als Vertreter Salzburgs im März und April 1848 in Wien, dann in seiner Stellung im Ministerium Doblhoff, zuletzt durch seine Beziehungen zu den Mitgliedern des Kremsierer Verfassungs-Ausschußes wesentlich dazu beigetragen hatte dieses Endziel zu erreichen. Er löste nun sein Salzburger

Digitized by Google

Hauswesen völlig auf und verkaufte die Villa Neudeck an den k. k. Professor Joseph v. Wolfstein, nach welchem der frühere „Fischerhof" noch heute den Namen führt.

Fischer hatte sich nun bereits sein Amts-Personale in bester Weise zusammengestellt. Solche Beamte die im Jahre 1848 ihre Pflicht vergessen oder das richtige Maß überschritten hatten, wurden aus dem Lande entfernt, indem er deren Uebersetzung in eine andere Provinz erwirkte; es waren ihrer ungefähr zwölf und sie haben, bis auf einen, die Probe bestanden. Darunter befand sich Franz Peitler, zuletzt Pfleggerichts-Adjunct in Taxenbach, der am 15. Juni 1850 als Landesgerichts-Assessor in Wiener-Neustadt beeidet wurde; er scheint sein überspanntes Wesen von 1848 gründlich abgelegt zu haben, denn er gab in seiner weitern Dienstleistung nur Anlaß zu Anerkennung und höherer Beförderung. Auch die beiden Professoren am Salzburger Lyceum wurden auf Antrag des Grafen Mniszech versetzt: Wolf kam an die technische Akademie zu Lemberg, Reyer an die medicinisch-chirurgische Lehranstalt zu Klagenfurt [6]).

Seine Bereisungen hatte der Landes-Chef immer mit dazu benützt über die Haltung und das Benehmen, die Geschäftsführung der Landbeamten Erkundigungen einzuziehen, eingerissene Unordnung, Fahrlässigkeit im Dienst, Misbräuche entweder unmittelbar abzustellen oder durch die Vorgesetzten derselben abstellen zu lassen. Wo in anderer Hinsicht etwas nicht war wie es sein sollte, fand er seine eigenen Wege zur Abhilfe. So war ihm mehrseitig hinterbracht worden daß ein Mauthbeamter an der Landesgränze weidlich über den „Advocaten", den „Demokraten" als Statthalter loszuziehen pflege. Eines Tages kam Fischer nahe an die Gränz-Station, ließ den Postillon in einem Wirthshause vor dem Orte einen kurzen Aufenthalt machen, ging zu Fuß weiter und setzte sich auf eine Bank vor dem Amtsgebäude nieder. Der Beamte kam heraus, der Reisende entschuldigte sich: er warte auf seine Begleitung die mit den Pässen nachkommen werde. Der Beamte lud ihn in die kühlere Stube ein und es entspann sich ein Gespräch über die Zeitläufte, wobei Fischer alles fand wie man ihm berichtet hatte. Die öffentlichen Zustände, sprach mit Heftigkeit sein Wirth, könnten kaum wo anders so schlecht sein als hierzulande; daran seien die Beamten Schuld; aber könne man von diesen unter einem Landes-Chef wie man ihn habe etwas anderes erwarten? Indem er so sprach blies der Postillon in's Horn, der Reisende erhob sich und sagte: „Das ist mein Wagen. Ich bin der

Digitized by Google

Dr. Fischer und ich gebe Ihnen mein Wort daß ich dem Statthalter gleichen Namens nichts von dem mittheilen werde was Sie heute, und vordem oftmal, über ihn gesprochen haben. Aber ich empfehle Ihnen in Hinkunft größere Mäßigung. Uebrigens danke ich Ihnen für den mir gewährten Unterstand." Der Beamte, unfähig ein Wort hervorzubringen, verbeugte sich und geleitete Fischer zum Wagen.

Bei der Landesstelle selbst hatte sich Fischer gleich bei seinem Antritt die Protocolle vorlegen lassen und eine rothe Linie gezogen: „Was darüber ist, ist vor mir geschehen; von jetzt an lauft meine Verantwortlichkeit und sind mir meine Beamten Rechenschaft schuldig daß sie die Geschäfte prompt und gut besorgen." Er hatte sich dann das Studium seines Personales angelegen sein lassen, wohin jeder gehöre und wofür er am besten tauge. Jetzt nach einem Jahre seiner Amtirung konnte er sich sagen daß er sich mit einem Kreise verläßlicher, zum Theil ausgezeichneter Beamten umgeben habe, die bei der Statthalterei so vertheilt seien daß jeder an seinem Platze sei; daß die Behandlung der Geschäfte zu seiner vollen Zufriedenheit im Gange sei, und daß kaum wieder ähnliche Misgriffe vorfallen würden wie hin und wieder im ersten Jahre, wo ihm die Personal-Verhältnisse noch großentheils neu waren[68]). Er gab Vertrauen und genoß Vertrauen. Unter denen die ihm nun mit aufrichtiger Ergebenheit am nächsten standen, war gerade derjenige der, wie wir uns erinnern, dem ersten Auftreten des „demokratischen Landes-Chefs" aus dem Wege gegangen war, Baron Hauer. Zu seinen Beamten gehörte auch Adalbert Stifter als Schulrath, den Fischer persönlich lieb gewann und in hohen Ehren hielt, dessen Leistungen im Schulfache aber gleich Null waren. Zu Inspicirungen in's Land hinein war Stifter kaum zu bringen, weil er sich von seiner Amalia nicht trennen wollte und sie auf die Reise mitzunehmen mehr kostete als die Diäten abwarfen. Mit dem Mundwerk stand es bei ihm vortrefflich, es war keiner, der so viel und so ausdauernd zu reden vermochte, so daß dem Statthalter ordentlich bang wurde wenn sich der Schulrath bei ihm melden ließ. Fischer hatte ihn dem Grafen Thun für die Gymnasien vorgeschlagen für die er ihn geeigneter hielt; allein das hatte Stifter nicht angenommen weil er sich in den alten Sprachen nicht stark genug fühlte. Stifter's Lässigkeit in seinem Berufe trug vielleicht auch Schuld daß Fischer einen Plan, den er schon im April 1849 gefaßt hatte: die Errichtung einer Realschule im großen Style in der oberösterreichischen Landeshauptstadt, nicht rechtzeitig in Ausführung brachte; allerdings

Digitized by Google

bedurfte er dazu auch der Opferwilligkeit der Stadt und des Landes; „denn dem Baron Kraus durfte man mit solchen Zumuthungen nicht kommen."

Bei wichtigeren Angelegenheiten, solchen die nach seiner Auffassung über die Linie der regelmäßigen Administration hinausgingen, blieb er seinem Grundsatze getreu daß der Statthalter sie unmittelbar in die Hand nehmen müße, und er hat dabei eine Umsicht und Geistesgegenwart und zugleich einen Muth bewiesen die unsere gerechte Bewunderung erregen. Eines Morgens kam der Verwalter des Strafhauses, ein edler und achtbarer Mann, zu ihm und klagte über die Rohheit und Unbotmäßigkeit der Sträflinge, bei 300 an der Zahl, darunter solche die im Jahre 1848 ihre Rolle gespielt hatten; sie schimpften über die Kost, über die strenge Zucht, sie behaupteten schreiend, nicht wie die Menschen, wie die Hunde würden sie behandelt. „Es thäte noth", sagte der wackere Mann, „daß ich, so oft ich die Aufenthaltssäle der Sträflinge betrete, die ganze Militairwache mitnähme um mich vor Thätlichkeiten zu schützen". Er schloß mit der Bitte, der Statthalter möge seinen Referenten in die Anstalt beordern damit dieser sich persönlich von dem Stande der Dinge überzeuge und darnach seine Vorschläge mache. „Ich werde selbst nachsehen", sagte rasch entschlossen Fischer und ging mit dem Verwalter sogleich in das Schloß das jetzt als Gefangenhaus diente. Die Sträflinge befanden sich in einem großen Arbeitssaale, und Fischer beauftragte den Verwalter sich in Begleitung der Wache dahin zu verfügen und die Sträflinge aufzufordern drei aus ihrer Mitte zu wählen mit denen der Statthalter sprechen wolle. Fischer blieb im Kanzleizimmer, und es dauerte nicht lang so erschienen in Begleitung des Verwalters und der Wache die drei Erkorenen. Den Sprecher machte ein junger Ausländer, der sich 1848 in Wien herumgetrieben und nach dem October auf seiner Flucht durch Ober-Oesterreich einen Diebstahl begangen hatte; er trat ungemein keck auf und warf in einem Wortschwall mit allen Ausdrücken und Phrasen herum die im Jahre der Verwirrung in den Clubs und Zeitungen zu finden waren. Auf die Frage, worüber die Sträflinge zu klagen hätten, erwiderte er, die Beschwerdepunkte seien ihm zwar bekannt, es stehe ihm aber kein Recht zu im Namen dieser „unglücklichen Schlachtopfer der Gesellschaft" zu sprechen, indem er „und diese zwei Herren" von ihnen blos beauftragt seien den Statthalter zu bitten, er möge sie alle im Versammlungssaale selbst anhören. „Gut denn, so gehen Sie voran", gebot der Statt-

Digitized by Google

halter, indem er den vergebens abmahnenden Verwalter anwies sammt der Wache auf dem Gange zurückzubleiben. Er trat ein, und augenblicklich entstand eine solche Bewegung und dadurch ein solches Geräusch, daß es ihm unmöglich wurde sich vernehmlich zu machen. Nachdem sich die Sträflinge von ihrer Ueberraschung erholt hatten und auf ein Zeichen von seiner Hand Stille eingetreten war, erklärte ihnen Fischer daß er auf ihren Wunsch gekommen sei sie zu hören; es könne nun jeder seine Beschwerde vorbringen, aber nur einer nach dem andern. Bei diesen Worten langte er nach einem niedrigen hölzernen stark abgenützten Stuhl ohne Lehne, der hart neben dem Eingange stand, ließ sich darauf nieder, zog Papier und Bleistift heraus und war gewärtig ihre Klagen entgegenzunehmen. Wenn die Verwunderung dieser unsauberen Gesellen groß gewesen war da sie den Statthalter ohne alle Begleitung bei sich eintreten gesehen, so waren sie durch das was sie jetzt wahrnahmen geradezu übermannt. Es waren gewiß hartgesottene Sünder in ihrer Mitte, aber keiner gab einen Laut von sich. Erst nach einer Weile sagte einer mit unsicherer Stimme: „Herr Statthalter . . Sie sind so gütig . . Sie kommen allein zu uns!" Und ein anderer rief: „Herr Statthalter, auf diesen Stuhl hat sich noch kein Beamter gesetzt, nur Sie thun es und sind doch der Erste im Lande!" Er weinte vor Rührung und viele andere Augen wurden feucht. Nach einer neuerlichen Pause, und nach nochmaliger Aufforderung des Statthalters, trugen sie ihm ihre Anliegen und Beschwerden in ruhigem Tone und bescheiden vor. . .

Im Jahre 1850 hatte sich im Lande, besonders in den Bezirken die der Statthalter im Vorjahre persönlich bereist hatte, schon vieles gebessert, aber es gab auch noch manches zu thun. Ueber den Misbrauch der Jagd und Fischerei liefen fortwährend Klagen ein. Ein Landes-Chef, in dessen Gebiet derlei Dinge vorfielen, soll sich geäußert haben daß solche Excesse ihn nichts angingen. Fischer war nicht dieser Ansicht. Er hielt sich den Satz des großen Stagiriten vor Augen: „Kleine Abweichungen vom Gesetze können ebenso unvermerkt nach und nach die ganze Gesetzgebung untergraben, wie kleine Ausgaben oft wiederholt ein großes Vermögen verzehren können". Fischer unterließ nicht mündliche Belehrungen, ließ Aufrufe solchen Inhalts drucken und sandte, wo der Unfug hartnäckig fortdauerte, Executions-Mannschaft dahin ab; denn jetzt hatte er Militair genug. Auch in Linz war der Geist gegen das Vorjahr schon bedeutend besser, aber doch noch immer so „liberal", daß an [illegible]

anderen als Oppositions-Blätter auflagen; als ein Hôtel-Besitzer sich eine der Regierung geneigte Zeitung verschrieben hatte, mußte er sie auf Andringen seiner Stammgäste wieder aufgeben. Den Widerspruchsgeist hatten sich die Leute in den letzten zwei Jahren förmlich angewöhnt, und keine Partei machte davon eine Ausnahme. In Linz hatte sich 1848, wie in Wien und an andern Orten, ein Katholiken-Verein „für Glauben Freiheit und Gesittung" gebildet, der nach den neuen Vereinsgesetzen als politischer Verein galt und demgemäß seine Statuten einzurichten hatte. Darüber entstand nun das Gerede, die Regierung wolle den Verein auflösen, und der Statthalter erhielt einen Drohbrief worin er als „ein Hauptradical" verschimpft und ihm gedroht wurde, „das — wen der Katholikenverein aufgelößt werden soll, Sie auf der gaße ihres Lebens nicht mehr Sicher sind. oder sie sind der Erste den man zum Fenster heraushänken wird, den sie sind ein versteckter Wolf, in Schafskleidern". . . Der Ausschuß des Vereines beeilte sich, sobald er zur Kenntnis dieses pseudonymen Angriffes gelangte, dem Statthalter in einer besondern Adresse „das tiefste Mitgefühl auszudrücken und die Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen" die er ihm schuldig sei; er erklärte zugleich sich allen Anforderungen des Gesetzes gehorsamst fügen und demgemäß aus seinen bisherigen Statuten alle Bestimmungen entfernen zu wollen die „den Verein vor den Augen der hohen Behörde als einen politischen erscheinen lassen" [70]).

Mit Eintritt der Sommerszeit nahm der Statthalter seine Bereisungen wieder auf. Er konnte es mit um so größerer Beruhigung thun, in je sichereren Händen er die Geschäfte der Landesregierung in Linz wußte. Der Vorgang war derselbe wie im Vorjahre. Bei den Gastereien nach Schluß der Verhandlung machte regelmäßig er selbst den Wirth. Nur zweimal ließen sichs die Leute nicht nehmen daß er *ihr* Gast war; allein er gab dafür wohl das doppelte des Betrages den sie für ihn ausgelegt in die Armen-Cassa des Ortes. Knickerei war seine Sache nicht. Er machte es sich während seiner Amtsführung zum Gesetze, bei Sammlungen u. dgl. dasselbe zu geben was seine adeligen Vorgänger gegeben hatten; er wollte damit nicht prunken, er wollte „blos zeigen daß wir Bürger zu Opfern willig und bereit sind". Nur in einem Punkte blieb er hinter den früheren Regierungs-Präsidenten zurück: während diese *zwei* Equipagen gehalten hatten besaß er nur *eine*, und da waren es nicht blos Gevatter Schneider und Handschuhmacher die darüber, als in ihrem Erwerbsstande gekränkt, die Nase rümpften. Wohl war nicht zu leugnen daß er

Digitized by Google

es in der Tugend uneigennütziger Enthaltsamkeit zu weit trieb, mitunter in Dingen bei denen in den Augen des Publicums sein Ansehen kaum gewinnen konnte. Nach unsern Einrichtungen hat jeder Statthalter im Landes-Theater eine auszeichnende Loge zur Verfügung, und so hatten es auch alle Vorgänger Fischer's gehalten; nur er versagte es sich die Amts-Loge zu benützen und bezahlte sich, wenn er das Theater besuchen wollte, selber eine[71]). Auch in andern Stücken zeigte sich der vielerfahrene Prakticus nicht weltläufig genug. In der Zeit nach der Revolution wurde mehr als ein Advocat in höhere Staatsdienste übernommen, und ihm dabei auf Verlangen zu Gunsten etwaiger Pensionirung eine siebenjährige Dienstzeit angerechnet; nur Fischer unterließ es eine ähnliche Bedingung zu stellen. So ist es auch wohlbegründete Uebung, höheren Staatsbeamten, denen eine gewisse Repräsentation obliegt, bei Antritt ihres Dienstes einen größern Betrag für standesmäßige Einrichtung ihrer Wohnung, Entfaltung eines reichern Hauswesens zu verwilligen. Fischer wußte davon nichts, bestritt, als er seinen Salzburger Hausstand auflöste, die Herstellung seines neuen in Linz aus eigenen Mitteln und stellte erst später, von seinem tyroler Berufsgenossen Grafen Bissingen aufmerksam gemacht, den Anspruch auf einigen Ersatz, der ihm dann in der Höhe von 3000 fl. zugesprochen wurde[72]). Da Fischer bei einer solchen Handlungsweise, obwohl er kein großes Haus führte, gleichwohl mehr ausgab als ihm sein Gehalt sammt Functions-Zulage abwarf, war es jährlich eine ansehnliche Summe von mehreren tausend Gulden die er aus seinem eigenen Vermögen zusetzte.

Aber weit gefehlt daß er es den Leuten damit zu Dank machte! Ein vertrauter Beamter rieth ihm sich als Statthalter „mehr auf's hohe Roß zu setzen". Fischer entgegnete: ‚Ich würde das wohl treffen und zuweilen reite ich darauf; allein es beständig zu thun widerstrebt meinem Wesen.' Auch von einem Bürger mußte er einmal den Vorwurf hören, daß er es zwar recht gut meine, aber doch nicht der rechte Präsident sei weil er sich nicht vornehm genug halte[73]). Die Linzer Bürger-Vertretung nahm sich dem standesgenössischen Regierungs-Chef gegenüber mitunter eine Burschikosität heraus die hart an Grobheit streifte. Fischer seinerseits war eine zu gerade und ehrliche Natur um dergleichen ernst zu nehmen. Wenn man ihm im Vertrauen vorwarf daß er durch solche Nachsicht die Linzer Herren verwöhne und verziehe, konnte er erwidern: „Ich läugne nicht daß ich mir von ihrer Seite hie und da größere Urbanität wünschte.

Digitized by Google

Wenn ich aber aufrichtig sein soll, so sehe ich ihre Unart noch lieber als wenn sie servil wären. Uebrigens hat mich der Kaiser zur Vollziehung der Gesetze nach Ober-Oesterreich geschickt, nicht aber zum Disciplinar-Inspector gemacht." Das meiste Kopfschütteln verursachte den Beamten von altem Schlage natürlich das viele Reisen: er versäume, meinten sie, zu sehr sein Bureau. Fischer ließ sich in seinem System nicht irre machen: „Das Jahr hat 365 Tage, wenn ich davon 50 meinem Amte außerhalb der Landeshauptstadt widme, ist alles beisammen; daher ich, weil die Ober-Oesterreicher nicht alle in Linz sondern draußen im Lande leben, vielmehr glaube daß ich mich zu viel in der Linzer Amtsstube aufhalte."

Am allerwenigsten verdiente er den Vorwurf daß er es an der nöthigen Kraft und Strenge mangeln lasse. Wo diese angezeigt war ließ er es gewiß nicht bei der blosen Drohung bewenden; aber in den meisten Fällen genügte ein ernster Mahnruf. Auf einer Amtsreise im Bezirk Gmunden wurde ihm geklagt, in der Gemeinde Frühstorf sei eine Partei die allem widerstrebe was der Gemeinderath beschließe, die Berathungen selbst durch Unterbrechungen oft vereitle; ein reicher Wirth der wegen seines großen Geschäftes viel Anhang habe sei der Führer. Auch habe sich, wie man ihm zu verstehen gab, die Opposition dadurch bemerkbar gemacht daß sie sich bei seiner Ankunft von der geziemenden Aufwartung zu seinem Empfange ausgeschlossen. Ohne auf diese Einzelnheiten, als unter seiner Würde, näher einzugehen, eröffnete der Statthalter die Verhandlung mit einer eindringlichen Belehrung über die Gemeindefreiheit, über die Wohlthaten derselben für die Bevölkerung, aber auch über den Ernst der Pflichten die den Vorständen derselben anvertraut seien. Er ging sodann auf das über was er von den Zerwürfnissen in ihrer Gemeinde vernommen, wandte sich an den Bürgermeister und die Ausschüsse denen er an's Herz legte Muth bei ihren Versammlungen zu beweisen, sich nicht wie Feiglinge von einer kleinen Partei einschüchtern zu lassen und sich, wenn der Widerstand fortdauere, an den Bezirkshauptmann zu wenden. „Vermöchte es aber auch dieser nicht Ihr Ansehen zu wahren, so vergessen Sie nicht daß es in Ihrem Lande einen Mann gibt der gewiß die Macht hat dies zu thun, und der bin ich. Ich dulde ein für allemal keinen Widerstand, und sollte ich mit einer Compagnie Soldaten nicht vermögen selben zu besiegen so werde ich ein Bataillon herüberschicken. Dies bitte ich Sie in Ihrem Gedächtnisse zu behalten."

Digitized by Google

Im Herbst 1850 wurde über Hals und Kopf eine Recrutirung ausgeschrieben, es drohte plötzlich ein Krieg mit Preußen. Der Statthalter, um für das Bedürfnis der Armee so rasch als möglich zu sorgen, begnügte sich nicht damit seine politischen Beamten in Thätigkeit zu setzen, er zog auch Unterbeamte der Justiz und Staatsanwaltschaft die früher in der Verwaltung gedient hatten, sowie erfahrene Bürgermeister zu dem Geschäfte herbei, und brachte es in der That dahin daß binnen vierzehn Tagen alles beisammen war, so daß man sich in Wien über diesen Erfolg nicht genug verwundern konnte und der Kaiser selbst Seine Zufriedenheit aussprach. Bei vielen älteren Beamten entstand aber darüber neues Kopfschütteln; der Statthalter, sagten sie, habe durch diese Maßregel die Unzulänglichkeit der politischen Branche proclamirt. „Die Tröpfe! Sie hätten es lieber gesehen daß der Feldzug durch verspäteten Aufbruch mislang, als daß dem, was sie Amtsehre nennen, nahe getreten würde!" Es war dies derselbe Vorwurf den ihm sein vorjähriger Aufruf an die Gemeinden zur Selbsthilfe gegen die Landstreicherei zugezogen; das heiße, meinten die Bureaukraten vom alten Schlage, die Behörden blosstellen. „Aber ein Nackter ist leicht blosgestellt, und ich glaube es sei vernünftiger einen Rock zu borgen, als sich ein überschriebenes Papier umzuhängen und dabei zu erfrieren."

Bei der Sorgfalt die Fischer darauf verwendete, in der Statthalterei jeden an den seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Platz zu stellen, um selbst bei längerer Abwesenheit vom Amte über den sicheren und erfolgreichen Gang der Geschäfte beruhigt zu sein, hatte er nicht blos seine Bereisungen im Auge, sondern auch die Landtage deren Leitung ihn Wochen hindurch seinen Bureau-Arbeiten entziehen mußten. Allein von Einberufung derselben war nun schon lang keine Rede mehr, und als Fischer darüber in Wien nachfrug hieß es, diese könne nicht erfolgen so lang die fehlenden Landesverfassungen nicht veröffentlicht seien; dafür würden so bald als möglich die Bezirksgemeinden einberufen werden, auf welche sodann die Landtage folgen sollten.

Das sagte man ihm auch in Wien wo er sich im Laufe des Jahres 1850 wieder einmal vorstellte und wo man über sein Wirken des Lobes voll war. „Sie haben uns viel genützt", sagte Fürst Felix Schwarzenberg, „wir sind Ihnen Dank schuldig." Sein Freund Lasser sprach sich dem Minister Bach gegenüber aus, daß Fischer zu den besten Statthaltern gehöre. Auch Banus Jelačić war zur selben

Digitized by Google

Zeit in Wien und kam ihm mit offenen Armen entgegen: „Willkommen, es freut mich Sie umarmen zu können; Sie haben uns trefflich in die Hände gearbeitet." Bei Hof, welchem er in Ischl aufwartete, fand er die gnädigste Aufnahme. Erzherzog Franz Karl gedachte, wie schon früher einmal, des Vorfalls mit den Svoboda'schen Proletariern im Sommer 1848 und drückte ihm seine Erkenntlichkeit dafür aus daß er ihn dazumal vor den Rohheiten eines Zudringlichen geschützt habe. Die Erzherzogin Sophie fragte ihn im Laufe des Gespräches, ob die Gesinnung in Ober-Oesterreich eine gute sei. „Das ist eine müßige Frage, Kaiserliche Hoheit", fuhr es Fischer heraus, und er schilderte nun der hohen Frau, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, den Zustand des Landes während der Sturmzeit, nach dem Wiener October-Aufstand, zu Beginn des ungarischen Krieges: „Unter solchen Verhältnissen hat Se. Majestät mir, dem ehemaligen Advocaten, die Regierung von Ober-Oesterreich übertragen. Wahrhaftig ich müßte der schlechteste Mensch im Staate sein, wenn ich nicht alle meine Kräfte aufböte das Vertrauen meines Monarchen zu rechtfertigen, und ich kann Euere Kaiserliche Hoheit versichern daß meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sind." Die Erzherzogin entließ ihn in der huldvollsten Weise. Aber erst nachdem er den Audienz-Saal verlassen, fiel ihm die „müßige Frage" mit Zentnerlast auf's Herz und reumüthig erzählte er Freunden was ihm zugestoßen. Die Erzherzogin selbst war zu edel und hochsinnig um solche Kleinigkeiten zu beachten und Fischer erfuhr später durch Baron Zedlitz, der aus Ischl nach Linz kam, daß sie sich über ihn und seine Mittheilungen ungemein erfreut geäußert habe.

Fischer konnte sohin mit gekräftigtem Bewußtsein an die Fortsetzung seines Werkes schreiten, welches das Wohl des Landes ob der Enns nach allen Richtungen im Auge hatte. Einer der Gegenstände den er zunächst in Angriff nehmen wollte war das Forstwesen, die Schonung der Wälder, die Bepflanzung öder Flächen. Auf sein Andringen verfaßte der Oberförster Vogl in Kogl eine gemeinverständliche Belehrung, wie schon Schulkinder sich im Interesse des Waldstandes heranbilden ließen; ein Schriftchen von welchem Fischer eine starke Auflage zur Vertheilung in alle Gegenden des Landes veranstaltete [74]).

Doch allmälig und kaum merkbar, aber stetig, je mehr der Monate ins Land gingen, vollzog sich eine Wandlung der unmittelbar nach den beschwichtigten Wirren und Stürmen beobachteten Regierungsgrundsätze.

Digitized by Google

Nicht blos daß von den Landtagen lang keine Rede mehr war, auch von Einberufung der Bezirks- und Kreistage bekam man nichts weiter zu hören. Fischer erfuhr von Wien aus nichts, wie man ihn ja auch das Jahr zuvor nicht in Kenntnis gesetzt hatte was dem Institute der Volkswehr bevorstand. Ihm selbst ließ es keine Ruhe, und es überkam ihn wie eine Ahnung daß die Lobsprüche, die man ihm bisher für seine eigenartige Vorgangsweise, weil sie der Revolution einen Damm setzte, gespendet hatte, sich jetzt in Wien, wo der Karren der Administration mehr und mehr in das alte bureaukratische Geleise zurück gefahren wurde, in eben so viel Vorwürfe und Ausstellungen verwandeln könnten. Bureaukrat war Fischer nie und konnte es nach seiner ganzen Anlage nicht sein, und so beschloß er denn von einem Posten zu scheiden auf welchem er unter geänderten Verhältnissen nicht glaubte ersprießlich wirken zu können, December 1850. Bach ging darauf nicht ein: „Dem Staate einen Mann zu erhalten der im Geiste der Regierung so erfolgreich zum Wohle des seiner Leitung anvertrauten Kronlandes gewirkt, der ausgezeichnetes geleistet und sich in den schwierigsten Momenten als höchst ehrenwerther Charakter erprobt hat, ist heilige Pflicht der Regierung." Statt der erbetenen Entlassung bewilligte ihm der Minister einen dreimonatlichen Urlaub und erklärte sich erbötig denselben, falls es Fischer seinerzeit für nothwendig fände, nach dessen Wunsche zu verlängern, 16. December. „Komme selbst in unsere Mitte", hieß es in einem vom 17. datirten vertraulichen Schreiben Bach's, „verbanne die Grillen, lasse die mannigfachen Besorgnisse schwinden, und sei überzeugt daß in ein paar Monaten der alte zukunftsichere Mann sich wieder eingefunden haben wird. Ich kann Dir nur wiederholt die Versicherung geben daß die Regierung Dich braucht und daß sie Deine ausgezeichneten Dienste in vollem Umfange erkennt und würdigt. Darum frohen Muthes" ꝛc. Einem so warmen, ja herzlichen Tone konnte Fischer nicht widerstreben. Er trat seinen Urlaub sogleich an, da in der That sein Nervensystem nach den anhaltenden Anstrengungen und Aufregungen zweier Jahre gar sehr der Ruhe bedurfte, und ging vorerst nach Wien wo er zeitweilig mit Bach, öfter mit Oettl, Lasser, Friedrich Sachse von Rothenberg und andern Persönlichkeiten seiner jetzigen Branche verkehrte, Bekanntschaften aus dem Reichstage erneuerte, alte Freunde und Landsleute aufsuchte.

Da traten gegen Ende Januar 1851 in Linz Ereignisse ein, die es dem Minister nicht länger zu gestatten schienen es bei der „substituarischen

Digitized by Google

Leitung der Statthalterei" bewenden zu lassen [75]). Da nun anderseits der Gesundheitszustand Fischer's und der eindringliche Rath der Aerzte es ihm verwehrte sich ohne vorhergegangene ausgiebige Erholung neuen geschäftlichen Aufregungen auszusetzen, so blieb nichts übrig als seinem wiederholten Ansuchen um Versetzung in „einen minder angestrengten Dienst als es der executive ist" Folge zu geben, was in der Form geschah daß er mit Allerhöchster Entschließung vom 4., Min.-Schreiben vom 5. Mai 1851 Z. 2328 M. J. in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seiner bisherigen Dienstleistung als Statthalter enthoben und mit Belassung seiner bisherigen Bezüge dem Ministerium des Innern zugewiesen wurde.

8.

„Aus Gnade" pensionirt.

Fischer's Gesundheit war noch nicht so weit gekräftigt daß er seinen neuen Dienst antreten konnte. Die Verlängerung seines Urlaubes benützte er zu einer Reise nach Triest und Venedig bis an den Lago di Garda. Auf der Rückreise durch Tyrol wurde er auf den Zustand der Ruine Schrofenstein, eines geschichtlich und landschaftlich interessanten Punktes seines Heimatsthales, aufmerksam. Das Alter der Burg reicht in das 13. Jahrhundert zurück; jetzt drohten die wenigen Reste, darunter ein die Gegend beherrschender Thurm mit einem landesberühmten Weinfaß, raschem Verfalle entgegenzugehen, wenn sich niemand darum annahm. Unser Freund entschloß sich das an sich werthlose Besitzthum zu kaufen, willens es dem Abkömmling eines der alten Adelsgeschlechter des Landes abzutreten, der das geringe Geldopfer zur Erhaltung dessen brächte was von dem einst stolzen Schlosse noch vorhanden war [76]). Durch das Salzburgische und Ober-Oesterreich kam er dann zurück nach Wien, Mai 1851. Hier war die politische Atmosphäre nun schon eine ganz andere. Als er sich dem Minister-Präsidenten vorstellte sagte ihm dieser unumwunden: „Wir Minister haben uns zum Ziele gesetzt den Kaiser auf die Linie zurückzubringen, auf welcher Kaiser Ferdinand vor dem 12. März 1848 gestanden". Schwarzenberg fragte ihn dann, wie er die Stimmung in den von ihm durchreisten Ländern gefunden? „Euer Durchlaucht können den Schlag führen, wenn Sie wollen; Sie werden keinem Widerstand begegnen". ‚Ja ja, die Stimmung ist gut!' Am 31. August darauf

Digitized by Google

erfolgten die kaiserlichen Entschließungen die den Bruch mit dem System des 15. März 1848 anbahnten, am 31. December die weiteren die ihn vollendeten. [77])

Auf unsern Freund wirkten diese Ereignisse erschütternd, obwohl er sich in seiner äußeren Haltung ihnen fügte. Daß ein Rückschlag auf die vorausgegangenen Ausschreitungen folgen müße war ihm begreiflich; nur hätte er sich denselben anders und nicht dauernd gewünscht. Er war jetzt „provisorischer" Sections-Chef im Ministerium des Innern und versah seinen Dienst zu allseitiger Zufriedenheit, nur nicht zu der seinigen. Denn er fühlte nur zu sehr daß er für das bureaukratische Wesen nicht geschaffen, daß seine Verwendung in dieser Sphäre „sehr unnatürlich" sei. In einem solchen Amte solle, meinte er, nur derjenige einen Platz finden der sich in der politischen Administration die gründlichsten Kenntnisse erworben. Das war nun bei ihm nicht der Fall. Bei manchem seiner Rangsgenossen freilich auch nicht, und er unterschied sich von diesen vielleicht nur dadurch daß er seine Unzulänglichkeit erkannte und eingestand. Daß er seinen Platz gleichwohl nicht schlechter ausfüllte als geschulte Beamten in gleicher Stellung, lag mit darin, daß die damaligen Sections-Chefs im Grunde nichts anderes als Revidenten waren, da der Minister, wo es sich um etwas entscheidendes handelte, mit Umgehung des bureaukratischen Mittelgliedes mit den Referenten selbst verhandelte.

Aber auch sonst mußte Fischer erkennen daß die Zeiten andere geworden waren. Aus Linz erfuhr er daß ein höherer Beamter zu seinen Untergebenen geäußert habe: Fischer würde Ober-Oesterreich ruinirt haben, wenn er dort noch zwei Jahre in seiner Weise gewirthschaftet hätte. Die am mildesten urtheilten meinten, er habe seinen Beruf zu idealistisch, zu poetisch aufgefaßt, während er selbst der Ueberzeugung war und blieb, seine Vorgangsweise habe mehr realistisches an sich gehabt als das blose Actenwesen der früheren Präsidenten, denn er habe das politische Leben mehr in der Bewegung aufgefaßt als jene es gethan. Dabei gab er allerdings zu, daß die regelmäßigen Bereisungen und der unmittelbare Verkehr an Ort und Stelle mit Personen aller Parteien ihre Berechtigung nur in politisch erregten Zeiten hatte, wie jene waren in denen er Ober-Oesterreich übernommen hatte, und daß, wäre er länger im Amte geblieben, er ein anderes Verfahren hätte einschlagen müßen. Wenn man ihm einwandte: das Vertrauen zur Regierung, das er auf jenem Wege bei der Bevölkerung habe wecken und kräftigen wollen, komme von selbst

Digitized by Google

wenn diese einsehe daß man es von oben mit ihr gut meine und gerecht vorgehe, so hatte er wohl Recht zu erwidern: „Das mag für ruhige Zeiten ganz richtig sein; ich aber habe meine Verwaltung unter Umständen angetreten, wo ich nicht im Amtszimmer darauf warten konnte bis von dort aus der Ruf meiner wohlmeinenden Gesinnung und Gerechtigkeit ins Land dringe". Zumeist wohl barg sich hinter den Vorwürfen, die man jetzt, nachdem die Wogen sich geebnet hatten und die Tage gefahrloser Ruhe eingetreten waren, gegen ihn und seine Vorgangsweise vorbrachte, das dunkle Bewußtsein daß man selbst nicht die Eigenschaften und das Geschick besitze in jener Weise aufzutreten wie es Fischer gethan. Als einst zu Mozart's Lebzeiten eines seiner neuen Werke aufgeführt wurde, schüttelte Kozeluch den Kopf und sagte zu dem neben ihm sitzenden Haydn: „Das hätte ich nicht so gemacht!" „Ich auch nicht", fiel ihm Haydn bei, setzte aber sogleich treuherzig hinzu, „weil es mir nicht eingefallen wäre!"

Was aber jetzt am meisten gegen Fischer herausgekehrt wurde, war sein Ruf als Demokrat. Ein hoher Adeliger äußerte ganz ungenirt: Fischer habe, da er zurückgetreten, wohl eingesehen daß die Zeit für bürgerliche Statthalter vorüber sei. Als in einer aristokratischen Gesellschaft jener Vorwurf abermals erhoben wurde, erzählte Joseph Fürstenberg, wie und aus welchen Gründen ihm Fischer im Jahre 1848 abgerathen habe sich an die Spitze des salzburger demokratischen Vereines zu stellen oder das Ober-Commando der Nationalgarde zu übernehmen, und wie er, Fürstenberg, ihm für diesen Rath noch heute dankbar sei, worauf die Andern schwiegen. In Wahrheit hatte Fischer nichts gegen den Erbadel als solchen, von welchem er vielmehr einsah daß derselbe mit allen öffentlichen Zuständen unserer Länder auf das innigste verwachsen sei und daß, wenn es sich um höhere Posten namentlich die eines Statthalters handle, einem Altadeligen unter gleichen Umständen der Vorzug zu geben sei, weil der Bürger und Bauer sich lieber einem solchen fügen der nach seiner Abkunft von jeher über ihnen gestanden.

Auf diese Art „verkümmerte" unser Freund durch mehr als anderthalb Jahre in einer Stellung, die ihm von allem Anfang nicht zugesagt hatte. Dabei mußte er sich sagen daß seine politische Richtung und die seines Ministers immer weiter auseinander gingen und daß er demselben, der ihn 1849 und 1850 so brauchbar gefunden und über alles gelobt hatte, nun wohl gar im Wege stehe. Er begann zu fürchten daß man

Digitized by Google

ihn wohl „von amtswegen" entfernen könne und er beschloß dem zuvorzukommen. Es war am 10. Januar 1853 daß er den Ministerial-Rath Oettl bat dem Minister zu melden, er sei gesonnen sein Pensions-Gesuch zu überreichen. Bach ließ ihm auf demselben Wege zurücksagen, er möge das unterlassen, da es vielmehr im Zuge sei ihn dem Kaiser als wirklichen Sections-Chef vorzuschlagen. Allein schon in den nächsten Tagen liefen unheimliche Gerüchte durch die Räume des Ministeriums. War es doch jene Zeit wo einer der verdientesten und volksthümlichsten Prinzen des kaiserlichen Hauses, für das was er in sturmbewegten Monaten im Auftrage seines kaiserlichen Herrn pflichtmäßig gethan, scheel angesehen, wo nicht gar gemieden wurde; jene Zeit wo man einen der jüngern Erzherzoge, an dessen nachderhand als falsch erkannten Schritten die Haltung der Wiener Regierung und die ihm von da zugekommenen Weisungen gewiß keinen geringern Antheil hatten als die Einflüsterungen seiner allerdings politisch nicht lautern Umgebung, in gar nicht sehr verhüllter Weise verdächtigte sich mit hochverrätherischen Planen getragen zu haben. In ihnen beiden sah man jetzt nichts als „Achtundvierziger". So hörte man jetzt versichern, eine mächtige Partei dränge an höchster Stelle dahin alle „Ueberbleibsel der Revolution" außer Amt und Dienst zu setzen; wie denn Ministerial-Rath v. Sachse Fischer vertraute, man spreche bei den andern Ministerien ziemlich unverblümt davon daß Bach und er „springen" müßten. Allein der Minister war durch die Gnade des Kaisers und die besondere Gunst des Fürsten Schwarzenberg gehalten, und so mußte um so sicherer der „demokratische" Sections-Chef fallen, „weil einer doch leichter zu ertragen als zwei." Jetzt wurde, was man die Ungnade des Kaisers nannte, in den schärfsten Ausdrücken betont; der Kaiser, hieß es, habe befohlen Fischer sogleich aus dem Amte zu entfernen; man könne überzeugt sein der Kaiser werde ihm keine Audienz gewähren u. dgl. m. Als es sich um die Höhe der für ihn zu beantragenden Pension handelte und einer der Räthe bemerkte daß er Familie habe, wurde von maßgebender Stelle erwidert: „Das geht uns nichts an." So war es denn am 20. Januar 1853, nur zehn Tage nach seiner ersten Anfrage, daß ihm in seinem Bureau der Kanzleidiener ein Decret einhändigte, laut dessen ihn Se. Majestät „in den Ruhestand zu versetzen und ihm aus Gnade einen Ruhegehalt jährlicher 2500 fl. zu bewilligen" geruhe [78]). Fischer packte seine Acten zusammen, schickte sie durch den Amtsdiener in das Cabinet des Ministers und verließ sein

Digitized by Google

Ministerial-Bureau eben so gern als er es anderthalb Jahre früher ungern betreten hatte.

* * *

Es war für ihn doch schwerer zu tragen als er im ersten Augenblicke denken mochte. Wer kennt nicht Zschokke's „Fürstenblick", dessen böse Folgen der brave Registrator Helmold zu empfinden hatte? „Man zog sich scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr es stehe übel mit ihm, er sei beim Fürsten in Ungnade gefallen. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen, seinesgleichen entfernten sich vorsichtig von ihm. Seine Feinde, seine ehemaligen Neider ließen ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen." Buchstäblich so erging es jetzt unserem Freunde. Noch vor kurzem in einer der angesehensten Stellungen des Reiches, war er jetzt gleich einem Verfehmten. Mit Wehmuth und Bitterkeit sah er sich von vermeinten Freunden, von Bekannten seines eigenen Ranges gemieden, die ihm auf der Gasse aus dem Wege gingen um nicht in die Verlegenheit zu kommen ihn zu grüßen oder seinen Gruß zu erwiedern. Spott und Hohn von Seiten seiner Gegner, im besten Falle Mitleiden von Seiten seiner früheren Genossen, so erlitt er Kränkungen der empfindlichsten Art. Nur wenige die sich und ihm treu blieben, und unter diesen wenigen einer, dem er dies jetzt doppelt dankte, weil er sich ihn gleichsam erobert hatte: Baron Hauer, der um diese Zeit dem Erzherzog Albrecht als General-Gouverneur von Ungarn zur Dienstleistung zugewiesen wurde. Georg v. Mitis erkannte es mit aufrichtigem Bedauern als „ein nutzloses Opfer", das Fischer mit der Annahme der von ihm nie begehrten Statthalterschaft einem Ministerium gebracht habe das ihn zuletzt so schmählich fallen gelassen, und ebenso offen trat Bernhard Meyer auf des Verfolgten Seite den er, in der kurzen Zeit da sie zusammen in einem Hause gedient, kennen und schätzen gelernt hatte [79]). Im übrigen saß gerade in dem Ministerium, dem Fischer kurz zuvor angehört hatte, die feige Nacheingenommenheit gegen ihn vielleicht am festesten. Für seine Familie war, wie wir gesehen, für den Fall seines Ablebens nicht gesorgt und es drängte ihn hiefür die nachträgliche Gnade des Kaisers zu erwirken; als er hievon dem Ministerial-Rath von Sachse sprach, rieth ihm dieser wohlmeinend davon ab, weil ihn Se. Majestät gewiß nicht empfangen würde. Fischer bewarb sich trotzdem um eine Audienz, erhielt sie, wurde vom Kaiser gar nicht ungnädig aufgenommen und erhielt die Zusage der Pensions-Fähigkeit seiner Frau.

Digitized by Google

Mit dem ersten Frühjahr zog es Fischer nach seinem einst so glücklichen Salzburg, wo jetzt überdies sein Lieblings-Bruder Anton Director der k. k. Heil- und Versorgungs-Anstalten war. Doch die Stadt war lang nicht mehr die alte und er richtete an seinen ältern Bruder die Anfrage, ob er wohl in Tyrol gute Aufnahme finden würde wenn er auf einige Tage dahin käme. Mit brüderlichem Schmerze mußte Joseph, damals Rath bei der k. k. Finanz-Landes-Direction für Tyrol und Vorarlberg, ihm davon abrathen, wenn er nicht erfahren wolle daß seine Gegner ihm mit Geringschätzung begegnen, seine Freunde sich vor ihm zurückziehen. „So mußte ich also", so klagte unser armer Freund sein Schicksal an, „vor den Thoren meines Heimatlandes mit den Gefühlen eines geächteten Mannes bleiben; ich kann es nicht ausdrücken was ich bei Empfang dieses Briefes gelitten!" Mit gebrochenem Herzen verließ er Salzburg und nahm eine Schwestertochter seiner Frau, Louise Nicoladoni[80] mit sich nach Wien, um ihr in seinem Hause eine gute Erziehung und zugleich seiner Pflegetochter Amalia eine Genossin zu geben. Wenn es ihm in seinen glücklichen Tagen Bedürfnis gewesen Anderen Gutes zu erweisen, so war es ja nun in seinen trüben das einzige was ihn mit seiner wehmüthigen Freude zu erfüllen im Stande war.[81])

Fischer beschloß sich fern vom Geräusche der Hauptstadt ein abgeschiedenes Heim zu gründen und erwarb im Herbst 1853 ein Anwesen auf dem St. Leonhardsberg bei Perchtoldsdorf, wie es seinen Wünschen und den Bedürfnissen der Seinigen zusagte. Es hatte daselbst ursprünglich eine Einsiedelei gestanden, die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Anbau eines Flügels zu einer Familienwohnung umgewandelt worden war. Nächst der Wohnung, zu welcher ein Garten Felder und auch unbebaute Gründe gehörten, stand eine Capelle die täglich von Wallfahrern aus dem Markte und den umliegenden Ortschaften besucht zu werden pflegte und der ganzen Ansiedlung fast das Aussehen eines Hospitiums gab. Das war so recht ein Plätzchen für unseren Freund, den es trotz seiner städtischen Beschäftigung von jeher in Gottes freie Natur hinaus gezogen hatte und der jetzt den schlichten Landleuten um ihn herum ein freundlicher Nachbar wurde. Wenn er in seinem Garten arbeitete oder seiner Hausfrau abgehauene Baumäste zu Küchenholz klein hackte — wie ihn an einem schönen Frühlingstage einer seiner Wiener Treugebliebenen antraf[82]) — oder wenn er des Abends vor seinem Hofe saß und in die vielbelebte Landschaft vor ihm hinausblickte, und wenn

Digitized by Google

dann Rodauner Hauer einzeln oder in Gruppen an ihm vorüberschritten, vor der Capelle das Kreuz machten und ihm mit einem Gruße den Tag boten, dann war er wohl so glücklich und seelenzufrieden als er es, abgeschieden von aller übrigen Welt, in dem Kreise seiner Angehörigen sein konnte. So spät als möglich zog er in die Stadt, wo er den Winter völlig zurückgezogen durchlebte, und sobald ihm der Gärtner von seinem „Augarten", wie er das Plateau außerhalb seines Hofes scherzend nannte, die ersten blühenden Boten des Frühlings brachte, packte die Familie in der Stadt und rüstete sich wieder für das Land.

Doch gab es Augenblicke wo er sich nach einer praktischen Beschäftigung zurücksehnte, wobei wohl auch die materielle Frage mit in's Spiel kam. Er war jetzt auf eine Pension von 2500 fl. beschränkt, und obwohl er nicht ohne Vermögen war reichten seine Einkünfte für einen standesmäßigen Haushalt kaum zu. Zwar hatte er mittlerweile die Stelle eines Directors der wechselseitigen Versicherungs-Gesellschaft, deren Präsident Schmerling war, erhalten, womit ein Gehalt von 1000 fl. verbunden sein sollte, auf dessen Flüßigmachung er aber, obwohl er schon über Jahr und Tag Dienst leistete, vergeblich wartete. Kurz zuvor hatte sein Landsmann Straßer, eine, wie in Tyrol so häufig, idyllisch angehauchte Natur, seine Stelle als k. k. Appellations-Rath in Innsbruck aufgegeben um sich als Advocat in seine Geburtsstadt Hall zurückzuziehen. Der Fall, der noch niemals vorgekommen, machte in den Kreisen der Bureaukratie ungemeines Aufsehen, und es ist mir durchaus wahrscheinlich daß die Nachricht von diesem Schritte unsern Freund zu einem ähnlichen Entschluße brachte: er wollte den Kaiser um Verleihung eines k. k. Notariats in Wien bitten, Mai 1855. Als er im Vorsaale zur Audienz wartete, gerieth er mit einem vornehmen Ungarn in ein längeres Gespräch, aus welchem zu merken war daß der hohe Herr zur Opposition gehörte und sich in der Zeit der Wirren compromittirt haben mochte. Den Ungar traf bald die Reihe des Eintrittes in das Cabinet des Kaisers, und als er nach einigen Minuten wieder herauskam blieb er vor Fischer stehen: „Sie sehen, mein Auge ist feucht! Ich bin mit kaltem Herzen in das Audienz-Zimmer getreten; aber als der junge Kaiser auf mich zuging löste sich mir das Herz." Das war eine gute Vorbedeutung für Fischer's Anliegen! Als er dem Kaiser seine Bitte vortrug erwiderte dieser auf das freundlichste: „Aus einem gewesenen Statthalter, lieber Fischer, kann ich keinen Notar machen; ich werde Ihre Pension erhöhen." Schon wenige

Digitized by Google

Tage später erfolgte die Allerhöchste Entschließung kraft welcher Fischer's Ruhegenuß von 2500 auf 4000 fl. erhöht wurde [3]). Als bei der nächsten Audienz der Kaiser Fischer's Danksagung huldvoll entgegennahm, sagte dieser: „Euer Majestät, ich bin in der Treue geboren und aufgewachsen, ich habe sie nie gebrochen." ‚Es freut Mich das zu hören, und Ich bin überzeugt Sie werden bleiben was Sie von je gewesen.'

* * *

Nach langen Jahrzehenten war für unsern Freund eine Zeit der Einkehr in sich selbst gekommen. Womit er sich seit seinen Wiener Universitäts-Jahren nicht abgegeben hatte, weil er nach seinem eigenen Bekenntnisse verweltlicht und von täglichen Geschäften überlastet war, das sollte jetzt von neuem an ihn herantreten.

Wohl trugen äußere Begegnisse die er in dieser Zeit hatte dazu bei. Er hatte in früherer Zeit einen gewissen Pausinger als absprechenden Rationalisten gekannt, den er jetzt als vollständigen Narren wieder fand. Der alte Mann wusch und kämmte sich oft durch Tage nicht. Mehr als einmal stand er stundenlang vor seinem gepackten Koffer und war immer in der höchsten Aufregung. Wenn sich seine arme Frau gar nicht zu helfen wußte, schickte sie um Fischer der allein im Stande war den überspannten Kopf etwas wieder zurecht zu setzen. . . Auch der idealistische Studenten-Freund von ehedem lebte noch; er wurde in seinen alten Tagen vom pensionirten FML. Baron Paumgartten, einem strengen Katholiken, unterstützt. Fischer traf ihn auf der Gasse und wurde von ihm aufgefordert ihn zu besuchen, worauf er lächelnd sagte: „Sie sprachen vor mehr als dreißig Jahren über mich das Anathem: ‚Fischer, gehen Sie beichten!' Ich fürchte Sie könnten mich abermals excommuniciren." Der alte Mann blickte ihn mit großem Ernste an, zwang ihm aber gleichwohl das Versprechen ab ihn zu besuchen. Fischer hatte aber gerade eine längere Reise vor, und als er nach Wien zurückkam dachte er nicht mehr an jene Einladung.

Dafür kamen Anregungen von anderen Seiten. In dieser Zeit war ein Werk des französischen Friedensrichters Nicolas in deutscher Uebersetzung erschienen: „Philosophische Studien über das Christenthum" (Paderborn 1852, 4 Bände), auf das ihn jemand aufmerksam machte. Er nahm es vor, und zwar von der Vorrede und Einleitung an. Nachdem er die Capitel vom Dasein Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Unzulänglichkeit der Vernunft und der Nothwen-

Digitized by Google

digkeit der Offenbarung durchgenommen hatte, kam er zum Paradies, zum Baume der Erkenntnis, zur Versuchung, zur Verletzung des göttlichen Gebotes: das strenge Urtheil des Herrn, der Fluch über die Schlange, die dunkle Verheißung, der flammende Engel, die Vertreibung Adams und Evas, das Verschwinden des Paradieses. „Was würde", sagte er sich, „ein gelehrter Inder Perser oder Chinese, der nichts vom Christenthum wüßte, anderes sagen als daß es ein religiöses Märchen sei?" Aber noch ein zweites: Warum habe denn Gott das Menschengeschlecht in die Welt gesetzt, da er doch den Misbrauch vorausgesehen den gleich die ersten Menschen von der ihnen gegönnten Freiheit machen würden?!... Dann klammerte er sich an den Glauben seiner Kindheit und ließ das Geheimnis des Paradieses auf sich beruhen, um sogleich auf ein viel größeres zu stoßen: das Mysterium der Erbsünde. „Wohl weiß ich daß körperliche und geistige Gebrechen sich vererben, die Blindheit, Höcker, der Wahnsinn, die Selbstmord-Manie; aber widerstrebt es nicht der menschlichen Denk- und Gefühlsweise daß die Straffälligkeit vererbt werde, vom ersten Kinde des Verbrechers an bis zum letzten Menschen, bis zum Untergang von Himmel und Erde?!" Er kam zu den Prophezeiungen, ihrer Natur nach dunkel, deren Sinn erst mit dem Tode Christi und dessen Auferstehung klar an den Tag trat: „Da nun aber diese Ereignisse erst abgewartet werden mußten, konnte derjenige, der vom Leben und Tode Christi nichts wußte, die Prophezeiungen verstehen? Die Juden des alten Testamentes bezogen sie auf ein weltliches Reich des Messias; aber erst jetzt nach vielen Jahrhunderten voll Zweifel kam es an's Licht daß damit ein ‚Reich nicht von dieser Welt' gemeint war! Also wieder nur Geheimnisse!... Nun das neue Testament: die Botschaft von Nazareth, die Geburt des Welterlösers, sein Erdenwallen, seine Wunder und Weissagungen, sein Tod am Kreuze, seine Auferstehung — Geheimnis über Geheimnis, und das alles soll ich glauben?! O, es ist schwer Christ zu sein!" Auch die Sittenlehre des Christenthums gab ihm zu schaffen. „Da ist das Gebot seinen Feind zu lieben wie sich selbst: ist das nicht wider die ganze Natur und Anlage des Menschen?!" Ihm wurde immer sonderbarer zu Muthe. Am festen Glauben hinderte ihn der Zweifel, und zum rechten Zweifel hatte er nicht den Muth. Die Grundlage seiner katholischen Ueberzeugung, sein Katechismus, war ihm nicht abhanden gekommen, dazu wirkte das Andenken an seine gute und fromme Mutter zu mächtig in ihm nach; aber das Grübeln, das er in

Digitized by Google

den Unterredungen mit seinen philosophischen Gönnern 1819 und 1820 in Wien kennen gelernt, saß eben so fest in ihm und empfing durch die Untersuchungen des Nicolas frische Nahrung.

Auf seinem Landsitze ob dem St. Leonhards-Berg hatte er die Bekanntschaft mit dem Salzburger Canonicus Greif, der den Sommer im nahen Rodaun zuzubringen pflegte, erneuert und durch diesen lernte er den christlichen Philosophen Günther kennen, den Fischer dann auch in Wien öfter besuchte. Als er gegen diesen einmal erwähnte welche Lecture ihn jetzt beschäftige, bemerkte Günther daß der gelehrte Nicolas sich mit seiner Religions-Philosophie in Acht nehmen müße nicht in den Pantheismus zu verfallen, und als Fischer fragend einwendete, ob denn die Gränzen so nahe lägen, sagte Günther lebhaft: „Ganz nahe!“ Aus den Gesprächen mit Günther erfuhr Fischer, daß jener selbst eine Zeit im Pantheismus befangen gewesen sei, und es regte unsern Freund, der sich ja einst in ähnlicher Lage befunden, auf das stärkste an: auf welchem Wege denn der Philosoph zur christlichen Gläubigkeit zurückgeführt worden sei? „Ein kleines Buch“, erwiederte Günther, „das in einer Bibliothek der Zufall in meine Hände gespielt, hat diese Umkehr bewirkt.“ Das Buch nannte er aber nicht [1]). Bei dieser oder einer andern Gelegenheit erwähnte Günther eines Umstandes der ihn selbst in der Zeit seiner ärgsten Zweifel gehindert habe ganz vom wahren Glauben abzufallen: die Erinnerung an seinen Vater, den er von seiner Schlafkammer aus oft mitten in der Nacht auf seinen Knien mit ausgebreiteten Armen beten gesehen: „Mir hat der Pantheismus keinen Trost gebracht, meinen Vater aber habe ich stets heiter und zufrieden erkannt.“ War es nicht bei Fischer etwas ähnliches wenn er seiner Mutter gedachte die er oft nachts in ihrem Bette mit lauter Stimme beten gehört?!...

Um die Mitte der fünfziger Jahre unternahm Fischer in Begleitung seines Bruders Anton eine Reise nach Maria-Zell. Bei der Besichtigung der Schatzkammer, wobei sich stets eine große Anzahl von Personen zusammenzufinden pflegt, wurde er auf einen geistlichen Herrn wegen der meist scharfen Bemerkungen aufmerksam, die derselbe zu den vorgewiesenen Gegenständen machte, was unsern Freund für den Unbekannten nicht eben einnahm. Als er jedoch erfuhr, es sei Dr. Sebastian Brunner, stellte er sich diesem vor, der ihn gleichfalls schon in's Auge gefaßt hatte und verwundert sagte: „Also Sie sind der Statthalter? Ich hielt den andern Herrn dafür, Sie aber für einen ungarischen Cavalier!“ Die

Digitized by Google

Bekanntschaft war gemacht und wurde in Wien erneuert. Bald besuchte ihn Fischer fast täglich: hatte er doch in dem streitbaren Doctor abermals jemand gefunden, mit dem er sich über das was ihm so nahe ging unterhalten konnte. Nur sich geradezu mit seinen Zweifeln, mit dem Stande seines Innern einem Dritten anzuvertrauen, dazu brachte er es Brunner gegenüber eben so wenig als Günther gegenüber, und doch würde die praktische Schlagfertigkeit des erstern vielleicht noch geeigneter gewesen sein unserm Freund den rechten Weg zu weisen als der ernste Philosoph. So aber verschloß Fischer alles in sich; er wollte es allein mit sich ausmachen. Er empfand es schmerzlich daß ihm die Freude seiner Seele abhanden gekommen war und suchte die Heilmittel dagegen auf eigene Gefahr und Unkosten. So warf er sich eine Zeit auf die Apologeten, ohne hier zu finden nach was ihn dürstete, vielleicht weil er in der Auswahl derjenigen die er vornahm nicht glücklich war. Da stieß er in einem Buche, das ihm der Zufall in die Hand spielte, auf einen alten Spruch: „Ich trage Holz und Wasser, kochen lasse ich den lieben Herrgott", und dieser schlichte Satz wirkte bei ihm mehr als alle die gelehrten Abhandlungen des Nicolas. Wenn ihn die Zweifel an dem, was er doch mit allen Kräften seiner Seele als den vererbten Schatz seiner katholischen Eltern und Voreltern, seines durch und durch katholischen Volkes festzuhalten entschlossen war, gar zu arg plagten, oder wenn ihn das was er „die Last des Lebens" nannte gar zu schwer drückte, dann sagte er sich: „Ich trage Holz und Wasser, kochen lasse ich den lieben Herrgott." [85])

9.

Expatriirt und repatriirt.

Fast unmittelbar nach Erhöhung von Fischer's Ruhegehalt wurde von dem Gesammt-Ausschuße der wechselseitigen Versicherungs-Gesellschaft der Beschluß gefaßt, die Bezüge ihres Directors nicht mit 1000, sondern mit 1500 fl. festzusetzen. Fischer konnte nun mit seinen von zwei Seiten gebesserten Einkünften behaglich in Wien leben. Allein gerade dieser Glücksfall, so mindestens glaubte er wahrzunehmen, regte von neuem die Scheelsucht auf, die sich jene Doppelgunst mit den compromittirenden Gerüchten über seine Entfernung aus dem Staatsdienst nicht zusammen-

Digitized by Google

reimen konnte. In einem Zeitpunkt tiefster Verbitterung über sein unverdientes Schicksal war es wo er, einsam und schlaflos in seinem winterlichen Zimmer, während der Schnee in großen Flocken auf Wien herabfiel und die menschenleeren Straßen still und öde lagen, sich morgens 5 Uhr von seinem Lager erhob und den Ofen heizte. Daneben stand eine mit Schriften angefüllte Kiste, aus der er nun einen Pack um den andern herausnahm, in die helllodernden Flammen warf und mit trübem Lächeln dem funkensprühenden Auto-da-fé zusah durch das er sie der Vernichtung weihte. Durch das Rauschen des Papiers und das Knistern des Feuers erwachte im Nebenzimmer seine Frau, und als sie ihn kniend vor dem Ofen fand frug sie ihn was er da thue. „Ich lasse die geschwätzigen Zeugen meines verlorenen öffentlichen Lebens von den Flammen verzehren!" . . . Ungefähr ein Jahr nach diesem Vorgange, da er wieder beim Ofen weilte, trat seine Frau zu ihm, übergab ihm ein mit einer Schnur zusammengebundenes Päckchen und sagte ihm, dies seien die Briefe Lasser's die sie ohne sein Wissen beseitigt habe, indem sie beifügte: „Nun wirst du sie wohl aufbewahren?"

Fischer fühlte sich mehr und mehr unheimlich in Wien und beschloß seine Stelle bei der Versicherungs-Gesellschaft heimzusagen, sein Besitzthum bei Perchtoldsdorf zu verkaufen und seinen Aufenthalt zu wechseln. Aber wohin sollte er sich wenden? Salzburg war ein anderes geworden, von der Rückkehr nach Tyrol hatte ihm sein Bruder Joseph abgerathen, wollte er sich nicht neuen Kränkungen aussetzen. Von dem vielen Bitteren das er in den letzten Jahren erfahren war dieses wohl das bitterste. In der Heimat für die alle seine Pulse schlugen, für die seine ganze Seele brannte, schuldlos verkannt zu sein, das traf sein Herz wie ein zweigeschliffener Dolch. Also denn in die Fremde! Vielleicht gelingt es uns dort ein neues Heim, den Verfolgten eine Zufluchtstätte finden! Da sich bald darauf ein Käufer für seinen Leonhardsberg fand, so säumte er mit den Seinen nicht länger seinen Vorsatz auszuführen. Im September 1857 machte er sich mit Frau Tochter und Nichte auf die Reise, um „in Deutschland einen Winkel aufzusuchen wo ich den Abend meines Lebens verbringen könnte. Mir blutete das Herz aus allen Poren!"

Fischer's Wahl fiel zuerst auf München, wohin er mit den Seinen über Prag Dresden Leipzig fuhr. An einem der ersten Tage seines dortigen Aufenthaltes suchte er den Professor Wilhelm Heinrich Riehl

Digitized by Google

auf: „Ich heiße Dr. Fischer, bin pensionirter Statthalter und komme Ihnen zu sagen daß Ihre Bücher in Oesterreich sehr fleißig gelesen werden, auch vom hohen Adel; wenn Sie aber wollen daß er auch thue was Sie von ihm verlangen, müßten Sie selbst nach Oesterreich gehen und dort mit deutlichen Worten Ihren Schriften den wirksamen Nachdruck geben."

Fischer war noch nicht in München warm geworden, als er eine erschütternde Nachricht von seinem Bruder Joseph erhielt. Ihr Vetter und beiderseitiger Jugendfreund Senn hatte seit dem Salzburger Zerwürfnis keine feste Lebensstellung mehr finden können, war immer verschlossener und unzugänglicher geworden, hatte zuletzt der Rumflasche zugesprochen und war im Alter von 64 Jahren erkrankt in das Militair-Spital gebracht worden. Joseph Fischer besuchte ihn von Zeit zu Zeit. Er fand ihn ernst und traurig, sich an das klammernd was er von dem katholischen Glauben durch ein erst vielbewegtes, dann zerfahrenes, zuletzt wüstes Leben aus seinen Jugendjahren noch gerettet hatte. „Mein lieber Joseph", sagte er einmal, „was gäbe ich darum wenn ich Dein Gottvertrauen besäße!" Er verschied mit den Sacramenten der Sterbenden versehen am 30. September 1857. Unsern Freund traf die Todesnachricht schwer. Er gedachte ihrer frohen Jugendzeit, wo sie unzertrennlich gewesen; „als Männer blieben wir einander treu, bis ein gewaltiger Sturm sich erhob und uns auf immer schied. Ein so inniges Verhältnis konnte nur von einem Sturm zerstört werden. Es sind seitdem Jahre und Jahre vorübergegangen, ich denke nicht mehr an das was uns auseinander gerissen hat, ich denke nur an die erhabensten Augenblicke unserer Freundschaft!" [56])

Kaum war dieser Schlag überwunden als ihn ein neuer traf. Im December 1857 wurde er telegraphisch an das Sterbebett seines jüngern Bruders Anton gerufen. Die Krankheit zog sich von einer Woche zur andern hin; der Gesunde wich nicht von der Seite des Dahinsiechenden, obwohl ihm aus München keine tröstlichen Nachrichten zukamen. Seiner Frau sagte das dortige Klima nicht zu; ein Herzleiden das sich in den letzten Jahren stärker entwickelt hatte zeigte keine Linderung, und es wurde beschlossen nach Cannstatt zu übersiedeln was mit dem ersten Eintritt der bessern Jahreszeit ausgeführt werden sollte. Doch Neujahr 1858 war da, der Januar, der Februar, der März vergingen, und Anton schwebte noch immer zwischen Leben und Tod, so daß die Frauen der Familie die Reise nach Württemberg ohne ihr Haupt antraten. Unser

Digitized by Google

armer Freund verdiente sich während dieser langen schweren Wochen eine Stufe in den Himmel, so groß waren die Leiden und das persönliche Opfer im Dienst eines geliebten Bruders! Erst am 6. April wurde dieser von seinen Qualen erlöst und Aloys eilte nun den Seinen nach.

Er fühlte vor allem das Bedürfnis sich neue Freundeskreise zu schaffen. Von Cannstatt aus machte er die Bekanntschaft Wolfgang Menzel's in Stuttgart, mit dem er bald so befreundet wurde daß Menzel wochentlich ein paarmal nach Cannstatt herüber kam, wo dann ein Spaziergang gemacht, in einem Wirthshausgarten Erfrischungen genommen, manchmal auch das Sommer-Theater besucht wurde. Im Juli unternahm Fischer einen Ausflug nach Freiburg i. B. um dem greisen Wessenberg den Linzer Besuch von 1849 zu erwidern. „Wo haben Sie sich niedergelassen?" fragte Wessenberg. ‚Ich suche mir erst eine Heimat.' „Nun so wählen Sie Freiburg! Ich habe hier niemand mit dem ich über Oesterreich sprechen könnte, Sie werden ein Trost für mich sein. Sie werden bei mir einen zwar kleinen aber ausgezeichneten Salon finden, und da ich viel geschriebenes aus dem Jahre 1848 besitze so könnten Sie manche Stunde mit Durchlesung dieser Papiere ausfüllen." Fischer war es zufrieden, schrieb seiner Frau und miethete, da sich diese einverstanden erklärte, sogleich eine Wohnung. Er kehrte nach Cannstatt zurück und ging von da, um die Frauen das Geschäft der Uebersiedelung lieber allein besorgen zu lassen, nach Chur, wo Kaspar von Hohenbalken, der ihn als Knaben zuerst in die lateinischen Schulen eingeführt hatte, nun hochbetagter Bischof von Graubündten war.

Kaum dort angekommen traf ihn eine Botschaft seiner Frau: Wessenberg sei am 1. August verschieden. Fischer schrieb sogleich an Wolfgang Menzel und bat ihn sich brieflich an Johann Philipp's in Konstanz lebenden Bruder, den ehemaligen Bisthums-Administrator Ignaz Heinrich zu wenden, damit dieser für die Sicherung der Papiere des Verstorbenen Sorge trage. Es sollte aber anders kommen. Als Fischer in Freiburg eintraf erfuhr er daß das Gericht, weil keiner von Wessenberg's Verwandten in der Stadt weilte, dessen Wohnung mit Ausnahme des Zimmers wo die Leiche aufgebahrt war verschlossen und versiegelt habe, eine Maßregel die selbst dann nicht aufgehoben wurde als der Enkel des Verstorbenen Philipp Heinrich, österreichischer Officier bei Karl-Ludwig-Uhlanen, in Freiburg eintraf. Tag und Stunde der Aufnahme des Inventars wurden bestimmt, und fast jeder Erbe stellte

Digitized by Google

einen Rechtsfreund auf der ihn hiebei vertreten sollte. Am Vorabend befand sich Fischer in dem Gartensaal eines Gasthauses außerhalb der Stadt, als ihm von Hofrath Buß der k. k. Legations-Secretär Friedrich Edler von Pilat vorgestellt wurde, aus dessen Munde er erfuhr daß dieser im Auftrag der kaiserlichen Regierung aus Karlsruhe heraufgekommen sei um die auf Oesterreich sich beziehenden Papiere aus dem Nachlasse des verstorbenen Ministers in Empfang zu nehmen. Am andern Morgen fand sich Herr von Pilat in Fischer's Wohnung ein. „Ich werde es", sagte er, „bei der heutigen Inventarisirung mit lauter Advocaten und Notaren zu thun haben; wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben mir mit Ihrer Erfahrung zur Seite zu stehen?" Es war ein sonderbares Spiel des Schicksals daß Fischer, der die Papiere Wessenberg's für die Zeitgeschichte hatte retten wollen, nun selbst dazu die Hand bieten mußte daß sie in amtliche Verwahrung gelegt, wo nicht gar vernichtet wurden. Allein was war zu thun? Schlug er Herrn von Pilat die Bitte ab, so that dieser allein doch dasselbe, und so begleitete er ihn denn in die nun erst wieder geöffnete Wohnung Wessenberg's wo alles in geschäftlicher Glätte ablief. Herr von Pilat war mit dem was er in Empfang zu nehmen hatte bereits nach Karlsruhe zurückgereist, als Fischer an einem der nächsten Tage einem Advocaten begegnete der an der gerichtlichen Procedur theilgenommen hatte. „Wissen Sie", sagte dieser, „daß wir den interessantesten Fund erst nachderhand gemacht haben? Es waren Schriften aus dem October 1848, die sich hinter einer am Tage der Inventarisirung übersehenen verschlossenen Thüre befanden. Wir haben flüchtigen Einblick darein genommen und ungemein interessantes darin gefunden". ‚Und wo haben Sie diese Papiere?' fragte Fischer hastig. „Selbstverständlich haben wir sie nach Karlsruhe an die österreichische Gesandtschaft geschickt! Sie und Herr von Pilat waren es doch selbst von denen wir diese Weisung empfingen!" . . .

Der Aufenthalt in Freiburg war für unsern Freund, wie es ihm Wessenberg vorausgesagt hatte, ungemein anregend. Männer wie Buß, Karl Bader, Alban Stolz, Johannes M. Hägele waren für ihn, was Günther Greif Brunner in Wien gewesen waren, und in ihrem Umgange begannen allmälig die Wunden zu verharschen die ihm die Kränkungen der letzten Jahre geschlagen hatten. Zu Gfrörer kam er fast jeden Vormittag, und wenn sie ein Stündchen miteinander verplaudert hatten, ließ ihm der ehrliche Schwabe keine Ruhe bis er noch eine Weile

Digitized by Google

dazugab, so daß sich Fischer frug: „Ja wenn es der gute Mann mit anderen Besuchern auch so hält, dann möchte ich wissen wo er die Zeit hernimmt seinen ‚Gregor VII.' zu Ende zu bringen." In Freiburg war es auch, wo sich Fischer an eine Arbeit machte zu der ihn drei Jahre früher der Wiener Freund auf dem St. Leonhards-Berge aufgemuntert hatte: nicht zwar sein ganzes Leben zu beschreiben, aber den in seinen Augen wichtigsten Abschnitt desselben, der ihm die höchste Ehre eingetragen und dann die empfindlichsten Kränkungen zugeführt hatte, die Zeit seiner Statthalterschaft in Ober-Oesterreich. —

Am 29. December 1858 erwachte Fischer und fand im Bette neben sich — eine Leiche! Ein Schlag hatte dem seit Jahren kränkelnden Organismus seiner Frau während des Schlafes den letzten Stoß versetzt. Die Schreckenskunde lief schnell durch die Stadt und machte überall, besonders in den Kreisen seiner Bekannten, einen erschütternden Eindruck. „Seit dem entsetzlich schnellen Tode der Statthalterin", schrieb Alban Stolz, „liegt mir ängstigend die Wahrheit vor dem Geist, wie das Menschenleben von weniger als einem Hauch, von dem Mangel eines augenblicklichen Blut- und Nervenreizes abhängt! Ach Gott, was ist dieser Tod eine so ernste Predigt vor dem Jahresschluß!" [87] ...

Fischer, nach dem Verluste einer Lebensgefährtin, die mit ihm durch sechsundzwanzig Jahre Freuden und Leid getheilt hatte, klammerte sich jetzt nur um so inniger an die Freunde die er sich in Freiburg gewonnen. Auch seine Stuttgarter Bekannten blieben nicht vergessen. Menzel war, wegen einer scharfen Bemerkung die er über Heinrich Zschokke's politisches Vorleben drucken lassen, von den Erben desselben in einen Injurien-Proceß verwickelt, und verurtheilt worden seine Schuld durch acht Tage auf dem Hohen Asperg abzusitzen, März 1859. Die kurze Frist verging ihm angenehm genug, da sich ganze Karawanen seiner Bekannten und Freunde von nah und fern einfanden ihm die Zeit zu vertreiben, die er nicht etwa in einer Haftzelle, sondern in der Wirthsstube der Veste zubrachte. Nur ein Tag war trübe und es hatten sich weniger Stuttgarter eingefunden, als gegen Abend Fischer eintrat der es nicht über sich brachte den Verfolgten ohne freundliche Zusprache in der Haft zu wissen. Als Menzel seiner ansichtig wurde sprang er auf: „Was bringen Sie aus Stuttgart?" ‚Ich habe dort nichts zu thun, ich komme eigens zu Ihnen!' Menzel war gerührt und

Digitized by Google

meinte: wenn er einmal dazu komme sein Leben zu beschreiben, werde er Fischer darin ein dankbares Blatt widmen. [68])

Einige Zeit darauf unternahm unser verwitweter Freund, um sich und seine beiden Mädchen zu zerstreuen, eine Reise nach Paris. Bei einem Besuche des k. k. Consulat-Kanzlers Wilhelm Schwarz kam u. a. das Gespräch auf den Redacteur der achtundvierziger „Constitution" Leopold Häfner, der sich 1849 geflüchtet und der kaiserlichen Botschaft in Paris zur Verfügung gestellt hatte, in der letzten Zeit aber durch die französische Polizei ausgewiesen worden und von da nach Brüssel gegangen war, wo er neuerdings in österreichischen Aufträgen wirkte.

Nach einer mehr als zweiwochentlichen Abwesenheit waren die Reisenden wieder in Freiburg zurück.

* * *

Wenn auch mit seinem äußern Menschen mehr als anderthalb Jahre in der Fremde, hing Fischer doch mit allen Fibern an seinem Oesterreich, und wo etwas von daher angeklungen wurde da pochte ihm das Herz. War es doch zumeist dieser Beweggrund gewesen der ihn die Hauptstadt der „österreichischen Vorlande" zu seinem Aufenthalte wählen lassen. Als er eines Tages mit den Erlebnissen aus seinem Amtsleben beschäftigt war, wie ergriff ihn, als sein Blick in ein Tagblatt fiel, die Meldung: Bach sei vom Schlage gerührt worden, und wie befriedigte es ihn als schon am andern Tage die Nachricht als eine irrige widerrufen wurde! Unter seinen neuen Freunden warb er für Oesterreich. Gfrörer und einen Professor der Universität Löwen, der sein Vaterland mit Württemberg vertauschen mußte, munterte er auf sich an dem wissenschaftlichen Theil der Wr. Ztg. zu betheiligen. Aber nun war ihm der Aufenthalt im Ausland verleidet worden. In der kurzen Frist seit er aus der Heimat geschieden, hatte er einen Todesfall nach dem andern erlebt: sein Jugendfreund Senn, sein Lieblingsbruder Anton, sein freundlicher Gönner Wessenberg, seine Frau, waren in rascher Folge nacheinander dahingegangen. Als jetzt die zwischen Frankreich und Oesterreich von Woche zu Woche wachsende Spannung hinzutrat, da litt es ihn nicht länger jenseits der Gränzen von Oesterreich, und da sein Bruder Joseph, der ihm zwei Jahre früher abgerathen hatte nach Innsbruck zurückzukehren, ihn jetzt dazu drängte, so sehen wir ihn mit seiner Tochter und seiner Nichte am 12. Mai 1859 Freiburg verlassen und am 15. in Innsbruck einfahren.

Digitized by Google

Einunddreißig Jahre waren verflossen seit Fischer sein Heimatland bleibend verlassen hatte, in welchem er jetzt an der Seite des einzigen Bruders der ihm geblieben seinen dauernden Sitz aufschlagen wollte. Was dazwischen lag war eine Zeit wo er in öffentlichem Wirken und häuslichen Sorgen freudvoll und leidvoll „die Last des Lebens" auf sich geladen, wo er bald hierhin bald dorthin „Holz und Wasser getragen" hatte um „unsern Herrgott kochen zu lassen." Was ihn jetzt erfüllte war ein tiefes Ruhebedürfnis; die schweren Verluste die ihn zuletzt getroffen, ein empfindlich verletztes Gemüth, aber auch körperliches Unbehagen drängten ihn dazu. Allein noch sollte ihm nicht werden wornach es ihn so sehr verlangte. Von seinen Landsleuten zwar wurde er mit warmer Freude wieder aufgenommen; nur in den höheren Regionen walteten, wie man ihm gleich am Tage nach seiner Ankunft vertraulich mittheilte, Einflüsse eigenthümlicher Art. Sein hoher Gönner Erzherzog Johann war wenige Tage zuvor aus dem Leben geschieden, 11. Mai 1859, und in der von ihm errichteten Familiengruft zu Schenna beigesetzt worden. Der edle Prinz, der jetzt an der Spitze des Landes stand, kannte Fischer nicht näher; an seiner Seite aber befand sich ein Mann von vielen vortrefflichen Eigenschaften, nur in einer gewissen Richtung von so schroffen Anschauungen befangen, daß sich Fischer's Freunde nichts gutes versprechen konnten. Als dieser Herr kurze Zeit früher in Rom gewesen war und Monsignore Aloys Flir, Director der „Anima", sich bei ihm um Johannes Schuler erkundigt hatte, war die Antwort gewesen: „Wir kümmern uns um diejenigen nicht die im Jahre 1848 eine Rolle gespielt haben". Jetzt nannte er unsern Freund mit zur Schau getragener Absichtlichkeit nie anders als „Doctor Fischer", übersah ganz den hohen Posten im Staate den derselbe bekleidet hatte. Als Fischer von der Statthalterei am Gebäude der Polizei-Direction vorbeiging, trieb es ihn dem Vorstand einen Besuch zu machen den dieser kühl entgegennahm und nicht erwiederte. Fischer vergalt es ihm einige Tage später bei einer Begegnung auf der Gasse, wo jener ihn grüßte; Fischer ließ ihn gehen ohne zu danken. Das schien zu wirken; denn er erfuhr bald darauf, der Polizei-Director habe sich geäußert: „Fischer wird oben verkannt".

Inzwischen war der Krieg mit Frankreich-Italien unvermeidlich geworden, von welchem zunächst Fischer's Heimatland bedroht wurde. Seine Auffassung des Verhältnisses von Nord- und Süd-Tyrol war nun gewiß nicht mehr die Stadion's, der er einst gehuldigt hatte und der zufolge

Digitized by Google

das Land in zwei oder drei departementale Bezirke zerschlagen werden sollte. Er hielt jetzt den Zumuthungen der Italianissimi gegenüber mit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung fest an der ungefährdeten politischen Einheit des Landes, in welchem jetzt die Landesschützen aufgeboten wurden. Es wollte aber nicht recht verfangen wobei mancherlei Umstände zusammenwirkten: die dem Tyroler Bauer eigene Schwerfälligkeit; die Armuth der Leute die sich ja aus eigenen Mitteln ausrüsten sollten; die Abmahnung der Alten denen das Jahr 1809, wo so viel Blut „umsonst" vergossen und so viel Verheißungen gemacht und nachmals nicht erfüllt worden, Wiedereinführung der alten Landesordnung, Tabakanpflanzung ꝛc. ꝛc. in bösem Angedenken stand. Auch wurde der Aufruf der weltlichen Behörden anfangs von geistlicher Seite nicht gehörig unterstützt, was bei dem Mistrauen der bäuerlichen Bevölkerung gegen die „Herren" und ihrem fast unbedingten Vertrauen in den Clerus stark ins Gewicht fiel. Fischer befand sich bei einem Appellations-Rath zum Besuch, als sich der Advocat Hammer aus Landeck der sich um den Schwazer Posten bewarb anmelden ließ. Fischer frug wie es mit den Schützen-Compagnien im Oberland stehe? „Wenn ein Mann im Stande ist sie in Bewegung zu setzen", lautete die Antwort, „so sind Sie es Herr Statthalter; darüber ist nur eine Stimme". Auf dem Heimwege traf er den Hofrath Baron Spiegelfeld der in Abwesenheit des Statthalters die Geschäfte leitete und dem Fischer erzählte was er soeben vernommen. Spiegelfeld drang in ihn dem Rufe zu folgen, wobei ihm die ungeschickte Phrase entschlüpfte: „Sie essen ja auch des Kaisers Brod!" Fischer verschluckte die Pille [59]) und erwiederte: ‚Sie wissen daß man in der Umgebung des Erzherzogs kein Vertrauen in mich setzt. Würde ich gehen und mein Versuch mislingen, so könnten sie es so auslegen als ob ich mit Absicht entgegengearbeitet hätte'. „Nun also: der Erzherzog macht wie Ihnen bekannt so eben im Interesse der Landesvertheidigung eine Rundreise, er hat den Statthalterei-Rath Strele an der Seite; das ist ja Ihr Vetter, wenden Sie sich an diesen brieflich". Fischer befolgte den Wink, erhielt aber keine Antwort. War es seinem Verwandten auch schon eingeleiert worden: „Wir wollen mit keinem der sich im Jahre 1848 hervorgethan zu schaffen haben?" Strele fand es besser einen Innsbrucker Redacteur telegraphisch aufzufordern in das obere Inn-Thal zu reisen und dort für den Krieg zu begeistern. Aber der richtete gar nichts aus. Nun schickte Fischer, dem es nicht um seine Person, aber sehr um die Sache zu thun war, an die drei oberen Gerichte

Digitized by Google

Briefe aus, worin er seine Landsleute an die wichtigsten Momente der Tyroler Vergangenheit, an die glänzenden Blätter erinnerte auf denen die Gerichte Landeck Ried Nauders eingeschrieben sind, und sie mit warmen Worten aufforderte hinter der Aufopferung ihrer Väterr nicht zurückzubleiben. Dem Schreiben an den Bezirksrichter von Landeck legte er überdies einen Geldbetrag bei, „damit die ärmeren Schützen sich etwas leichter thun", und in der That kam jetzt die Schützen-Compagnie zustande. Auch an seine Freunde in Freiburg schrieb er um Beiträge zu den Kriegskosten und erhielt nach wenig Wochen 5000 fl. in Silber, das gab damals 7000 fl. Oe. W. Aber schon waren die Schlachten bei Magenta und Solferino geschlagen, 4. und 24. Juni, der Friede zu Villafranca war abgeschlossen, 12. Juli, und die eingegangenen Gelder ließen sich nur für die Opfer verwenden die der unglückliche Krieg gekostet hatte. Fischer schlug den hochherzigen Spendern vor, jedem Soldaten der Arm oder Bein verloren hätte und durch Innsbruck käme 50 fl. zu schenken, worin diese ohne Zaudern willigten. Bald trafen lange Züge von Verwundeten aus dem Felde ein. „Oft kam ein Wagen voll Amputirter vor meinem Hause angefahren, die Krücken ragten daraus empor, es war ein erschütternder Anblick! Die Freude der Betheilten drückte sich dann auf verschiedene Art aus: der Ungar dankte kurz und gut, der Pole mit mehr Artigkeit, der Böhme wiederholte mehrmals seinen Dank, in der Mitte war der Deutsche". Mit dem letzten Amputirten hatte Fischer auch seinen letzten Fünfziger ausgegeben; Nachzügler durften keine kommen, es kamen auch keine.

Die Aufregungen und Mühen während dieser Bedrängnisse des Staates hatten Fischer's patriotisches Herz so in Anspruch genommen daß er sich kaum mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigen konnte. Seine zärtlich geliebte Ziehtochter schied jetzt aus seinem Hause, da sie dem k. k. Post-Official zu Wien Ferdinand Edlen von Fischer zu Edelau, einem Vetter unseres Freundes, ihre Hand reichte, 12. September. Für die Besorgung seines nun doppelt verwaisten Hauswesens gewann er eine Heimatgenossin Anna Flach aus Petneu oberhalb Landeck, eine durchaus verläßliche und dabei sehr bescheidene Person, die sein volles Vertrauen erwarb und verdiente.

Er konnte nun an seine Schrift „Aus meinem Amtsleben" die letzte Hand legen. Sie erschien, da sich Wagner in Innsbruck nicht getraute sie unter seiner Flagge vom Stappel laufen zu lassen, unter

Digitized by Google

einer Augsburger Firma mit der Jahreszahl 1860. Er würde das Buch nie veröffentlicht haben, wenn ihn nicht die immer wieder auftauchenden Angriffe auf seine Statthalterschaft, die mancherlei üble Nachrede und schiefen Urtheile die er über sich und sein Wirken ergehen lassen mußte, dazu angeregt hätten, und wir haben es diesem Umstande zu danken daß unsere vaterländische Literatur um ein in jeder Hinsicht lehrreiches und lesenswerthes Buch reicher wurde, ein Buch das keinem Ober-Oesterreicher dem seine Heimat werth und theuer ist, und keinem Verwaltungsbeamten der für seinen Beruf eine höhere Auffassung sucht, unbekannt bleiben sollte. Die Schilderung von Land und Leuten, welche die erste Hälfte der Schrift füllt, liefert den sprechendsten Beweis mit welcher Liebe, aber auch mit welchem Ernst er an die hohe Aufgabe: für eine Zeit dieses Landes irdische Vorsehung zu sein, geschritten war. Von dem übrigen Inhalt wurde selbstverständlich vieles in unserem Abschnitte: „Ein Statthalter aus dem Bürgerstande" benützt, aber bei weitem nicht alles; während allerdings manches in jenem Abschnitte enthalten ist was Fischer in sein Buch nicht aufgenommen hat. Aber man muß dieses selbst in die Hand nehmen, um den eben so klugen als festen Vorgang mit der politischen Hochstaplerin auf dem Dampfschiffe S. 129—131 und dann den ergreifenden Auftritt im Strafhause S. 132—134, oder der reizvolle Idylle im „Paradies von Ober-Oesterreich" S. 178—180 gehörig zu würdigen, und in diesen so verschiedenen Lagen den durch und durch edlen und ehrlichen Mann mit dem so tiefen Gemüthe recht kennen zu lernen. Zum Schluße S. 191—224, um seinen Gedanken über den Beruf und die Vorgangsweise eines Landes-Chefs ungezwungenen Ausdruck zu geben, fingirt der Verfasser ein Gespräch mit einem activen Ministerial-Rath, einem Kreishauptmann a. D. und einem ständischen Verordneten. Unter dem Ministerial-Rath meinte Fischer den Schneidersohn Joseph Ottl aus Innsbruck und er hat S. 192—194 von dieser zweiten Seele des unvergeßlichen Stadion, dieser rechten Hand Bach's ein so warm empfundenes, und dabei so scharf und treffend gezeichnetes Bild geliefert, daß es den Schilderer nicht minder ehrt als den Geschilderten.

Fischer's Buch hat viele Leser gefunden, so daß bald eine zweite Ausgabe, der jetzt Wagner seinen Namen vorsetzte, veranstaltet werden mußte; seine Widersacher aber hat er weder belehrt noch versöhnt, ja er hat sich damit neue geschaffen. Bureaukraten und Aristokraten waren, mit

Digitized by Google

sehr geringen Ausnahmen, einig es zu verurtheilen. Wie es scheint war es in der Zeit des Erscheinens seines Buches, wo ihn eine Vermögensangelegenheit nach Wien rief und wo er auch den Staats-Minister Schmerling und die neuen Männer an dessen Seite aufsuchte; er fand aber im Ministerium nach dem plötzlichen Umschwung alles in einen solchen Verwirrung daß er froh war es wieder im Rücken zu haben. Dagegen fand sich Gelegenheit Urtheile über seine Schrift zu vernehmen. Ein Minister äußerte sich daß ihn die Schilderung von Ober-Oesterreich sehr interessirt habe, mit des Verfassers politischen Gedanken aber könne er sich nicht befreunden. Ein Ministerial-Rath den er in Baden besuchte verhehlte ihm nicht, daß es dem Verfasser übelgenommen werde daß gerade er die politischen Beamten und deren Wirkungskreis so offen getadelt habe. Aus Linz erfuhr er daß die jungen Beamten alle für ihn seien, die ältern aber die Achsel zuckten, ihn einen „Touristen in der politischen Administration" nannten, die er nur darum so abkanzele weil er in dieselbe nicht eingeweiht sei. Am wehesten that es ihm als er erfuhr daß Baron Hauer, der ihm so zugethan gewesen, „selbst in den Tagen meiner Erniedrigung", über die Schrift so verdrossen war daß er von deren Urheber nichts mehr hören wollte. Die aus Beamtenkreisen am mildesten urtheilten, meinten daß vielleicht er habe so vorgehen können, kaum aber ein anderer solches unternehmen dürfte. Am anerkennendsten sprach man sich im Küstenlande aus: war es der Geist Stadion's der dort nachwirkte? Von allen Statthaltern war es allein Burger der sich offen zu seinen Anschauungen bekannte. Ein Freund Fischer's sandte ein Exemplar an Bach, damals Botschafter in Rom, der später zu Bernhard Meyer darüber äußerte, Fischer sei verkannt worden .. Ja wohl, verkannt, und von niemand mehr als von Bach selbst der ihn doch so gut kennen sollte und konnte, und der ihm weh gethan wie kein anderer Mensch auf Erden! In aristokratischen Kreisen nahm man an jenen Stellen Aergernis, wo er sich über den Beruf des Adels zu den höheren Posten im Staate aussprach; er hätte, meinte zu ihm einer der Höchstgestellten, nicht vergessen sollen daß er im Adel „die festesten Säulen des Thrones" verletze. Fischer erwiederte nichts, doch erwog er im Stillen die Macht und Kraft dieser „Säulen" im März 1848 in Mailand und Venedig, im April in Prag im October in Grätz ...

* * *

Digitized by Google

Mit dem Jahre 1860 brach für das politische Leben unseres Kaiserstaates eine neue Aera an. Unserem Freund traten die Worte Felix Schwrazenberg's von 1851 von der „Linie", auf die er den jungen Monarchen zurückführen wollen, vor den Sinn: „allein die Linie", dachte er, „konnte nicht in Granit eingegraben werden; man mußte zufrieden sein daß sie in bleicher Graphit-Schrift eingezeichnet wurde, daher ein einfaches Telegramm aus Villafranca genügte sie auszulöschen." Ihn interessirte der bevorstehende Umschwung ungemein, obwohl er nicht gedachte sich thätig daran zu betheiligen; er wollte sich mit der Rolle eines ruhigen Beobachters begnügen [90]). Doch kam es anders. Im April 1861 fanden die Wahlen in die Landtage statt. Fischer empfing aus Landeck die Nachricht daß man ihn als Candidaten aufstellen wolle. Er bat ihn mit neuen Zumuthungen zu verschonen, richtete am Tage der Wahl an die Wahlmänner ein Telegramm worin er ihnen zwei andere Candidaten vorschlug — er wurde doch gewählt; er wollte ablehnen, aber da gab es so viel Bitten und Vorstellungen und Drängen daß er sich zuletzt darein finden mußte.

Bald nach Eröffnung des Landtages kam das neue Protestanten-Gesetz an die Tagesordnung. Fischer war seit seinem ersten Auftreten im öffentlichen Leben als Liberaler bekannt. Aber wie er in der südtyrolischen Frage nun schon anderer Ansicht geworden, so war es auch mit jener der Glaubenseinheit der Fall. Es wäre nicht vernünftig, meinte er, allen zuzumuthen das Sittengesetz auf gleiche Weise zu bethätigen. Von dem Siechen könne man nicht verlangen daß er alle Tage in die Kirche gehe, und so sei es auch in Sachen des Glaubens. Lasse man jedem den seinen, wenn er nur als Mensch und Bürger seine Pflichten erfüllt. Und warum solle man den Protestanten dort, wo sie bereits *sind*, die gleichen Rechte mit den Katholiken versagen? Allein mit der Protestanten-Frage in Tyrol stehe es anders! „In Tyrol *sind* keine Protestanten, man will ihnen den Eintritt erst gestatten: warum soll man ein Element der Zwietracht in ein Land bringen, das sich bisher des kostbaren Gutes der Glaubenseinheit erfreute? Die Welt ist groß genug: warum wollen die Protestanten gerade in das kleine Tyrol, wo sie bisher noch nicht waren? Auch reicht hier der Widerstand gegen den Protestantismus bis in die Anfänge von dessen Geschichte zurück: man erinnere sich an die Zeiten der Reformation, an die Aufregung unter Kaiser Joseph II., an den Widerstand gegen die bayerische Regierung, an

Digitized by Google

die Austreibung der Zillerthaler!" Das war nicht blos die Stimmung seines Wahlbezirkes, das war die weitaus überwiegende Stimmung des ganzen Landes. Berichterstatter im Landtage war Dr. Haßlwanter der sich ebenso durch die Gründlichkeit seines Vortrages wie durch seine muthvolle Ueberredungsgabe auszeichnete. Das Protestanten-Gesetz wurde vom Landtage mit großer Mehrheit abgelehnt . . . Eine zweite brennende Frage war die der Landesvertheidigung. Auch für diese hatte die Regierung eine Vorlage eingebracht, gegen deren Bestimmungen zwar Fischer manche Bedenken hatte; allein für das Princip im allgemeinen, das nicht alles dem freien Willen der Einzelnen überlassen wollte, setzte er seine ganze Beredsamkeit ein. Man dürfe, meinte er, sich nicht fortwährend auf die Leistungen des Jahres 1809 berufen; schon 1848 sei es nicht mehr ganz so gewesen und 1859 habe es gar sehr der Nachhilfe und äußeren Unterstützung bedurft um die Landesschützen in Marsch zu setzen. . Als nach geschlossenem Landtag der Landeshauptmann Bürgermeister Hieronymus v. Klebelsberg an der Spitze eines Ausschusses, darunter Fischer und Haßlwanter, dem Erzherzog-Statthalter den üblichen Dank aussprach, äußerte sich dieser äußerst huldvoll über die Haltung des Landtages und sprach insbesondere Haßlwanter seine volle Anerkennung über dessen mannhaftes Auftreten aus, was auf die Conservativen eine sehr guten Eindruck machte.

Aus den Landtagen wurde in den Reichsrath gewählt, und auch dahin traf unsern Freund der Ruf. In Wien waren damals die Wogen des Liberalismus im ersten Anschwellen, und die Haltung der tyroler Landtagsmehrheit in der Protestanten-Frage wurde in den tonangebenden Kreisen Wiens gar übel vermerkt. Am meisten wunderte man sich über Fischer, der nun den Fürsprecher einer so gerade entgegengesetzten Maßregel abgab. Von vielen die früher zu seinen Freunden gehört wurde er mit Geringschätzung behandelt; einige hielten ihn für einen Heuchler; Kuranda nannte ihn „das Räthsel des Reichsrathes". Politisch hielt er zu den Landes-Autonomisten, und auch das wurde ihm von seinen früheren Partei-Genossen verübelt. „Lasset unseren Bauern ihren Glauben ohne Beimischung fremder Elemente und ihr unverdorbenes Herz", sagte er zu einem der Minister, „und mengt Euch nicht in unsere Gemeinde- und Landes-Angelegenheiten!" Das war allerdings dem damals hochgebietenden Centralismus gegenüber viel verlangt. Der Glanzpunkt seines parlamentarischen Wirkens war seine Rede am 27. November 1862, worin er sich mit ebenso großer Sachkenntnis als Wärme

Digitized by Google

gegen eine von der Regierung beantragte Finanz-Maßregel aussprach und namentlich sein Heimatland vor einer Erhöhung der bereits so drückenden Abgabenlast zu bewahren suchte. Er erntete lauten Beifall von allen Theilen des Hauses, Erfolg bei der Regierung freilich keinen. [91])

Der Aufenthalt in Wien führte die Erneuerung mancher alten Bekanntschaften mit sich. Unter andern zeigte sich ihm Baron Philipp Kraus sehr gewogen. Oft kam man auf die October-Revolution zu sprechen und da pflegte Kraus zu sagen: „Wenn ich einmal zur Ruhe komme werde ich dem Wiener Reichstage ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Denn wenn er in jenen Tagen die 36,000.000 fl. in Silber die baar in der Nationalbank lagen, erhoben, wenn er den Landsturm aufgeboten und die Ungarn gerufen hätte, würde er eine Macht zusammengebracht haben der Windisch-Grätz mit seiner ganzen Armee nicht gewachsen war." Eines Tages traf Kraus auf dem Kohlmarkt mit Fischer zusammen und man war bald mitten im politischen Gespräch. „Mein lieber Fischer", sagte der alte Finanz-Minister als vom Budget die Rede war, „wenn unser Deficit nicht um vieles größer wäre als coram populo eingestanden wird, stünden wir gar nicht so übel." Am 26. Juni 2 Uhr nachmittags fuhr Kraus bei Fischer vor und fragte sich durch den Bedienten an ob er ihn besuchen könne; Fischer bat wegen Unwohlseins um Entschuldigung. Wenige Stunden nachher, in Folge einer Lähmung die ihn auf dem Spaziergang in der Laxenburger Allee traf, wurde Kraus in das nahe Schönbrunner Schloß getragen, wo er seinen Geist aufgab ehe ärztliche Hilfe bei der Hand war.

Ueber sein „Amtsleben" hörte Fischer mancherlei Urtheile, doch vermißte er es noch immer daß irgend ein öffentliches Blatt sein Buch mit eingehendem Verständnis besprach. Ein anerkennender Artikel in der Ostdeutschen Post, ein Aufsatz Fallmerayr's in der A. A. Ztg., ein anderer in den Hist. pol. Bl. der dem Verfasser das Lob spendete daß in ihm „kein Zoll von einem Bureaukraten" sei, genügten ihm nicht, weil keine dieser Kritiken den Kernpunkt seiner Auffassung, das Ueberwiegen der Politik gegen die Administration im Berufe des Statthalters, gehörig hervorgehoben hatte. Als er eines Tages mit Warrens, dem gefeiertesten und gefürchtetsten Publicisten jener Tage, über diesen Gegenstand sprach, gestand ihm dieser aufrichtig daß er von der Administration nichts verstehe. Einmal verfocht Fischer gegen Dr. Perthaler den Satz daß die Bezirkshauptleute praktische Männer sein sollten, wenn sie

Digitized by Google

auch keine Jura absolvirt hätten: „Ich meinestheils würde ihnen auch das Gymnasium schenken, wenn anders das Selfgovernment von unten herauf zur Wahrheit werden soll." Perthaler gab ihm im Grundsatze recht, allein es war ein akademischer Streit; die Centralisation erstarkte zusehends, und für diese genügten praktische Männer wie sie Fischer sich dachte allerdings nicht. Ein andermal sprach er bei dem Fürsten Fritz Schwarzenberg vor, wo er den Baron Jósika fand. Im Gespräche, das sich bald entspann, erging sich der siebenbürgische Freiherr mit großer Wärme über die Stellung und Aufgabe des landbesitzenden Adels und fragte Fischer zuletzt um seine Meinung. „Herr Baron", sagte dieser, „ich muß Ihnen gestehen daß ich alles Vertrauen in den hohen Adel verloren habe, seit ich es von meinem Fenster aus gesehen wie er unter die Juden gegangen." Der „Landsknecht" stand abseits in einer Ecke und stopfte sich seine Pfeife. „Hörst du was der Fischer sagt?" rief Jósika zu ihm hinüber. „Recht hat er", brummte jener zurück.

Eines Tages war Fischer zum Erzherzog Karl Ludwig, der damals im Augarten wohnte, zur Tafel befohlen. Im Versammlungssaal der Gäste kam er neben FML. Grafen L . . .[92]) zu stehen, welchem ihn der Obersthofmeister als „Abgeordneter Dr. Fischer aus Tyrol" vorstellte, aber nicht umgekehrt den Grafen ihm. Jener, der nicht wußte wie er dies auslegen sollte, brach das Gespräch mit Fischer ab und wandte sich nach einer andern Seite. Nach aufgehobener Tafel, während welcher der Erzherzog ungemein gnädig war, schritt der Feldmarschall-Lieutenant, der inzwischen mehr erfahren haben mußte, auf Fischer zu und sagte: „Ja, Herr Statthalter, wir sollten uns doch von Ischl her kennen, seien Sie mir willkommen!" Fischer erwiederte den Gruß, konnte sich aber einen Blick auf den Obersthofmeister werfend, nicht enthalten zu bemerken: „Eine solche Behandlung erfahre ich, wie Euer Excellenz gesehen haben, in der nächsten Umgebung eines kaiserlichen Prinzen!" Allerdings war es nun nicht das Achtundvierzigerthum Fischer's allein, es war vielleicht noch mehr sein alter Ruf als Demokrat und Freigeist, was ihn dem Obersthofmeister, der ein eifriger Katholik und ungemein frommer Herr war, verleidete. Daß Fischer in letzterer Hinsicht nicht mehr das war was er noch vor wenig Jahren gewesen, konnte der Obersthofmeister freilich nicht wissen; allein er durfte nicht übersehen daß es ihm als erstem Vertrauensmann einer Kaiserlichen Hoheit nicht zustand sich gegen einen Gast derselben nach den Eingebungen seiner Privat-Ansicht zu benehmen.

Digitized by Google

Wenn Fischer in diesen Kreisen noch immer als Liberaler galt, so war bei den letztern, seit seiner Haltung in der Protestanten-Frage und seinem Anschluß an die Autonomisten, das umgekehrte der Fall. Als er nach Innsbruck zurückkam erfuhr er von jener Seite Verdächtigungen jeder Art, erhielt anonyme Briefe voller Drohungen. Für jeden Artikel, der in einem conservativen Blatte gegen diesen oder jenen Liberalen erschien, wurde er verantwortlich gemacht, so daß er eines Tages sich zu einem Redacteur begab und ihn bat, eine gewisse Innsbrucker Persönlichkeit in Ruhe zu lassen; aber einige Tage später wurde er von diesem selben Manne in schmählicher Weise persönlich angetreten und bedroht.

So bekam er das politische Leben bald wieder satt, und er legte die für den Reichsrath und für den Landtag empfangenen Vollmachten in die Hände seiner Wähler zurück, December 1862, ein Entschluß der von seiner Seite zu begreifen, aber im Interesse der Sache für die er einzutreten wußte, und der Bevölkerung deren volles Vertrauen er besaß, in hohem Grade zu bedauern war. Allein er durfte auf seine vorgerückten Jahre hinweisen und auf die vermehrten körperlichen Leiden die sie in ihrem Gefolge hatten und die in der Aufregung politischer Kämpfe gewiß nicht gelindert wurden.

10.

1866.

Fischer befand sich nun schon zum zweitenmal im „Ruhestand", nur daß diesmal er selbst es war der sich darein versetzte. Sollte er die Stille endlich finden deren sein körperlicher Zustand, seine Nerven, seine seelischen Aufregungen so sehr bedurften? In der schönen Jahreszeit pflegte er Ausflüge in die Umgebung von Innsbruck zu machen, am liebsten in Gesellschaft von einem oder zwei Freunden, wobei es stets etwas zu beobachten und anzumerken gab [93]). Auch beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, im einzelnen und kleinen in seinem Heimatlande zu versuchen was er als Statthalter in Ober-Oesterreich zwar angeregt, aber nicht hatte in Ausführung bringen können: die Sorge für den Wald, namentlich die Bepflanzung öder Flächen. Der Statthalter Fürst Karl Lobkovic bestärkte ihn in seinem Vorhaben, und nun schrieb Fischer Artikel über diesen Gegenstand, wobei die damals sehr einflußreichen „Tyroler

Digitized by Google

Stimmen" ihn bestens unterstützten. Die Stadtgemeinde Imst handelte darnach und hatte es nicht zu bereuen. Eines Tages ging er in Thauer mit dem Stangl-Wirth außerhalb des Ortes spazieren und wies auf einen öden Platz mehrere Joch groß; die Gemeinde ließ es sich sagen, bepflanzte den Raum und bald grünte dort ein forstlicher Anwuchs den sie dankbar den „Fischer-Wald" nannte. . . Am 12. März 1866 verheiratete er seine Nichte Louise an den Bezirksrichter von Hofgastein Joseph Vonend und stattete sie für seine und ihre Verhältnisse reichlichst aus.

Aber noch einmal sollte er von seinen häuslichen Angelegenheiten in's öffentliche Leben hinausgerufen werden. Ein neuer Doppelkrieg war für Oesterreich im Anzuge, und das ließ dem warmen Patrioten keine Ruhe. Er gab Anstoß zu Loyalitäts-Adressen aus den verschiedenen Thälern von Deutsch-Tyrol, die von Sr. Majestät huldvollst entgegengenommen wurden. Die Heeresergänzung wurde mit Hast betrieben, die Reservisten wurden einberufen; Fischer trat an die Spitze eines Comité's das Beiträge zur Unterstützung der ihrer Ernährer zeitweilig beraubten armen Familien sammeln sollte. Am 26. April 1866 reiste er von Innsbruck ab und war am 27. in Wien, wo er alles in einer Bestürzung fand der er sich für seine Person nicht entwinden konnte. Man sah die Preußen schon in Böhmen eingerückt und das berühmte Festungsviereck von den Italern genommen. Fischer dachte an sein Tyrol, das südwestliche Bollwerk des Gesammtstaates, an die schwache Militair-Macht die dort zur Verfügung stand, an die zu vertheidigenden acht Päße und Thore die aus dem Lombardo-Venetianischen in das Land führten. Er faßte den Entschluß einen offenen Brief an die Gemeinden seines Heimatbezirkes zu senden, sie aufzurütteln und zur Ergreifung des Stutzens zu bewegen. Er wandte sich an Karl Edlen von Hofer, einen Enkel des berühmten Sandwirthes, damit dieser das gleiche mit den Gemeinden des Passeier Thales veranstalte. Er suchte seinen Freund Ritter von Gredler auf, der gerade in diesen Tagen ein Festschießen in Rattenberg veranstaltet hatte, wo namentlich die Schützen des untern Inn- und des Ziller-Thales, Gredler's Heimat, zusammenströmen sollten. Er ging zum Staats-Minister Grafen Belcredi der ihn nicht blos in seinem Vorhaben bestärkte, sondern ihm auch die lithographische Presse seines Ministeriums zur Verfügung stellte und die Versendung der offenen Schreiben im amtlichen Wege zusagte; auch sollte der Aufruf nicht wie Fischer meinte

Digitized by Google

in 30, sondern in 300 Exemplaren aufgelegt werden. Da die ministerielle Presse sehr beschäftigt war verflossen allerdings einige Tage, aber am 8. Mai gingen die ersten Exemplare nicht blos an sämmtliche Gemeinde-Vorsteher des Bezirkes Landeck, sondern auch an andere einflußreiche Männer des oberen Inn-Thales ab. Eine größere Partie wurde durch die Innsbrucker Statthalterei an die Adresse des Hauptvertreters der conservativen Partei, Professor Weltpriester Simon Moriggl abgesandt, welchem Fischer überdies brieflich die Sache wärmstens an's Herz legte, so daß der Brief, von dem Verfasser ursprünglich nur für seine Heimatsgegend berechnet, fast in alle Thäler des Landes gelangte.

Der Aufruf zündete; doch um ihn zur leibhaften That werden zu lassen bedurfte es mehr. Am 22. Mai reiste Fischer von Wien ab, am 24. war er in Innsbruck, wo einige Tage später Lobkovic nach einer längeren Abwesenheit wieder eintraf und ihn durch den Grafen Enzenberg einladen ließ ihn zu besuchen. Die Unterredung galt besonders der Einstellung der Arbeiten an der Brenner-Bahn, wo die dabei beschäftigten Italiener, bei 13.000 an der Zahl, gerechte Bedenken einflößten. Fischer's Meinung war: der Staat habe kein Recht unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Arbeiten einzustellen, und müßte jedenfalls der Gesellschaft allen Schaden ersetzen den sie dadurch erlitte; zudem warteten so mannigfaltige und große Interessen auf das Zustandekommen der Bahn daß man ohne die äußerste Gefahr das Werk nicht aufhalten sollte; endlich habe die längs der Bahnstrecke wohnende Bevölkerung ein Recht von der Regierung Bürgschaften für die Aufrechthaltung der Ruhe, für die Sicherheit der Person und des Eigenthums zu erwarten. Der Fürst fiel unserem Freunde in allem bei, versicherte ihn daß der commandirende General Baron Kuhn zur Ueberwachung der italienischen Arbeiter mehrere Schützen-Compagnien aufstellen werde, und ersuchte Fischer seinen persönlichen Einfluß zur Beruhigung der Gemüther in den angränzenden Bezirken wirken zu lassen. Zugleich bat er ihn das raschere Zusammenkommen der Schützen-Compagnien, besonders im Inn-Thal von Imst abwärts, dann im Wipp- und Stubai-Thal mit Nachdruck zu betreiben. Der siebenzigjährige Mann setzte sich nun an seinen Arbeitstisch und fertigte wie ein Tagschreiber ein Stück nach dem andern aus, einerseits nach Matrei Gries Steinach, in den Bezirk Sterzing, in das Eisak-Thal, um die Gemüther wegen der italienischen Arbeiter zu beruhigen, was ihm auch gelang; anderseits nach Imst Silz

Digitized by Google

Telfs Reutte, in das Ziller-Thal, um sie zur Landesvertheidigung aufzufordern. Es gab Tage wo zwanzig und mehr Briefe, alle von seiner eigenen schon etwas zitternden Hand geschrieben, in's Land hinausgingen, so daß sich der Marken-Verkäufer wunderte woher denn sein Absatz an Waare plötzlich gar so groß geworden; und ebenso sehr wunderte sich der Briefträger der Tag für Tag ganze Paquete von Briefen an den Statthalter a. D. aus allen Thälern des Landes brachte. Es waren zum geringern Theile Beamte an die sich unser Freund wandte, viel mehr Männer aus dem Bürgerstande, namentlich Wirthe, welche meist wohlhabend und von einiger Bildung wie im Jahre 1809 so noch heute den größten Einfluß auf die bäuerliche benachbarte Bevölkerung üben.

Auch blieb es nicht beim Briefschreiben, an mehr als einem Orte half er persönlich nach. In den letzten Mai-Tagen reiste er mit seinem Bruder Joseph nach Telfs wo eben eine Verhandlung beim Landesgerichte im Zuge war; auf Ersuchen des Landrichters wohnte Fischer der Verhandlung bei und munterte die aus der Umgegend herbeigekommenen Gemeindevorsteher, Wirthe u. dgl. auf, eine zweite Compagnie zustande zu bringen. Etwa vierzehn Tage später schrieb ihm der Bezirksrichter, es gehe alles nach Wunsch; nur die große Gemeinde Zirl weigere sich die ihr angerechneten fünfzehn Schützen zu stellen, einen einzigen habe sie aufgebracht: „Alle unsere Versuche waren fruchtlos; vielleicht gelingt es Ihnen durch persönliches Zureden einen Theil des Contingents aufzubringen". Sonntag 12. Juni fuhr Fischer nach Zirl, versammelte den Gemeindeausschuß, redete ihn mit patriotischen Worten an und eröffnete sogleich eine Subscription, an deren Spitze er sich mit einem ansehnlichen Betrage betheiligte. Binnen zwei Stunden war so viel beisammen daß jedem Schützen für den Tag 1 fl. Oe. W. zugesichert werden konnte; Fischer leitete noch vor seiner Abfahrt die Werbung ein und bis zum Abend waren die erforderlichen fünfzehn Schützen beisammen. Schwierigkeiten gab es noch in Steinach, wohin sich Fischer zweimal persönlich auf den Weg machte. Es war ein Mann dort, der Wirth Aigner in Gries, von gewinnenden Manieren, den Mund voll patriotischer Floskeln, aber hinter dem Berg haltend, der sich mit seinem Widerspruche nie voranstellte, aber die Leute, die er an seiner statt in's Feuer schickte, so trefflich abzurichten verstand, daß Fischer trotz der Unterstützung des Postmeisters von Steinach und des Gutsbesitzers Stadler von Matrei nicht durchzudringen vermochte. Auch in Reutte zeigte sich großer Widerstand, wohin Fischer zahl-

Digitized by Google

reiche Briefe sandte; zwei derselben wurden durch das ganze Lech-Thal herumgeschickt. In einem an den Bezirksvorsteher gerichteten forderte er diesen auf, in seinem Namen 100 fl. für die den ausrückenden Schützen zu gewährenden Zulagen zu zeichnen. Er that dies um dadurch andere bemittelte Männer zu ähnlichen Opfern für das bedrängte Vaterland zu bewegen.

Die ruhmvolle Schlacht von Custozza war geschlagen, 23. Juni, das Unglück bei Königgrätz folgte, 3. Juli, der größte Theil der Süd-Armee wurde an die Donau gerufen, und in langen Zügen marschirten die Sieger vom Mincio durch Tyrol gegen Norden. Als das 3. Bataillon des Kaiser-Regiments unter einem großen Zulauf von Menschen in Innsbruck einmarschirte, wandte sich Fischer an den neben ihm stehenden Bürgermeister Adam und forderte ihn auf, sich zu einigen größeren Kaufleuten zu begeben um Beiträge zu sammeln, er Fischer werde den reichen Habtmann angehen. „Ach die geben nichts", war die kurze Antwort. Fischer dachte im Stillen was seine Freiburger Freunde im Jahre 1859 geleistet hatten, ging nun allein in das Steiner'sche Brauhaus und ließ einen von zwei Pferden gezogenen Bierwagen in die Kloster-Caserne fahren wo die Durchmarschirenden einquartiert waren; Kellnerinen fanden sich herbei und sorgten auf Fischer's Geheiß für Brod und Cigarren. Am andern Tage that er ein gleiches am Hirschanger, einer schönen grünen Au, mit Bier vom Löwenhaus, am dritten im Transport-Sammelhaus mit Bier aus Büchsenhausen. Er zählte diese drei Tage zu den schönsten die er in Innsbruck erlebte![94])

Es kam aber wieder eine ernste Zeit. Nur der kleinere Theil der ehemaligen Süd-Armee war im Görzischen zurückgeblieben; Kuhn mit 16.000 Mann und 5000 Landesschützen stand in Tyrol, das nun den Hauptstoß der ihres gewaltigen Gegners ledigen italienischen Armee sowie der zahlreichen Freischaaren gewärtigen mußte. In dieser äußersten Gefahr that eine außerordentliche Maßregel noth, nur ein Aufruf an die Masse der deutsch-tyrolischen Bevölkerung konnte helfen! Der Ministerial-Rath von Meyer erhielt vom Grafen Belcredi den Auftrag die hiezu nöthigen Einleitungen zu treffen. Natürlich mußte zuerst der Statthalter gefragt werden. Doch Fürst Lobkovic rieth ab; er wies auf die Macht des Feindes hin, auf die Unwahrscheinlichkeit daß der zwar patriotische aber wohlberechnende tyroler Bauer zu einem unsicheren Wagnis sich bestimmen lasse; nur wenn genügende Geldmittel

Digitized by Google

zur Verfügung gestellt würden könne man den Versuch wagen. Meyer hatte sich aber gleichzeitig in vertraulicher Weise an bekannte Männer in Tyrol brieflich gewandt, namentlich an seinen alten Freund Fischer, und dessen Antwort lautete ganz anders. Er kannte sein Land und sein Volk, und er rieth entschieden darauf ein, in der äußersten Noth zur äußersten Auskunft zu greifen. „Der Bauer in Tyrol ist das Volk in Tyrol", und dies habe seinen Landesfürsten seit des armen Friedel Zeiten niemals verlassen. „Ihr Wiener messet uns wohl mit demselben Maßstabe wie Eure Haupt- und Residenz-Stadt, die schon im Mai d. J. die laute Forderung erhoben hatte als offene Stadt erklärt zu werden, damit ihr der Feind nichts anhaben könne! Nein doch, es spreche der Kaiser, Er rufe Sein Volk zu den Waffen, es wird beweisen, um mit einem tyrolischen Abgeordneten im Frankfurter Parlamente zu sprechen, daß Tyrol eine Festung und das Volk deren Garnison ist! Ich gebe diesen Rath nicht in einem poetischen Aufschwung meines Patriotismus, nein ich erwäge die ganze Verantwortung die ich auf mich lade, ich weiß was ich thue!" Auf dieses Schreiben erst, wovon Fischer, um den ihm wohlgesinnten Statthalter nicht zu verletzen, gegen diesen keinen Gebrauch zu machen gebeten, entschloß sich Belcredi dem Kaiser das Manifest „An Meine Völker" vorzulegen und den Fürsten Lobkovic zu beauftragen auf Grund desselben den allgemeinen Landsturm aufzubieten. Auch hierbei ging ihm Fischer mit Rath und That zur Seite. Alle wehrhaften Männer im Lande sollten aufstehen, die kein Gewehr hätten zur Sense greifen wie die alten Tyroler von 1797 und 1809, und Fischer säumte nicht eine Mustersense für diesen Zweck anfertigen zu lassen [95]).

Um sich von seinen nun schon wochenlangen Anstrengungen etwas zu erholen, zog er sich jetzt für einige Tage nach Volders zurück. Doch als ihm der Gemeindevorstand klagte daß er nicht wisse wie er den ihm zugekommenen Auftrag der Conscription zum Landsturm ausführen solle, war Fischer sogleich wieder bei der Hand, ging selbst von Haus zu Haus die Kriegspflichtigen zu verzeichnen und gab das Elaborat dem Gemeindevorstand der es an das Bezirksamt einsandte und — da er schlau genug war den Namen des Urhebers bei sich zu behalten — von dorther das Lob einheimste: es habe keine Gemeinde eine so zufriedenstellende Arbeit geliefert. Fischer gönnte dem Manne, der ihm ehrlich den Hergang bekannte, vom Herzen seine Freude; hatte doch er selbst das ungleich erhebendere Gefühl einen guten Rath gegeben zu

Digitized by Google

haben und selben die schönsten Früchte tragen zu sehen. Ein Leben, eine Bewegung, ein opferwilliger Eifer ging durch's ganze Land wie vielleicht seit 1809 nicht; in kurzer Zeit standen 20.000 Mann wohlbewaffnet auf den Beinen, 20.000 andere waren zum Ausmarsch bereit, als erst die Waffenruhe, dann die Präliminarien von Nicolsburg, zuletzt der Prager Frieden allem Kampfe ein Ende machten.

* * *

Am 12. September 1866 ließ Fürst Lobkovic, von einem Jagd-Ausfluge in's Achen-Thal zurückgekehrt, unsern Freund zu sich bitten und theilte ihm mit, er habe sich in der letzten Zeit um das Land, um den Staat, um das Kaiserhaus so verdient gemacht daß er, Lobkovic, sich verpflichtet fühle für ihn eine Auszeichnung zu beantragen. „Ich bin Euer Durchlaucht für Ihre gute Absicht ungemein verbunden", sagte Fischer, „muß aber um die weitere Gnade bitten mich mit allem Freimuth dahin aussprechen zu dürfen, daß mich keine Auszeichnung freuen würde die sich nicht mit auf mein Wirken in Ober-Oesterreich bezöge. Ich habe das Land in der größten Aufregung und Wirrnis übernommen, ich habe es beruhigt und geordnet übergeben. Vier Statthalter, in Schlesien und Mähren, in Böhmen und Nieder-Oesterreich, sind um derselben Leistung willen ausgezeichnet, mit Ehren überschüttet worden, haben das Baronat, die Geheime Rathswürde erhalten, ich allein bin leer ausgegangen." Der Fürst theilte Fischer mit daß er im Sinne gehabt für ihn das Commandeur-Kreuz des Leopold-Ordens zu beantragen. „Verzeihen Euer Durchlaucht! Ich wäre glücklich gewesen wenn man mir dieses Merkmal kaiserlicher Huld im Jahre 1851 verliehen hätte. Da man mir aber zwei Jahre später eine so große Schande angethan, in mein Blut ein so scharfes Gift gelegt hat daß es noch heute nicht überwunden ist, ja bei besonderen Anlässen grausam wüthet, so stehe ich auf ein sprechenderes Zeichen der Allerhöchsten Gnade an. Was soll mir ein Commandeur-Kreuz? Man wird mir, einem Greis von siebenzig Jahren und kinderlosen Witwer, doch nicht zumuthen mich in den Freiherrnstand erheben zu lassen? Ich zählte zu den höchsten Beamten des Reiches, und wo gibt es einen Statthalter Staatsrath Oberlandesgerichts-Präsidenten, dem nicht die Geheime Rathswürde verliehen worden wäre? Nur ich blieb der ‚Dr. Fischer', gleichsam zum warnenden Exempel!"

Digitized by Google

Lobkovic war betroffen und versprach im gewünschten Sinne nach Wien zu berichten. Fischer verließ ihn in großer Erregung. Denn es war nicht leere Eitelkeit was ihn angereizt hatte sich so warm zu sprechen; im Gegentheil er mußte sich sagen daß ihn die Würde, für deren Erlangung er sich so sehr erhitzt, in seinen einfachen Gewohnheiten nur beengen würde. Aber es war das bittere Gefühl der Zurücksetzung, der Beschimpfung, das er nun schon sechszehn Jahre mit sich herumschleppte, das sich wie ein drückender Alp auf ihn legte wenn er in die Gesellschaft von Männern seines Ranges trat; er der einzige nicht *aus*gezeichnete sondern eben dadurch blos — *gezeichnete* unter ihnen; er dessen treue bestgemeinte Dienste man damit vergolten hatte daß man ihn zum Tempel hinausgeworfen! . . .

Mittlerweile hatte *Belcredi* aus freien Stücken beim Kaiser bereits das Commandeur-Kreuz des Leopold-Ordens beantragt, Allerhöchstdessen Ausspruch entgegengenommen: „Es freut Mich daß Ich für diesen Mann etwas thun kann", und durch *Meyer* dem Fürst-Statthalter schreiben lassen er möge in dieser Richtung seinen Vorschlag erstatten. Fischer befand sich, als diese Weisung eintraf, eben beim Fürsten der mit dem Fuße stampfte: „Und ich werde für Sie doch die Geheime Rathswürde in Antrag bringen!" Nun war es aber Fischer selbst der ihn bat davon abzustehen, und so blieb es denn bei dem Kreuz um seinen Hals — und bei dem Stolz in seiner Brust. Denn er durfte, im Hinblick auf das was er in dem letzten Jahre zustande gebracht, sich mit Recht sagen daß niemand im Lande wagen konnte was er im festen Vertrauen auf seine Landsleute in einer Zeit höchster Bedrängnis angerathen: „Der kaiserliche Aufruf an das Tyroler Volk war *mir* zu verdanken und ich war des Kaisers *wirklicher* Geheimer Rath, da niemand weiß von wem die Idee ausgegangen" . . .

Nach geendetem Kriege ließ Fischer allen im Felde gebliebenen Landesschützen des obern Inn-Thales in den Kirchen ihrer Geburtsgemeinde marmorne Gedenktafeln, mit Angabe des Tages wann und des Ortes wo sie gefallen, setzen. Er that es nicht um dafür gelobt und gepriesen zu werden; aber doch berührte es ihn unangenehm daß, wie von den zehn geheilten Aussätzigen der Bibel, von allen Familien deren Söhne er in solcher Weise ehrte, *ein* einziges Mütterlein es war die ihm dafür Dank zukommen ließ. Er sollte die Erfahrung noch öfter machen, und pflegte darum zu sagen: „Wenn man einen hochfahrenden Menschen

demüthigen will, man soll ihn nur nach Tyrol schicken." Es ist dies nicht eigentlich Undankbarkeit der Leute, aber Unhöflichkeit als Folge einer gewissen Schwerfälligkeit.

Den Sommer 1867 brachte Fischer im Gnadenwald bei Hall zu. Am 13. Juli sollten es hundert Jahre werden daß hier Joseph Speckbacher „der Mann von Rinn" geboren worden. Niemand in der Gemeinde dachte daran, erst unser Freund mußte sie aufmerksam machen, und es wurde beschlossen das Säcular-Fest feierlich zu begehen. Schon am Vorabend wurde so viel Pulver verschossen daß man in den Nachbargemeinden sich nicht zu erklären wußte was es denn gebe. Vom frühen Morgen des 13. begannen die Böller von neuem, begleiteten die geheiligten Abschnitte des Hochamtes bei St. Michael, welchem im Innern des Gotteshauses die Musik-Capelle des Ortes ihre Dienste lieh, und donnerten fort den frohen Mittag und lustigen Nachmittag hindurch bis in den sinkenden Abend. Im Jahre darauf stiftete Fischer ein in der St. Michaels-Kirche alljährlich am 13. Juli abzuhaltendes Lobamt, und ein zweites in der Kirche von Judenstein, der Curatie-Kirche von Rinn, wo der tyrolische Bauern-Achilles, da er auszog im Jahre 1809, ein bäuerliches Anwesen besessen hatte.

11.

. . . „Doch Alter mit dem Liebesschritt" . . .[96])

Mit dem 28. Januar 1866 hatte Fischer sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, jenen Abschnitt von welchem an die Retromorphose ein Organ des menschlichen Leibes um das andere des Dienstes, den es so lange Zeit geleistet, zu entbinden pflegt. Bei unserem Freunde war es das Augenlicht das zuerst an die Reihe kam. Nach den letzten übergroßen Anstrengungen und Aufregungen des Jahres 1866 begann im Winter das Uebel, machte dann in jedem Jahre einen merklichen Fortschritt, bis 1870 völlige Blindheit eintrat. Das war für ihn, der bis in sein hohes Alter alle Schönheiten der Natur, besonders seiner geliebten Heimat, mit einem so kindlichen Sinn auf sich wirken zu lassen wußte, wohl eine starke Einbuße an Freuden. Doch er fügte sich in das was die Vorsehung über ihn geschickt hatte; bald konnte er sogar darüber scherzen. Eines Tages kam eine Dame zum Besuch die ihm nicht genug ihr Bedauern ausdrücken konnte, wie unglücklich er sich jetzt fühlen müße.

Digitized by Google

„Haben Sie, meine gnädige Frau, die Pyramiden gesehen?" Sie lachte: ‚Was wollen Sie mit dieser sonderbaren Frage? Natürlich habe ich sie nicht gesehen.' „Fühlen Sie sich darüber sehr unglücklich?", Gewiß nicht!' „Nun, so geht es auch mir mit allem was ich im Leben niemals gesehen habe und nicht mehr zu sehen bekommen werde!" [97])

Noch vor seiner vollständigen Erblindung hatte er das Lesen aufgeben müßen, so auch das Schreiben; fremde Augen, fremde Hände mußten ihm dazu helfen. Die brave Anna brachte dem von ihr innig verehrten Manne alle Freiheit zum Opfer, ließ ihn nie ohne Obhut, entsagte allen Freuden und Zerstreuungen. Sie begleitete ihn abends in's Gasthaus, wo sie bescheiden zuhörte ohne sich in das Gespräch der Herren zu mischen oder sonst vorzudrängen, so daß sie alle gern hatten. Sie besorgte treulich seine Geschäfte; alle Briefe die er empfing, alles Geld das bei ihm einlief und von ihm fortwanderte, gingen durch ihre Hände. Sie konnte ihm auch vorlesen; mit dem schreiben war es ihr freilich schwer und er mußte, wenn er etwas dictiren wollte, warten bis jemand kam den er darum bitten konnte. „Dieser Brief", hieß es in einem an mich, „lag schon lang auf dem Schreibtisch weil mir kein Schreiber zur Verfügung stand. Ich habe wohl Tinte Feder und Papier, zur schreibenden Hand aber führt der Zufall, ich benütze daher eine solche um den Brief zu schließen". Die „schreibende Hand" der Nachschrift war in der That eine andere als die der vorangehenden Seiten. Auch waren es meist Züge weiblicher Hände die sich dem Leser verriethen; die Männer die ihn besuchen kamen thaten es, viel beschäftigt, meist nur auf den Sprung; mitfühlende Frauen widmeten ihm ganze Stunden.

Am 28. August 1870 starb der Gemahl seiner Ziehtochter Amalia zu St. Martin im Gnadenwald wohin ihn die Wiener Aerzte geschickt hatten. Die kinderlose Witwe ließ sich in Innsbruck nieder, nahm eine besondere Wohnung, war aber fast immer um den Vater. Am 26. October 1871 reichte sie ihre Hand dem Rittmeister in der I. Arcieren-Leibgarde Patroklus Conte Magnoni; Fischer trug an diesem „Ehrentag" zum erstenmal das Commandeur-Kreuz des Leopold-Ordens um den Hals, das bis dahin „jungfräulich" im Kasten geruht hatte [98]).

Die Sommerszeit brachte er meist in Absam bei Hall zu, wo er häufig mit dem Professor des dortigen Franciscaner-Gymnasiums P. Florian Orgler verkehrte. In Absam lernte er auch 1870 den k. k. Rittmeister a. D. Albert Alexander Grafen Bentzel-

Digitized by Google

Sternau kennen, der an den Füßen krank das nahe Bad Heiligenkreuz gebrauchte. Der Lahme und der Blinde, beide geistvolle Männer, fanden Gefallen aneinander, so daß es ihnen bald Bedürfnis wurde täglich zusammenzukommen, was dann in Innsbruck, wo der Graf seinen Wohnsitz aufschlug, fortgesetzt wurde. Er war Protestant, neigte jedoch immer mehr zum Katholicismus hin, in dessen Schoß er am 29. October 1875 zurückkehrte; Fischer mußte dem heiligen Acte als „Zeuge" beiwohnen. Merkwürdigerweise aber zeigte sich jetzt von Bentzel's Seite eine Erkaltung der bis dahin so warmen Freundschaft, und Fischer, der für so etwas ein feines Gefühl hatte, zog sich nun gleichfalls zurück. Er erklärte sich den eingetretenen Wechsel aus der übergroßen Strenge in den Urtheilen und kirchlichen Anforderungen des Grafen, wie er dies bei Neubekehrten schon mehrmal in seinem Leben beobachtet hatte.

Mitunter kamen Freunde aus seiner Salzburger- oder Wiener-Zeit, und wie sehr freute ihn das! So Ritter von Steinhauser, Statthaltereirath in Salzburg, ein Verwandter seiner verstorbenen Frau und einst sein Mündel, oder Baron Hock der einen Sommersitz bei Salzburg hatte und von Zeit zu Zeit einen Abstecher nach Tyrol machte. Fischer schätzte ihn hoch. „Hock ist ein bedeutender Kopf, er ist ein Gelehrter und zugleich ein großer Geschäftsmann, was man nur selten beisammen findet". Sebastian Brunner kam auf seinen wiederkehrenden Rom-Reisen manches Jahr nach Innsbruck, wo er sich dann auf mehrere Tage bei den Serviten einquartierte und den erblindeten Freund besuchte. Auch Mitis, dessen Schwiegersohn Emil Gründlinger, k. k. Hauptmann bei Nobili-Infanterie Nr. 74, Commandant des Landschützen-Bataillons im nahen Schwaz war, fand sich alljährlich ein-, wohl auch mehrmal bei ihm ein. „Wir haben nicht politisirt", schrieb er mir 1875 von einem solchen Besuch, „ich habe der Politik vale gesagt, ich lasse mir lieber aus alten Büchern oder aus geschichtlichen Romanen von England und Nord-America vorlesen; ich fragte lediglich nach Bekannten und erfuhr mehrere überraschende Todesfälle, von noch Lebenden manches was ich lieber nicht gehört hätte". Er forderte mich auf, ich möchte doch auch einmal nach Tyrol kommen: „Im September wäre hiezu gerade die rechte Zeit. In meinem Interesse liegt es daß Du diese Reise nicht verschiebst, da es leicht geschehen kann daß ich im künftigen Jahr nicht mehr am Leben bin". Ihn selber zog es jetzt sehr nach Wien wo ihm seine glücklich verheiratete Tochter zwei Enkel bescherte: Francesco am 13. Februar 1875,

Digitized by Google

Luigi am 16. September 1876: „aber meine Blindheit macht mir jede Reise unmöglich".

Eines Tages in den siebenziger Jahren wendete sich ein Autographen-Sammler an ihn mit der Bitte ihm einige Stücke aus seiner Correspondenz zu überlassen. Namentlich Lasser wurde erwähnt, und unser Freund erinnerte sich an das zugeschnürte Päckchen das seine verstorbene Frau vom Feuertode gerettet und das seither in der Lade eines Aufsatzkastens geruht hatte. Er ließ es herausnehmen, fand ein unverfängliches Billet und übergab dieses dem Sammler. Weil nun einmal die Briefe da waren ließ er sich dieselben der Reihe nach vorlesen, sechs Tage je eine Stunde, und überlegte sodann was er weiter damit thun solle. „Klar wurde mir sogleich", so ließ er seinen alten Freund wissen, „daß ich über sie bei Lebzeiten verfügen müße, weil sie viele vertrauliche Mittheilungen enthalten welche Deine eigene Person und auch Männer betreffen die geschont werden müßen. Ich dachte anfänglich an's verbrennen, fiel aber von diesem Gedanken sogleich wieder ab, weil die Briefe ein interessantes Stück Deiner Lebensgeschichte enthalten und überdies merkwürdige Aufschlüsse über Kremsier und später über Wien an die Hand geben, wo man insgeheim beschäftigt war die Berathung der Reichsverfassung im Reichstage zu hindern, an welcher der Ausschuß krampfhaft gearbeitet hat. Mit dem Briefe von 1850 schloß unsere damalige Correspondenz ab . . Ich habe seit 1853 wenig mehr an das Leben gedacht das ich in Ober-Oesterreich verbracht. Erst Deine Briefe weckten mich auf und erinnerten mich an die wenigen Freuden die ich in jenem Lande hatte, und an die vielen Besorgnisse und schmerzlichen Erlebnisse die ich dort erlitten. Deine Briefe brachten mir auch in Erinnerung all' die Mühen die ich in redlicher Absicht mir gegeben habe und die ich als verloren betrachte. Noch an eines erinnern mich Deine Briefe — an das große Vertrauen das Du in den beiden Jahren 1849 und 1850 mir geschenkt, nein nicht geschenkt sondern erwiedert hast. Alles ist anders geworden. Es sei!" . . .

Im Jahre 1876 that seine Wirthschafterin einen unglücklichen Fall im Zimmer, der die Aerzte sogleich das schlimmste befürchten ließ. Der hilflose Blinde hatte eine bekümmerte Zukunft vor sich, als Fräulein Amalia von Gumer, der er seit Jahren väterlicher Freund und Rathgeber war, erschien um ihm in seiner Verlassenheit beizustehen. Wenige Tage darauf starb die arme Anna Falch, aufrichtig betrauert von unserem

Digitized by Google

Freunde der ihr eine Grabstelle kaufte und ein hübsches Denkmal setzte mit der Aufschrift: „Aus Dankbarkeit von ihrem Dienstherrn". Glücklicherweise wurde ihm, was er auf der einen Seite verloren hatte, von einer andern mehr als ersetzt. Tochter des Landesgerichts-Präsidenten Karl v. Gumer zu Engelsburg aus dessen erster Ehe, der in zweiter eine nahe Verwandte Fischer's geheiratet hatte, wurde Fräulein Amalia von ihrer Mutter dem von ihnen allen verehrten Statthalter gern zur Seite gegeben, eine Stelle die sie nach jeder Richtung auszufüllen verstand. Sie übernahm die Wirthschaft, besorgte Einnahmen und Ausgaben, öffnete alle einlangenden Briefe, las ihm Zeitungen und Bücher vor, führte ihn, wenn das Wetter günstig auf dem Trottoir spazieren und pflegte ihn mit der Anhänglichkeit und Liebe einer Tochter zu ihrem Vater. War das Fräulein auswärts beschäftigt so kam vom dritten Stocke desselben Hauses — er selbst wohnte im zweiten — Fräulein von Emperger[99]) herab um ihn zu unterhalten, ihm aus einem Buche vorzulesen, das Gelesene zu besprechen, was für ihn, da sie nicht blos mehrerer Sprachen kundig, sondern auch mit vielen Kenntnissen ausgestattet, zu einer reichen Quelle geistiger Mittheilung wurde; er nannte sie scherzweise seine „Egeria". In Fräulein von Gumer hatte Fischer zugleich, wessen er so sehr bedurfte, seine „schreibende Hand" gefunden. Allerdings war dabei ein nisi; denn da sie die Wirthschaftt führte, bald die Köchin, bald die Bedienerin etwas anzufragen hatte, jetzt dies dann etwas anders zu besorgen war, so wurde er beim Dictiren oftmals gestört, ja stundenlang unterbrochen.

* * *

Der Tageslauf eines erblindeten Greises! Wie von seinen Kindesbeinen an war Fischer bis in sein höchstes Alter ein Frühaufsteher, oder doch Früherwacher. Um 6 Uhr morgens, auch noch früher, wurde ihm der Kaffee gebracht. Um 7 Uhr ließ er sich in die nahe Serviten-Kirche führen wo er die heilige Messe hörte; darnach ging er häufig im Kreuzgang oder Klostergarten spazieren und conversirte mit den Patres. Von ihnen war P. Max sein Gewissensrath der sich alle Montage bei ihm einzufinden pflegte. Dann wanderte der geführte Blinde durch die Stadt, hielt Bekannte die ihres Weges daher kamen zu einem kurzen Plausch an, machte irgend einen Besuch. Sein Mittagessen war einfach; wenn er Gäste hatte, doch nie mehr als zwei oder drei, wurde etwas zugegeben;

Digitized by Google

die Würze des Mahles aber war der Frohsinn der dabei herrschte, das gesellige Gespräch das er von jeher bei Tisch liebte. Sein treues umfassendes Gedächtnis kam ihm dabei trefflich zu statten. Er wußte Stellen aus den Lieblingsdichtern seiner jungen Jahre, Goethe Schiller Heine, aus dem Horaz, mit Ausdruck und Feuer vorzutragen. Sein Anekdotenschatz war unerschöpflich, und besonders gelang es ihm Züge aus dem Volksleben der Alpenländer in denen er gewirkt in ihrer eigenartigen Sprechweise wiederzugeben. Denn sein ganzes Herz hing an dem Bauernstande den er so gründlich verstand, mit welchem er sich wie verwachsen fühlte.

Nach einer kurzen Siesta wurde, wenn es die Witterung erlaubte, ein Spaziergang und allenfalls eine Visite gemacht. Die Abendzeit war dem Empfang von Besuchern gewidmet die sich denn in der Regel einfanden. Freilich nicht so viel als er sich's wünschte. Er klagte über Vergessen und Vernachlässigung, und zumeist war es doch sein hohes Alter das die Reihen seiner früheren Freunde schon stark gelichtet hatte. Von seinen letzten Landtagsgenossen waren es nur wenige die sich seiner zu erinnern schienen: Professor Albert Jäger, mit dem er in vielfache Beziehung trat, Baron Giovanelli, Graf, dann Greuter, auf welch' letztern er besonders große Stücke hielt; aber sie kamen erst in langen Zwischenräumen, mehr nur aus einer Art Pflicht- und Anstandsgefühl oder, wie Fischer über Greuter scherzte, „zur Unterbrechung der Verjährung." Sonstige städtische Bekannte statteten ihm, mit Ausnahme von zweien die sich wochentlich ein- oder ein paarmal auf eine Stunde bei ihm einfanden, etwa alle Vierteljahre einen Höflichkeitsbesuch ab, boten ihm „Freundeswort und Mitgefühlsgeberden" und empfahlen sich wieder. Er hielt es für ein Gebot des Anstandes den Statthaltern die einander in Innsbruck ablösten — nach dem Fürsten Lobkovic Graf Taaffe, Bohuslav Freiherr von Widmann — seinen Besuch abzustatten; dieser wurde ihm erwiedert und damit war es dann aus. Von den Statthaltereiräthen erschien nur Ferdinand Kirchlehner trotz seiner vielen Geschäfte und zeitweiligen Kränklichkeit öfter im Jahre und verweilte dann immer lange Zeit. Fischer zählte ihn zu seinen liebsten Freunden obwohl die Bekanntschaft eine ganz junge war. Ganz vorzüglich aber lobte sich der arme Blinde die Frauenzimmer, die ihm eine Verehrung und Aufopferung erwiesen die er ihnen mit herzlichster Dankbarkeit vergalt. „Ich muß", bekannte er, „dem andern Geschlechte das Zeugnis

Digitized by Google

ausstellen daß einige Mitleid genug haben mir, zwei davon täglich, die andern hin und wieder, eine Zerstreuung zu gewähren."

Die besuchsfreie Zeit die er zu Hause zubrachte füllten Lecture, Empfang und Beantwortung von Briefen, Dictiren von Notizen, Aphorismen, Lebenserinnerungen aus. Von der Literatur beschäftigte ihn zumeist Geschichte und Politik, die interessanteren Aufsätze der A. A. Ztg. und hist. pol. Bl.; aber auch Dichter kamen häufig an die Reihe. Noch in den achtziger Jahren nahm er Menzel's Geschichte der Deutschen, Egger's Geschichte von Tyrol vor; Goethe's Reinecke hörte er zum so und so vieltenmal u. s. w. Und wie er Sinn für Kunst und Literatur hatte, für alles was die Vorzeit geschaffen, besonders aber was sein liebes Landl betraf und zu dessen Ruhm beitragen konnte, so waren es auch einheimische Talente denen er seine Aufmerksamkeit schenkte, die er in ihrem Emporstreben aufmunterte und begünstigte wo und wie er konnte. Gegen Ende der siebenziger Jahre war es ein junger Studiosus aus Botzen, Ludwig Thuille, an welchem er lebhaftes Interesse nahm und dessen ausgesprochenes Talent für die Tonkunst, das an dem Conservatorium zu München seine letzte Ausbildung erhalten sollte, er gegen die Einsprache des Serviten-Paters Placidus, der ihn den Studien zu erhalten wünschte, in Schutz nahm. Als ihm von neuen „Tyroler Karten" — ein Spiel s. g. altdeutscher Karten, deren vier Suiten sich auf die tyrolische Geschichte, das Landesschützenwesen ꝛc. beziehen — berichtet wurde die ein junger Gelehrter Karl Domanig aus Sterzing veröffentlicht hatte, ließ er diesen zu sich bitten, bestärkte dessen Vorhaben einen „Tyroler Kalender" herauszugeben und gab ihm selbst einen namhaften Beitrag dafür. Seitdem war er zu dem strebsamen Jüngling wie ein Wahlvater. Domanig, der neben dichterischen und patriotischen Arbeiten wissenschaftliche Studien über Wolfram von Eschenbach, über Parcival und den heiligen Graal betrieb, fand sich regelmäßig bei seinem erblindeten Gönner ein; wenn er einige Tage ausblieb sandte dieser um ihn. In ihrer stets lebhaften Unterhaltung wurden die verschiedensten Dinge berührt: trübes und heiteres aus seinem Leben, Tagesneuigkeiten und Geschichte, wissenschaftliche und, worüber er seinen „Wahlsohn" oft und gern auließ, religiöse Fragen, meist apologetischer Färbung. Durch Domanig wurde er auch mit dem begabten Amanuensis der Innsbrucker Universitäts-Bibliothek Karl Unterkircher und mit dem als Dichter geschätzten geistlichen Professor J. Seeber bekannt.

Digitized by Google

Seine Correspondenz war eine sehr vielseitige und lebhafte. Es verging wohl kein Tag wo er nicht einen oder mehrere Briefe empfing und seiner „schreibenden Hand" dictirend beantwortete. Auch hier meinte er daß seine entfernten Freunde nicht so pünktlich seien wie er, obwohl er billig genug war anzuerkennen daß sie nicht so viel Zeit hatten wie er. Das galt namentlich von dem Wiener „Helf", der wohl zwei, drei Briefe seines lieben „Alf" empfing, ehe er nach langen Pausen dazu kam seinerseits ein schriftliches Lebenszeichen von sich zu senden. Eine wahre Herzenserquickung war ihm der briefliche Verkehr mit seinen Freiburger Freunden von denen — nachdem ihm Gfrörer schon am 6. Juli 1861, Karl Bader am 19. Juni 1874 weggestorben waren — nur Buß, Hägele und Alban Stolz blieben. Als von diesen anfangs Februar 1878 auch Buß aus dem Leben schied empfand er es tief. „Er war mir ein gar lieber Freund", schrieb er auf die Todesnachricht an Hägele zurück, der ihn dabei aufgefordert hatte nach Freiburg zu übersiedeln: „Was denken Sie denn lieber Freund? Ein Greis von 82 Jahren, dazu ein blinder in dessen Leben weder die Natur noch die Kunst und Lecture eine Freude mehr ergießt?!"

Zu dem Verluste des Augenlichtes gesellte sich in den späteren Jahren ein zweiter: der des erquickenden Schlafes, so daß er sich am Morgen oft abgematteter vom Lager erhob als er sich am Abend zuvor zur erhofften Ruhe und Stärkung niedergelegt hatte. „Ich bin jetzt stockblind", schrieb er in dieser Zeit, „und alt wie ein Incunabel." In den endlosen Nächten dachte und grübelte er in einem fort; am Tage darauf bot es ihm einigen Trost in Worte zu fassen und in die Feder zu dictiren was ihm nächtens keine Ruhe gelassen. Wie oft auch, wenn Amalie bei ihm wachte, dictirte er ihr in der Nacht um sich die Zeit zu verkürzen, bis sie selbst erschöpft und der Ruhe bedürftig sich auf ihr Zimmer zurückzog. Im Punkte der Religion war bei ihm noch lange Zeit der alte Zustand: das Ringen des frommen Glaubens seiner Kindheit mit des Glaubens schlimmstem und zähesten Feind, dem Zweifel, den er bald in dieser bald in jener Form niederzukämpfen sich abmühte. In einem Aufsatze von 1868 schildert er den Zustand eines Zweiflers „Victor", dem nur der rechte Seelenarzt abgehe der für ihn das Verständnis und die nöthige Geduld habe. Aus dem Winter 1872 finden sich drei Briefe an den Kapuziner P. Cyrill in Brixen, welchem er die verschiedenen Anstöße denen er in der christlichen Glaubenslehre begegnet auseinandersetzt, aber auch die katholische Uebung und Ueber-

Digitized by Google

zeugung bekräftigt die ihn mit dem Vorbilde seiner Mutter im Leben nie verlassen habe. „Betrachten Sie, hochwürdiger Herr", heißt es zum Schluße, „diesen Aufsatz als eine Beichte und rathen Sie mir was ich zu thun habe." Auch sonst in den verschiedensten Aufzeichnungen ist es der christliche Glaube und sind es seine Bedenken und Scrupeln womit er sich beschäftigt.

Zu den alten Vorwürfen seines Nachsinnens, dem Paradies, der Erbsünde, dem Wunder von Nazareth ꝛc. kamen mitunter neue. So plagte er sich einige Zeit mit der katholischen Lehre vom Fegfeuer, zergliederte mit juristischer Schärfe das „nach unsern weltlichen Ansichten" zwischen Vergehen und Strafen obwaltende Verhältnis, hielt dagegen „die Natur der Peinen und ihrer Dauer" im Reinigungsort und vermochte das miteinander nicht zu reimen. Und was sei es denn mit der unendlichen Gerechtigkeit Gottes auf der einen Seite, und der unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes auf der andern? Vertrage sich diese mit jener, und auf welche Weise? Also auch hier wieder Geheimnis über Geheimnis! Auf solch selbstquälerische Grübeleien folgte dann häufig der Seufzer: „Ja es ist in der That schwer Christ zu sein, aber ich will es sein und muß es sein!" oder ein reuevoller Gebetsausdruck: „Mein Gott hilf mir!" oder: „Vergib mir Gott diese Gedanken!" Dann versenkte er sich wieder in die Geschichte des Christenthums in der er Beweise für dessen Göttlichkeit fand. Von den Propheten hielt er sich zumeist an Isaias Malachias Daniel und David, „weil sie am deutlichsten vom Messias sprechen"; dahin gehörte ihm auch besonders der Patriarch Jacob. In der neueren Geschichte machte das Leben des Thomas Morus großen Eindruck auf ihn, wie er überhaupt die Biographien überzeugungstreuer Katholiken mit Eifer und Vorliebe anhörte, besonders aus dem Laienstande, und unter diesen wieder solcher die einen Kampf ihrer religiösen Ueberzeugung durchgemacht hatten; so das Leben Joseph Fick's von Lucas Ritter von Führich in den Hist. pol. Bl., Schuselka's „Abfall und Rückkehr" in den „Neuen Weckstimmen". Durch Alban Stolz wurde er auf die Biographie Veith's von Prof. Loewe in Prag aufmerksam, und dieser war höchlichst erstaunt im Winter 1881 ein Schreiben von einem Bekannten aus seiner Salzburger Zeit zu erhalten, mit welchem er seit seinem Scheiden vom dortigen Lyceum 1851 außer aller Berührung geblieben war und den er vielleicht gar nicht mehr unter den Lebenden vermuthet hatte. Die Bekanntschaft war jetzt schön erneuert; denn Löwe

Digitized by Google

ersah zu seiner großen Befriedigung aus Fischer's Briefen, die nun von Zeit zu Zeit mit den seinigen wechselten, daß der damalige Rationalist und Liberale ein ganz anderer geworden war. Diese Freude theilte auch Fürst Friedrich Schwarzenberg, dem Löwe davon Mittheilung machte und der den erblindeten Greis durch einen freundlichen Gruß ganz glücklich machte. „Ich bitte Sie", schrieb er Löwe zurück, „Sr. Eminenz den ehrfurchtsvollsten Dank für diese hohe Gnade von mir auszusprechen".

So rundete sich ihm am Abend seines Lebens manches zu einem klärenden Abschlusse, was in früheren Perioden durch Verschiedenheit der Standpunkte und Anschauungen stellenweise verdunkelt und getrübt war. Er trat allmälig aus dem Bereiche der Unruhe in den des innern Friedens hinüber, und auch hier hatte er das Bedürfnis, dem was in ihm vorgegangen war und jetzt vorging schriftlichen Ausdruck zu geben. In den Jahren 1878—1879 dictirte er „Sieben Briefe über Religion" an einen erdichteten „theuren Freund", wo in Wahrheit niemand als er selbst sowohl der zu tröstende aufzurichtende, als der Tröster Aufrichter war. Den gleichen Zweck hatte sein „Heinrich Waldein", der erdichtete „Sohn eines mährischen Patrimonial-Beamten", den er all die Irrungen und die Rückkehr vom Rationalismus zum positiven Glauben durchmachen läßt die er selbst an sich erfahren. In dieser Zeit gerieth ihm „Was ist Christus?" von P. Roh S. J. in die Hände, eine Schrift die ihm nichts neues brachte, aber „überwältigend auf ihn wirkte, weil er schon gläubig war". Sein Briefwechsel mit Alban Stolz, dem er sich mit seinen dogmatischen Scrupeln und Bedenklichkeiten anvertraute, scheint besonders wohlthätig auf ihn gewirkt zu haben. War es nicht auch das Wunder von Absam, das sich vor Jahren fast unter seinen Augen ereignet hatte [100]) und mit mächtigem Nachklang in seinem Innern fortwirkte?!

Aber noch etwas anderes beschäftigte ihn in seinen einsamen Stunden immer wieder. Denn vor seinem geistigen Auge gingen jetzt die Ereignisse eines langen und reichen Lebens vorüber, seine Kindheit, die schweren Lehr- und Wanderjahre, die schöne Salzburger Zeit ꝛc. ꝛc., und immer mußte „die schreibende Hand" wieder her um zu Papier zu bringen was sich aus längst verklungenen Zeiten in seinem Innern vor ihm abspielte. Bei der Art und Weise seines oft unterbrochenen Dictirens und bei der Unfähigkeit des blinden Mannes in dem früher Niedergeschriebenen nachzusehen, konnten diese Aufzeichnungen nur abgerissene Notizen und Be-

Digitized by Google

trachtungen sein, wobei er sich oft genug wiederholte, nicht blos mit denselben Wendungen, sondern meist in den gleichen Ausdrücken, oft aber auch mit neuen Einzelzügen, z. B. Nennung einer Person die er früher nur nach ihrer allgemeinen Eigenschaft bezeichnet hatte: „ein Freund von mir", „ein Statthalter", „ein Graf". Immer war es aber dabei ein Punkt zu welchem er nicht müde wurde in den verschiedensten Abwechslungen zurückzukehren, denselben in dieses und jenes Licht zu stellen. Wie uns andern unsere heitere Jugendzeit, die verklärten Tage unserer ersten Liebe, so bildeten für Fischer die Zeit seiner Statthalterschaft den Punkt zu welchem seine Gedanken in der verschiedensten Weise zurückkehrten: die Anschauungen und Grundsätze wie er seine damalige Mission aufgefaßt, das Ziel das er zu erreichen gestrebt hatte; aber auch wie ihm dafür gelohnt worden, in welch schmählicher Weise man ihn, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, des Dienstes entlassen. Alles in seinem so wechselvollen Leben erschien ihm ohne Werth und Interesse gegen das große: daß er, der Bürgerliche, im Namen seines Kaisers ein Land regiert hatte, und je bitterer er die Beleidigung empfand von gewisser Seite nach wie vor blos als „Dr. Fischer" rangirt zu werden, um so strenger hielt er darauf daß seine Umgebung von ihm nicht anders als „der Statthalter" spreche. Jeden Schmerz ertrug er; nur der Undank, das Gefühl des Verkanntseins, der Zurücksetzung nagte an ihm. Wenn ihn wieder einmal ein Trübsinn dieser Art überkam, dann sprach er wohl zu seinen Grillen, wie Goethe's der Hirt zu seiner Heerde:

Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
dem Schäfer ist gar so weh.

Ihm, der sonst von Eitelkeiten dieses Schlages frei war, bereitete es eine Art Triumph daß sich Belcredi, den, wie Fischer meinte, 1866 der „plebejische Geheimerath" genirt haben würde, im Jahre darauf „eine Anzahl Excellenz-Collegen" gefallen lassen mußte die ihm vielleicht noch weniger als der „Dr. Fischer" zu Gesicht standen. „Mir ist es ja jetzt gleichgiltig! Ist es doch nicht uninteressant der einzige in seiner Art zu sein und mit Verdiensten hinüberzugehen die hienieden nicht anerkannt worden sind". Und merkwürdig, ihn, der doch von Haus und Grund aus ein Mann des Volkes war, wurmte nichts so sehr als daß man ihn vordem, und auch wegen seiner Statthalterschaft, einen Demokraten genannt; „denn die Gemeindeversammlungen, die allerdings kein Gouverneur vor mir und auch kein aristokratischer Statthalter nach mir gehalten hat,

Digitized by Google

sollten doch nicht zureichen mich zum Demokraten zu stempeln!" Dann aber tröstete er sich wieder: „Es hat mich oft unangenehm berührt daß mich der hohe Adel einen Demokraten nannte. Jetzt sehe ich ein daß er Recht hatte; aber ich war ein edler Demokrat, weil ich den besten Willen hatte für den Kaiser und das Land".

Diese Seite des so viel verkannten Mannes war es auch die in seinen spätesten Lebensjahren in ihm den Drang weckte, die Nachkommen in ein Spiegelbild seines Seins und Wirkens blicken und daraus erkennen zu lassen daß er doch ein anderer gewesen als ihn Voreingenommenheit und üble Nachrede vielfach dargestellt hatten. Die erste Anregung hiezu brachte ihm ein Begegnis das er gegen Ende der siebenziger Jahre mit dem Caplan des Fürst-Bischofs von Brixen Johann Stippler in dem langen Gange des Serviten-Klosters hatte, wo dieser seinen Vorsatz aussprach dereinst in den „Tyroler Stimmen" Fischer's Nekrolog zu schreiben. Trotz des Modergeruches der ihn aus diesen Worten anhauchte konnte sich Fischer eines Lächelns nicht erwehren und fragte den Hof-Caplan, wie er denn dies anstellen wolle, da er doch nur wenig von ihm wisse. Stippler meinte: er kenne doch so manches von Fischer's Schicksalen und das weitere möge „der Herr Statthalter" ihm noch bei Lebzeiten selbst liefern. Fischer wollte einen Versuch machen und schickte auf das Ersuchen des Hof-Caplans zwei Paquete seiner Papiere nach Brixen. Einige Zeit später kam Greuter zu seinem alten Landtagsgenossen auf Besuch der, als er den Vorgang mit dem Hof-Caplan erfuhr, ihn aufforderte die Papiere von Brixen zurückzuverlangen und dem Pfarrer Johann Schöpf zu überlassen der gewiß etwas brauchbares liefern werde. Pfarrer Schöpf, ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller dessen Eigenart das volksthümliche war, wie er denn Zeit seines Lebens als bescheidener Dorfpfarrer, zuletzt in Unter-Vintl und Inzing wirkte, besaß darum gerade das nicht, was dem Biographen eines in den höheren Kreisen des öffentlichen Lebens wirkenden Charakters eigen sein muß. Was er denn nach geraumer Zeit lieferte waren, statt eines einheitlichen Bildes von Fischer's Sein und Leben, einzelne Züge aus denen sich niemand den ganzen Mann zusammensetzen konnte; zudem war in dieser bruchstückweisen Manier oft wesentliches übergangen, minder wichtiges hervorgehoben. Jetzt wollte der Amanuensis Unterkircher den Versuch machen und brachte in der That ein sauber geschriebenes Manuscript zustande, in welchem die charakteristischen Züge aus Fischer's

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

zwei [illegible]

nur [illegible]

und [illegible]

Dienerinn [illegible]

Namen [illegible]

wo [illegible]

Betrübnis [illegible]

der Frau [illegible]

erschüttert [illegible]

durch [illegible]

des k. k. [illegible]

6. Mai 187[illegible]

einst [illegible]

aber doch [illegible]

„Ein großer [illegible]

auf dieser Erde [illegible]

Erlösung". Und [illegible]

nach der andern [illegible]

einer Operation auf [illegible]

abberufen werden [illegible]

Schlag wüßte ich [illegible]

fügte es besser: [illegible]

dauernd günstigen [illegible]

[illegible]n Gottesdienst versäumen", wie ihm der
einer großen Glocke verholfen u. a. In
o die Eindrücke der Jugend mit um so
traten, beschäftigte es ihn lebhaft, die
seines Heimatthales durch bleibende Denk-
[illegible]achkommen zu erhalten. Er machte den
[illegible], indem er durch den Steinmetz Paul
[illegible] Marmortafel anfertigen, darauf eine
Inschrift setzen und diesen Denkstein an
s Latii anbringen ließ [101]). Im Verein
[illegible]en Oberländern, sowohl Herren als
aufforderte, geschah dasselbe mit einer
[illegible]ert Jäger den Text lieferte, die an
[illegible]icke angebracht und am 10. Septem-
[illegible]ikklängen feierlich enthüllt wurde [102]).
[illegible]in: die Hofer-Capelle in Passeier,
1870 geruht hatte, wurde weiter-
Kämpfe von 1797, am Posthause,
[illegible]nberg ein Gedenkstein an Andreas

[illegible]tein nicht an den rechten Mann
[illegible]hre zwei Herren vom historischen
der nothwendigen Herstellungen
[illegible]m vom Jungadel wollte er die
ihn „ein neugebackener Ritter,
[illegible]nierfähig nur beim Tintenfaß"
[illegible]enn er dem hochfahrenden Wesen
[illegible], da wo sich diese dem geistig
[illegible]len, von Herzen [illegible] war, so
[illegible] der gesellschaftlich[illegible]
[illegible]bgesessenen Aristoke[illegible]
[illegible]rungen seiner Hei[illegible]
[illegible]affler „Das [illegible]
[illegible] 1847) daß der [illegible]
[illegible]rg gewesen, und [illegible]
[illegible] jungen Fürst[illegible]
[illegible]ie Widmung
[illegible]

zahlreichen Aufzeichnungen, zum Theil unter unmittelbarer Anleitung unseres Freundes, ganz geschickt und lesbar zusammengestellt waren; allein im Ganzen war es doch nicht das rechte, und namentlich ließ die Partie seiner Statthalterschaft Fischer ganz unbefriedigt: „Das politische hat er nicht verstanden."

Als Fischer diese Noth seinem Freunde Hägele klagte, bat dieser um den Aufsatz Schöpf's und Fischer's Papiere und schien selbst Hand anlegen zu wollen. Allein es verging über ein Jahr, Hägele war kränklich, hatte viel anderes zu leisten, und so verlangte Fischer abermals seine Schriften zurück, die er einige Monate später sammt einem Exemplare seines „Amtsleben" dem Prälaten von Marienberg mit dem Ersuchen, selbe im Stifts-Archive in Verwahrung zu nehmen, anheimgeben wollte. Der Vermittler sollte der Stifts-Capitular P. Cölestin Stampfer sein der sich hiebei die Erlaubnis erbat von den Papieren Einsicht zu nehmen, aber zuletzt erklärte Fischer werde dieselben nicht mehr zu Gesicht bekommen, da er die feste Absicht habe das oft versuchte „Incurabel" selbst in Angriff zu nehmen. Fischer hatte volles Vertrauen in die Fähigkeit des „Himmlischen", aber keines in dessen verfügbare Zeit. „So bin ich denn darauf gefaßt", ließ mich Freund Alf gegen Ende 1880 wissen, „daß aus dem Incurabel nach und nach ein Incunabel wird, und vielleicht geschieht es daß nach einigen Jahrhunderten ein neuer Homer im Stifte Marienberg aufsteht und mich den neuen Odyssens besingt." Fischer war geraume Zeit in eifrigem Briefwechsel mit P. Cölestin, sandte ihm Notizen und Aufzeichnungen, erläuterte ihm worauf es ihm eigentlich ankomme, nämlich sein Wirken als Statthalter, „damit der Leser den Unterschied meiner Auffassung von der die früher herrschte erfahre. Das wichtigste ist und bleibt immer der politische Theil meiner Brochure; wird dieser vom ‚Himmlischen' nicht ganz ausgenützt, so wird eine werthlose Pfuscherei daraus und seine Arbeit wird einem Baume gleichen der Blätter und Blüthen aber keine Früchte trägt." Doch was unser Freund vorausgesehen trat ein, der „Himmlische" kam immer nicht dazu sich durch den Wust von Aufzeichnungen durchzuwinden, daraus die einzelnen Steine zu dem von ihm beabsichtigten Baue herauszuschlagen, zu ordnen und zu reinigen und dann erst zusammenzufügen; und so wanderte zuletzt der ganze Pack, nun schon ein stattlicher Actenstoß — das Manuscript Unterkircher's allein 37 halbseitige Foliobogen —, zum fünftenmal in Fischer's Hände zurück. Seine stillen Wünsche waren jetzt auf seinen

Digitized by Google

Freund Helf gestellt, dessen „Johann B. Ritter v. Hoffinger" im Oesterreichischen Jahrbuch ihm vollkommen den an ein Lebensbild zu stellenden Anforderungen zu entsprechen schien. „Wenn ich nochmals auf die Welt komme", äußerte er sich darüber gegen mich, „und ein berühmter Staatsmann Feldherr oder Gelehrter werden sollte, würde ich dich zu meinem Plutarch wählen." Zu seiner Umgebung aber sagte er mehr als einmal: „Freund Helf wäre allein im Stande meine Biographie zu schreiben und, wie ich meine Aufgabe als bürgerlicher Statthalter in den Jahren 1849/50 aufgefaßt, in das gehörige Licht zu stellen. Und gerade in seinem ‚Jahrbuch' sollte sie ihren Platz finden; ich habe aber nicht den Muth den so sehr beschäftigten Mann und Schriftsteller um diese Gunst zu bitten."

* * *

Am 30. October 1877 starb sein älterer Bruder Joseph. Von zwölf Kindern welche demselben seine Gattin geboren, überlebten ihn nur drei: Peter S. J., Maria Constantia bei den Salesianerinen und ein epileptisches Schmerzenskind Philomena, für welche, da sie zwei Dienerinen nöthig hatte, der Onkel ein beträchtliches Capital auf ihren Namen gesichert hatte. Ein schwerer Schlag traf ihn im folgenden Jahre, wo eine strafbare Verirrung seines Schwiegerneffen die Familie in große Betrübnis versetzte und ihm selbst neue Geldopfer auferlegte. Auch mußte der Frau, die von Natur aus schwächlich nun noch in ihrem Gemüthe erschüttert war, ein Mitvormund an die Seite gegeben werden, der sich durch Vermittlung seines Vetters von Steinhauser in der Person des k. k. Regierungsrathes Rudolf Haubel fand. Um dieselbe Zeit, 6. Mai 1878, starb in Innsbruck Graf Bentzel-Sternau. Ihr einst so inniges Freundschafts-Verhältnis war seit Jahren erkaltet, aber doch fühlte sich Fischer von diesem neuen Schlage tief ergriffen. „Ein großer aber ruheloser Geist", sagte er zu Fräulein Amalia, „hat auf dieser Erde zu leben aufgehört, die Todesstunde war für ihn eine Erlösung". Und als sollte jetzt den armen Blinden eine harte Prüfung nach der andern treffen, ging im Jahre 1879 seine Tochter in Wien einer Operation auf Leben und Tod entgegen. „Wenn Amalia vor mir abberufen werden sollte", sagte er in seiner tiefen Betrübnis, „dieser Schlag wüßte ich nicht wie ich ihn ertrüge!" Doch der gütige Himm fügte es besser; die Operation gelang nicht blos, sie hatte auch eine dauernd günstigen Erfolg.

Digitized by Google

Im Jahre 1877 hatte unser greiser Freund die Ausführung seines Testamentes vollzogen, indem er alles was ihm an Capital noch geblieben war, unter jene vertheilte denen er es zugedacht hatte: „Ich besitze also kein Vermögen mehr und bin nur Pfründner des Staates". Die Pension reichte nicht blos für das Hauswesen des alten einfachen Mannes vollkommen aus, es gestattete ihm auch, was er ja sein Lebelang so gern gethan, Andern gutes zu erweisen, besonders Kindern armer Eltern. Ein Bauernmädchen hatte er durch vierthalb Jahre in dem Institute zu Pfaffenhofen, ein anderes durch drei Jahre im Margarethinum zu Innsbruck, ein drittes durch sechs volle Jahre im Waisenhaus zu Innsbruck erziehen lassen. In seinem Heimatsbezirk Landeck und dem Nachbarbezirk Ried hatte er für eilf Lehrer zur Aufbesserung ihrer kärglichen Besoldung ein Capital von 5500 fl. gestiftet u. dgl. m. In so reichlichem Maße konnte der jetzige „Pfründner des Staates" allerdings nicht mehr wohlthun, aber er hörte darum nicht auf der Dürftigen zu gedenken. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Gränzen als die seiner Mittel. Eines Tages erfuhr er daß mehrere Studierende sich vorgesetzt hatten die Ferien zu einer größeren Reise zu benützen und daß einem, der gern theilgenommen hätte, die Mittel dazu fehlten. Fischer überlegte wie er dem Bruder Studio, ohne dessen Ehrgefühl zu verletzen, nachhelfen könnte, ließ ihn kommen und eröffnete ihm: er habe 50 fl. für einen gewissen wohlthätigen Zweck, den er ihm benannte, bestimmt, dessen Erfüllung, die erst in späterer Zeit erfolgen solle, er ganz dem Ermessen des jungen Mannes, der sich die Raten selbst bestimmen könne, anheimstelle, daher er für den Augenblick vollkommen frei darüber verfügen könne. Der tief gerührte Studiosus verstand den Wink, machte die Reise mit und erzählte nach der Rückkunft mit der Erneuerung seines Dankes was er alles gesehen und erfahren. Das vernahm unser Freund mit Vergnügen. Denn wenn wir auch nicht um des Dankes willen *Andern* wohlthun sollen, so thut es doch wieder *uns* wohl, wenn wir wahrnehmen daß das Korn das wir ausgestreut auf einen empfänglichen Boden gefallen.

Sein immer reger Patriotismus schien in seinem Alter und seiner Blindheit nur noch mehr zu erwarmen. Auch in dieser Richtung hatte er, so lang er noch sein Vermögen in Händen gehabt, viel und reichliches geleistet, die Kirche zu Landeck, die Kirche zu Stanz mit Glasgemälden schmücken lassen, der armen Gemeinde Pians, deren Gotteshaus nur zwei Glöckchen besessen — „die man in den entlegenen Häusern nicht hört, so

Digitized by Google

daß die Leute oft den halben Gottesdienst versäumen", wie ihm der Gemeindevorstand klagte — zu einer großen Glocke verholfen u. a. In seiner jetzigen Verlassenheit, wo die Eindrücke der Jugend mit um so stärkerer Macht vor seine Seele traten, beschäftigte es ihn lebhaft, die geschichtlich denkwürdigen Punkte seines Heimatthales durch bleibende Denkzeichen in der Erinnerung der Nachkommen zu erhalten. Er machte den Anfang mit der Pontlatzer Brücke, indem er durch den Steinmetz Paul Hohenauer in Innsbruck eine Marmortafel anfertigen, darauf eine von Albert Jäger verfaßte Inschrift setzen und diesen Denkstein an der Felswand nächst dem alten Pons Latii anbringen ließ [101]). Im Verein mit andern in Innsbruck ansässigen Oberländern, sowohl Herren als Frauen, die er zu kleinen Beisteuern aufforderte, geschah dasselbe mit einer Inschrifttafel, zu der gleichfalls Albert Jäger den Text lieferte, die an einem Schrofen nächst der Prutzer Brücke angebracht und am 10. September 1881 unter Böllerschüßen und Musikklängen feierlich enthüllt wurde [102]). Fischer's Beispiel stand jetzt nicht allein: die Hofer-Capelle in Passeier, deren Bau seit der Grundsteinlegung 1870 geruht hatte, wurde weitergebaut, in Spinges ein Denkmal der Kämpfe von 1797, am Posthause, einst von Schön'schem Hause, zu Schönberg ein Gedenkstein an Andreas Hofer gesetzt [103]).

Noch hatte Fischer den Schrofenstein nicht an den rechten Mann gebracht. Er hatte ihn im Laufe der Jahre zwei Herren vom historischen Adel angetragen, die aber die Kosten der nothwendigen Herstellungen scheuten. Einem Bürgerlichen oder einem vom Jungadel wollte er die altberühmte Veste nicht überlassen; als ihn „ein neugebackener Ritter, ein Beamter mit schmuckem Degen, tournierfähig nur beim Tintenfaß" darum ansprach, schlug er es ab. Denn wenn er dem hochfahrenden Wesen und den verletzenden Ansprüchen des Adels, da wo sich diese dem geistig ebenbürtigen Bürgerthum in den Weg stellen, von Herzen gram war, so hatte er anderseits eine hohe Meinung von der gesellschaftlichen und politischen Bedeutung und dem Berufe der erbgesessenen Aristokratie, deren Namen er mit allen geschichtlichen Erinnerungen seiner Heimat auf's innigste verflochten sah. Da fand er bei Staffler „Das deutsche Tyrol und Vorarlberg" (Innsbruck Felician Rauch 1847) daß der letzte vornehme Besitzer von Schrofenstein ein Auersperg gewesen, und so wandte er sich an das damalige Haupt der Familie, den jungen Fürsten Franz Joseph Erblandmarschall von Tyrol, der die Widmung

Digitized by Google

dankend entgegennahm und unter Aufsicht und Obhut des Curaten Peter Senn von Stanz den einzigen noch stehenden Thurm vom Mauerfraß reinigen, die bedenklichen Theile durch eiserne Klammern sichern ließ und so für lange Zeit vor gänzlichem Verfalle bewahrte [104]).

Im Winter von 1880 auf 1881 verlor unser Freund die ihm liebgewordene Gesellschaft seines Schützlings Karl Domanig, da der junge Doctor nach Wien ging sich dort eine Lebensstellung zu begründen. „Alf" empfahl ihn auf das wärmste seinem Freunde „Helf", erkundigte sich fortwährend nach dessen Bestrebungen und Erfolgen, freute sich über jeden schriftstellerischen Versuch derselben gelungen und hatte, wenn etwas für dessen Schicksalswendung in der Schwebe war, vor Besorgnis keine Ruhe. „Seit ich darum weiß", schrieb er ihm aus einem solchen Anlasse, „hänge ich in der Luft zwischen Furcht und Hoffnung, fast ganz so als wenn Sie mein eigener Sohn wären".

Den Sommer 1881 sollte Fischer auf den Rath der Aerzte wie alljährlich außerhalb der Hauptstadt zubringen; er ließ sich nur schwer dazu überreden und wählte Steinach unter dem Brenner. Es war ein ungünstiger Sommer und der Blinde genoß wenig Erquickung. Wie dankbar war er dann wenn doch eine frohe Abwechslung kam! „Ich unterhielt mich gestern so gut", ließ er nach einem solchen Genuße seinen „Wahlsohn" wissen. „Wir berührten verschiedenes und ich kiefle noch gern daran. Ich schlief heute so gut wie nie, seit langer Zeit".

Gerade in diesen seinen hohen Jahren war es daß er zu schriftstellern anfing, wofür in seinem Innern so reiche Schätze aufgespeichert lagen. Als ihm der Landecker Curat, für dessen Kirche Fischer ein gemaltes Glasfenster gestiftet hatte, seinen Dank nicht anders ausdrücken konnte als daß er ihm einen Krummschnabel sandte, schilderte ihm der Blinde, dessen Stube voll Käfige mit Vögeln hing, seine Zimmerfreuden in einem „Vogelbrief", den von Anfang bis zu Ende ein so naturwüchsiger Humor durchweht daß man die Geistesfrische des greisen Dictirers nur bewundern kann. Im Jahre 1881 sandte er dem „Andreas Hofer" eine kurze ober-innthalische Schnurre „Das Gigele"; dann den „Tyroler Stimmen" ein Aperçu über v. Hormann's „Schnadahüpfeln"; und übergab dem Redacteur Jehly einen lustigen Aufsatz über „die zwei schiani Herren von Strengen und die zwei Ladi von Kappel". Ob letzterer gedruckt worden weiß ich nicht; von den beiden andern habe ich nur das geistvolle Aperçu zu Gesicht bekommen.

Digitized by Google

12.

Hinübergang.

Der Friede war in seinem Innern eingezogen! Er trug die Leiden und Entbehrungen die ihm seine hohen Jahre auflasteten nicht mit der stoischen Ruhe des Weltweisen, er trug sie mit der frommen Ergebung des gläubigen Christen: „Fiat voluntas Tua Domine!“ Darum war er jetzt heiterer als in den vorausgegangenen Jahren, wo die Nachwehen seiner langen rationalistischen Periode mit seiner nie völlig erloschenen Gläubigkeit noch im Streit lagen.

Der Gedanke seiner bevorstehenden Abberufung beschäftigte ihn häufiger als je; manchmal äußerte er gegen seine Umgebung eine wahre Ungeduld „auszuleben“. Er hatte nun fast alles von seiner früheren Beweglichkeit verloren, er ließ sich nur selten aus dem Hause führen. Seine Lebenslust war dabei gleichwohl nicht völlig erloschen: „Schwach bin ich zwar, aber ich esse gern und trinke gern, und zahlen thut Amalie“. Er ließ sich vorlesen, aber es bereitete ihm wenig Genuß, woran, wie er meinte, sowohl die eigene Schwäche als die Natur des Vorlesens selbst die Schuld trug. So ging es allmälig thalabwärts mit ihm und er gedachte einer Fabel seines Lieblingsdichters Kobell. „Der Fuchs“, schloß ein Schreiben an mich vom 5. Januar 1882, „sagte zum Hasen, der einen alten Mann sich eine Taxe schneiden sah und jenen fragte ob das ein Mensch sei: Er war einmal einer, jetzt ist er aber keiner mehr“ [105]).

Auch in seinem geselligen Umgang, mindestens was männliche Besucher betraf, vereinsamte er mehr und mehr. Von seinen Wiener Freunden hatte er Hock, † 2. Januar 1879, von seinen Landtags-Collegen Baron Paul Giovanelli, † 16. Januar 1880, verloren; von den noch lebenden, die sich sonst in Zwischenräumen gezeigt hatten, blieb Greuter ganz aus, was Fischer weh that. Von seinen Studien-Genossen lebte in Innsbruck nur noch einer, Statthaltereirath Joseph Benedict Hebenstreit zu Mohrenfeld und Maureu, der aber, mit Fischer in gleichem Alter und von seinen Töchtern gepflegt, mit sich selbst genug zu thun hatte. Am 14. April 1882 wurde Louise Bouend, die Nichte seiner verstorbenen Frau, von ihren Leiden abberufen, und wenn Fischer von dieser Seite, obwohl ohne ihre Schuld, in den

Digitized by Google

letzten Jahren nur Kummer und schwere Sorgen gehabt hatte, war es doch abermals eine Lücke in den Reihen derer mit denen er gelebt hatte. „Du siehst also", ließ er seinen Freund Helf wissen, „daß ich mit einem Stollen den die Knappen verlassen haben einige Aehnlichkeit habe".

Umso größer war seine Freude als er im Sommer 1882 einen unerwarteten Besuch erhielt — aus Nord-America. Es war Graf Franz, Sohn seines seither verstorbenen Freundes Coreth, den Erbschaftsangelegenheiten nach Europa geführt hatten und dem Fischer jetzt die Sackuhr übergab die er einst mit dessen Vater zum gegenseitigen Abschied eingetauscht hatte. „Wir hatten gute, aber auch recht harte Zeiten", schrieb ihm Frau Agnes am 2. September darauf aus Neu-Braunfels; sie klagte über „den Verlust von meinen drei erwachsenen Kindern die Sie noch alle gekannt haben, Karl, Amalia und Johann, die Alle hunderte von Meilen von uns begraben sind, alle in verschiedenen Richtungen; von Karl und Amalia weiß ich doch wo sie sind, aber von Johann nicht" . . Das ist americanisches Ansiedler-Leben! „Seit ich fort war", theilte ihm der Sohn am 14. October wieder von seiner Farm mit, „bin ich einmal Onkel und einmal Großonkel geworden, dasselbe hat sich wiederholt seit ich zurück bin und soll sich noch einmal wiederholen ehe das Jahr 1882 zu Ende geht. Sie sehen daß für die Erhaltung des Stammes im fernen America fleißig gesorgt wird" . . . Noch eine andere Salzburger Bekanntschaft konnte der Blinde in diesem Jahre erneuern, die des Landgrafen Joseph Fürstenberg an den ihn so bedeutungsvolle Erinnerungen knüpften. Fischer hatte ihm einmal durch mich einen Gruß gesandt, und Fürstenberg, den sein Weg bald darauf nach Tyrol führte, versäumte nicht seinen in einer sturmbewegten Zeit wohlmeinenden Rathgeber aufzusuchen.

Aloys Fischer behielt bis in seine Greisenjahre die edlen Linien seines Profils, das noch im Frühling 1882 den Innsbrucker Bildhauer Seraphin Eberhard zu dem Vorhaben brachte, sein Antlitz abzuformen und in Gyps zu gießen. Sein körperlicher Zustand wurde allerdings immer hinfälliger. „Ich habe wieder schlimme Zeiten", ließ er mich am 14. December 1882 wissen; „die bösen Nerven die mir den Gehorsam aufgekündigt haben, rauben mir den nächtlichen Schlaf und anderntags bin ich müde und matt." Am 4. Januar 1883 erhielt ich einen kurzen Brief: „Ich schließe weil ich bereits erschöpft bin." Doch sobald er wieder zu einigen Kräften kam zeigte sich sein Geist so frisch wie je. Er

Digitized by Google

nahm fortlaufend Antheil an den Zeitereignissen, an den brennenden Tagesfragen, besonders wo sie sein geliebtes Tyrol berührten.

Mit dem 28. Januar 1883 trat er in sein achtundachtzigstes Lebensjahr. Ich erhielt von ihm jetzt ungefähr alle vierzehn Tage einen Brief, obwohl er seit Jahren gewohnt war daß ich ihm nur in ungleich längeren Zwischenpausen antworten konnte. Am 4. Februar erzählte er mir sein erstes Begegnis mit Sebastian Brunner, wenn ich nicht irre, auf eine Anfrage von meiner Seite. Ein Brief vom 14. an Dr. Domanig enthielt folgende Stelle: „Ich höre viel von Gasser's Biographie sprechen; ob ich aber dazu komme mir über 600 Seiten vorlesen zu lassen, dies ist ein Geheimnis welches der Hirsch noch im Geweihe hat. Uebrigens habe ich das Buch gekauft und einem armen Land-Curaten, den ich sehr achte und lieb habe, geschenkt" [106]). Wieder in einem Briefe an mich vom 15. berührte er, durch meine „Confessionale Frage 1848" angeregt, die Emancipation der Juden und die damals im Zuge befindliche Steuer-Erhöhung: „Den Steuerpflichtigen kann man wohl so lang belasten als er zu leben vermag; weiter aber geht es nicht, und was die Luxus-Steuern betrifft so haben diese nirgends viel geleistet," Der Brief vom 3. März begann: „Du brauchst nicht zu erschrecken, ich schreibe blos zu meiner Zerstreuung als wenn ich bei einer Kaffeepartie säße, und will keine Antwort darauf" — und endete mit den Worten: „Das Ziel ist erreicht, ich habe mich zerstreut." Es waren sechs Seiten worin er Belcredi's große Rede über das Schulgesetz besprach: „Dieses Schulgesetz ist schon seit vierzehn Jahren Gegenstand der allgemeinen Klage, selbst solcher Liberalen die nicht schon bei Lebzeiten den Geist aufgegeben haben." Aus der Rede des Ritters von Carneri entnahm er „daß die Minorität an Wichtigkeit sehr verloren hat. Allein was hilft das? Graf Taaffe bleibt dennoch eingeschlossen in seinem Malepartus und tritt nicht heraus: Reinecke ist er also doch keiner."

Am selben 3. März starb zu Trient im hohen Alter von 92 Jahren Ritter Alfons Widmann von Staffelfeld und Ulmburg, in dessen Kanzlei, da er noch in Innsbruck Advocat gewesen, der junge Fischer seine juristische Praxis begonnen hatte; die jetzige Todesnachricht mag ihn seltsam berührt haben. Angenehm und erfrischend wirkte dagegen ein neuerlicher Besuch des Landgrafen Fürstenberg, der wieder durch Innsbruck kam und um des greisen Fischers willen anderthalb Tage, 7. und 8. März, daselbst verweilte. Er fand ihn körperlich nicht mehr

Digitized by Google

herabgekommen und geistig sogar frischer als im Jahre zuvor, und sprach zum Scheiden die Hoffnung aus ihn bei seiner Rückreise eben so wohl zu finden. „Nein", sagte Fischer ernst aber nicht traurig, „es ist das letztemal, Sie werden mich nicht wiedersehen!"

Acht Tage darauf, 17. März, erhielt ich von ihm, was er sonst nie gethan hatte, einen Brief zu meinem Namenstage: „Ich bin eben im Begriff den Herren Joseph und Frauen und Fräulein Josephine zum Namensfeste zu gratuliren, und dies thue ich heuer auch Dir, lieber theurer Freund Joseph Helf, gleichzeitig schreibe ich auch nach Meran wo Joseph Fürstenberg sich aufhält." Nachdem der Brief geendet und er sich ohne Zweifel von Frl. v. Gumer das Geschriebene vorlesen lassen, dictirte er mit Humor als Nachschrift: „Mein Styl ist heute besonders schön, und um Dir meinen Fortschritt zu zeigen, schließe ich nochmals und diesmal mit den Worten ‚selbstredend' und ‚unentwegt'

Freund Alf".

Noch erhielt Dr. Domanig ein Schreiben vom 20. worin ihm sein „Wahlvater" freudig mittheilte: „Die Grabtafel für die größten Helden und die Heldin von Spinges wird hoffentlich im Laufe des Sommers in der Franciscaner-Kirche zu sehen sein" [617]). Wenige Tage später befiel ihn ein Katarrh der ihn durch eine Woche im Bette hielt. Das Dictiren, scheint es, unterblieb jetzt ganz und auch die Lectnre war spärlich; doch ließ er sich am 29. eine größere Stelle aus Shakespeare's „Julius Cäsar" vorlesen. Am 30. fühlte er sich wohler als je, genoß mit Appetit sein Mittagmal mit der gewohnten kleinen Portion Wein und legte sich wie immer um 2 Uhr nachmittags zu Bette um seine Siesta zu halten. Zwischen 5 und 6 Uhr ging Fräulein Amalia in die Kirche; Fräulein von Emperger blieb um ihn und noch kam die verwitwete Frau Marie Winkler, die unserem Freunde eine angenehme Gesellschafterin war. Bald gewahrten die beiden an dem alten Herrn einen sonderbaren Zustand: es schien er wolle sprechen und die Zunge versage ihm ihren Dienst. Fräulein von Gumer, inzwischen zurückgekehrt, legte darauf kein besonderes Gewicht da schon früher dergleichen vorgekommen war, und in der That verspeiste er um 7 abends mit großem Behagen seine Suppe, sein Ei und seinen Wein, und war so gut aufgelegt daß er den Fräuleins einiges von der Steuer-Rede zum besten gab die er 1861 im Reichsrath gehalten. Um halb neun wünschte er ihnen gute Nacht, schlief ruhig ein und erwachte, zur großen Beruhigung seiner Behüterin, erst um

Digitized by Google

drei einhalb morgens den 31. Auf die Frage ob er nach dem Frühstück verlange das er jetzt zwischen 4 und 5 Uhr morgens zu nehmen pflegte, bat er damit zu warten da er noch beten wolle, und trank dann erst seinen Kaffee. Doch während er damit beschäftigt war zeigte sich der Zustand von gestern; dabei verrieth er große Schwäche, und beim letzten Schluck den er machen wollte fiel ihm die Tasse aus der Hand. Er legte den Kopf auf das Kissen, schlief eine halbe Stunde und erwachte dann, und nun ließ sich nicht mehr verkennen was vorgegangen war: er wollte sprechen und konnte nicht, er wollte den Arm heben und es ging nicht. Man sandte sogleich um den Geistlichen und den Doctor. P. Max kam, nahm dem Kranken die Beichte ab, reichte ihm das Allerheiligste, gab ihm die letzte Oelung, die Fischer mit großer Andacht empfing. Med. Dr. Bereitter, der inzwischen eingetroffen war, constatirte einen vom kleinen Gehirn ausgehenden Schleimschlag und empfahl die größte Ruhe. Der Kranke kam nur zeitweise zur Besinnung wo er dann alles that was der Arzt verordnet hatte; aber die Sprache war geschwunden, er brachte nur unarticulirte Laute heraus, und die Schwäche nahm so überhand daß seine Umgebung jeden Augenblick den letzten Athemzug erwartete. Das dauerte den ganzen Samstag, Sonntag, Montag. Vom Montag zum Dienstag zeigte sich eine Besserung, die aber nicht anhielt; denn in der Nacht zum Mittwoch trat kalter Todesschweiß auf die Stirn, nur die Hände und Füße blieben warm. Es wurde abermals P. Max herbeigebeten, der bis Mitternacht am Bette des Kranken blieb, dessen Zustand sich neuerdings zu bessern schien. Ein heftiger Schweiß brach am ganzen Körper aus, der wie gebadet war. Fischer lag schwach und todesähnlich dahin bis Mittag, wo er sanft und ruhig einschlief. Als der Doctor um 8 Uhr abends kam, wo der Kranke erwachte, fand er dessen Puls ungleich günstiger und sagte zu Fräulein Amalia: „Wenn es nicht die 87 Jahre wären würde ich Ihnen gratuliren; die Krankheit ist gehoben, die vortreffliche Natur hat gesiegt; aber ich fürchte die Altersschwäche.“ Die Nacht zum Donnerstag ging gut vorüber und Bereitter äußerte sich erstaunt über den Fortschritt den die Besserung gemacht. Auch mit der Sprache schien es sich zu geben, er verlangte vormittags vernehmlich Wein Wasser Suppe, und rief den Namen des Fräuleins. Er schlief dann wieder zwei Stunden, nahm mittags aus ihren Händen etwas Sauce von einem eingemachten Huhn und einen Schluck Wein mit Selteser Wasser und sagte, auf die Frage

Digitized by Google

ob es ihm gemundet, deutlich „ja", winkte aber mit der Hand man möchte ihn allein lassen, er wolle schlafen. Am Abend trat neuerliche Schwäche ein, er lag ohne sich viel zu bewegen in einem schlafähnlichen Zustand dahin; nur wenn Fräulein v. Gumer oder die Kreuz-Schwester, die ihr beistand und sie zeitweise ablöste, ihn anredeten, deutete er mit dem Kopfe er habe sie verstanden. Die Nacht war wieder ruhiger. Doch als ihm am Morgen der Kaffee gebracht wurde nahm er auf Zureden einen Löffel voll, deutete aber sogleich daß er genug habe; gegen Mittag, wo er noch einen Löffel Wein zu sich nahm, sagte er ganz vernehmlich: „Nie mehr!" So oft ihm dann eine der Frauen einen Löffel Suppe oder Wein anboten, hielt er seinen Mund mit den Händen zu oder zog die Nachtmütze über das Gesicht oder die Decke über den Kopf, die einzigen Zeichen aus denen man schloß daß er noch verstehe was um ihn vorging. Sonst hielt er den Rosenkranz fest in den Händen, schien in einem fort zu beten, machte aber keinen Versuch mehr zu sprechen. Dr. Bereitter meinte, daß er nur zeitweise bei Besinnung sei und ruhig für immer einschlafen werde. So verging der Freitag, der Samstag, die Nacht zum Sonntag. Es kamen theilnahmsvolle Besucher, besonders Geistliche von allen Orden, auch Weltpriester, so daß die Schwester vom heiligen Kreuze verwundert bemerkte: sie habe noch keinen Schwerkranken gepflegt bei dem so viele Priester erschienen seien! Sonntag morgens 5 Uhr ging erst Fräulein v. Gumer, dann die Schwester vom heiligen Kreuze in die Kirche, um für den frommen Dulder eine selige Sterbestunde zu erflehen. Noch immer war der Zustand der gleiche, bis nach 4 Uhr nachmittags Zeichen eintraten daß es zu Ende gehe. P. Johann Paul von den Serviten kam ihm die Seele auszusegnen. Unter den Gebeten der Kirche wurde der Athem immer kürzer, noch einmal öffnete er die treuen Augen, richtete sie mit einen Ausdruck himmlischen Friedens, als ob er wieder sehend würde, auf das dem Bette gegenüber an der Wand stehende Crucifix, schloß sie wieder, und wenige Augenblicke darnach endete er sein Leben, sanft und ruhig wie ein Licht das ein Windhauch ausgeblasen; es war Sonntag den 8. April 1883 fünf dreiviertel nachmittags. Die Kreuz-Schwester nannte es ein heiligmäßiges Sterben. Fräulein v. Gumer drückte noch den letzten Kuß auf die Hände des theuren Mannes den sie wie einen Vater verehrt und geliebt, und gedachte dabei der fernen Tochter Amalia an welcher der Verstorbene mit so inniger Neigung gehangen, und aller derer denen er im

Digitized by Google

Leben nahegestanden, und dankte ihm in ihrem und im Namen aller für die Liebe und Treue deren sein Herz so voll gewesen. „Sieben Jahre", schrieb sie mir, „die schönsten in meinem Leben, habe ich mit ihm verlebt. Mit Dank gegen Gott denke ich an die Vergangenheit und mit treuer Anhänglichkeit werde ich Alf's Andenken in meiner Seele bewahren. Sein Tod hat mein halbes Leben geraubt, ein Stück meines Herzens hat er mit sich genommen."

Am 10. April fand das Begräbnis statt. Der Statthalter Baron Widmann mit den Beamten der Statthalterei, die zwei pensionirten Statthalter Graf Caspar Lodron-Laterano und Baron Spiegelfeld, viele höhere Militairs, die Veteranen mit der Fahne von Spinges, alle geistlichen Orden und viele Weltpriester, die Feuerwehr, die wohlthätigen Anstalten und die Armen für die er jederzeit offene Hand gehabt, und eine Unzahl von Personen aus allen Ständen unter großem Zulauf von Volk gaben ihm das Geleite auf den städtischen Gottesacker zur letzten Ruhestätte. Sie bezeichnet ein einfaches von einem Sockel sich erhebendes Kreuz aus schwarzem Marmor, die Inschrift mit goldenen Lettern [108]); die mit Blumen bepflanzte Grabfläche von weißem Marmor eingefaßt, rechts und links je ein ebensolcher Sockel mit einer Vase voll Schlingpflanzen darauf; ein Gefäß mit Weihwasser von grünem Epheu umschlungen [109]).

* * *

Edler Freund, Du hast geendet, Deine Pilgerfahrt auf Erden ist geschlossen.

> Peregrini enim sumus coram Te et advenae sicut omnes patres nostri. Dies nostri quasi umbra super terram et nulla est mora. Paral. I 29 (30), v. 15.
>
> Denn wir sind Fremdlinge vor Dir und Ankömmlinge wie alle unsere Väter. Unsere Tage sind wie ein Schatten auf Erden, und es ist kein Bleiben darauf.

Dein Erdenwallen war erst eines per aspera ad astra, und dann wieder umgekehrt per astra ad aspera. Der spätere Theil Deines Lebens war — mindestens für Dein weiches zart besaitetes Gemüth — oft verbittert durch Zurücksetzungen, Kränkungen, kleinere und größere Nadelstiche, als Vergeltung dafür was Du in den Tagen Deiner Vollkraft und Deines Glanzes gutes und edles gewollt und angestrebt, gewirkt und geleistet!

Digitized by Google

Doch Du hast auch Viele besessen die in Deiner Seele gelesen, die Deinen hohen Werth, Dein liebeerfülltes Herz, Dein edles Sein und Wesen niemals aufgehört haben zu erkennen und zu schätzen. Wolfgang Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten" S. 567 schreibt von Dir: „Ein ächter und schöner Tyroler vereinigte er mit der Biederkeit und Frömmigkeit dieses Volksstammes reiche Kenntnisse, einen scharfen Verstand, große Lebenserfahrung und feine Formen". Und Bernhard v. Meyer II S. 80 f. beantwortet den Vorwurf Du seiest ein Demokrat gewesen, mit den schönen Worten: „Wenn doch Oesterreich nur recht viele solcher Demokraten hätte, treue Söhne der Kirche, treu ergebene Diener ihres Herrn und Kaisers, wahre Freunde ihres Volkes — für eine kleine Zahl derselben in einem jeden Kronland könnte man die ganze Heerde der jetzt herrschenden liberalen Volksbeglücker mit der gesammten Geld-Aristokratie und mit einem namhaften Theil des Adels in Kauf geben". Den kürzesten und zugleich treffendsten Nekrolog hat Dir Landgraf Joseph Fürstenberg gehalten, da er zu mir gesprochen: „Die redlichste Seele von der Welt und ein Oesterreicher durch und durch!" Ich aber füge bei und schließe: Ehre und Segen dem Andenken des Mannes dem drei Länder unseres Kaiserstaates zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind: Salzburg welchem er zur politichen Selbständigkeit als eigenes Kronland verholfen; Ober-Oesterreich das er in einer gefährlich bewegten Zeit durch zwei Jahre mit Liebe und weiser Sorgfalt geleitet; Tyrol endlich, die Stätte seiner Wiege, für die zahllosen Gutthaten die aus seinem treuen Herzen dem Lande und so vielen von dessen Söhnen zugeflossen. Ehre ihm, dreimal Ehre!

Anmerkungen.

[1]) S. 30. Alf und Helf. In Briefen an gute Freunde pflegte er sich Al. F. zu zeichnen, aber ohne Punkt dazwischen und mit kleinem f, alle drei Buchstaben in einem Zug. Da ich seit jeher meinen Lieben abgekürzte Kosenamen zu geben pflegte, so redete ich ihn in meinen Antwortschreiben „Lieber Alf" an und unterschrieb, um das Gleichgewicht herzustellen, „Dein Helf". Das griff er auf, schrieb mir „Lieber Helf" und unterzeichnete „Dein Alf". Dabei blieb es bis an's Ende seiner irdischen Pilgerfahrt. — Erst später habe ich in einer seiner Aufzeichnungen gefunden: „Mein Universitäts-Namen in Wien war Alf".

[2]) S. 30. „Kopf vom großen Rákoczy". Dies heitere Quiproquo hat zwei Varianten. Die bekanntere spielt in einem Raritäten-Cabinet, wo der Fremde einen

Digitized by Google

Todtenschädel gewahrt. „Das is Kopf von große Rákoczy!“ belehrt ihn der Führer. ‚Und dieser kleinere daneben?‘ „Is auch Kopf von große Rákoczy, wie wor zehn Johr olt“. — Nach einem andern Gewährsmann erblickte der Besucher auf dem Schreibtische seines Freundes einen Todtenschädel. „Potztausend, seit wann sind Sie denn Anatom?“ ‚Nix Anatom! Dos is gor berühmter Schädel, dos is Kopf von große Rákoczy!‘ „Wie?! Ist mir's doch als hätte man mir schon irgendwo den Schädel Rákoczy's gezeigt?“ ‚Amice, werden Sie an zwanzig Orte kommen und wird mon sogen: Dos is Kopf von großen Rákoczy. Is olles nit wohr! Existiren in gonze Welt nur zwai echte Exemplare: ains is in National-Museum von Pest und onderes hob ich!“

[3]) S. 32. Die Trauung fand durch den Curaten Niclas Schuler in Imst statt, ohne Zweifel einen Verwandten, vielleicht Oheim der Braut. Des kleinen Aloys Taufpathin war die Handelsfrau Magdalena Hosp geb. Schuchterin; die Taufhandlung wurde in der Gemeinde Angedair vorgenommen.

[4]) S. 35. Im Sterbebuche zu Landeck findet sich folgende Angabe: „Joseph Johann Nep. Fischer, königl. bayerischer Salz-Factor und herrschaftl. Wolkensteinischer Pfleger zu Wiesberg, in Angedair (Landeck) um 11 Uhr nachts gestorben am 27. Mai 1807 im Alter von 46 Jahren an der Lungensucht nach Empfang der heil. Sterbe-Sacramente“.

[5]) S. 39. Wurzbach XXXIV. S. 119 ist im Zweifel ob Senn Michael oder Johann oder vielleicht Michael Johann geheißen habe. Auch in Fischer's Manuscript-Aufzeichnungen finde ich einmal Michael; meistens allerdings Hans. Auf eine Anfrage schreibt mir Adolf Pichler Ritter v. Rautenkar Innsbruck 10. Mai 1884: „Senn heißt nur Johann, und wurde einmal ganz irrthümlich von mir Michael getauft. Pater peccavi!“ — Senn Vater war eines Müllers Sohn aus Flirsch. Im Jahre 1799 Deputirter galt er als rechter Demokrat; als solchen zeigt ihn auch sein sehr merkwürdiger Brief an Andreas Hofer, in welchem er lebhaft für den Anschluß des verwaisten Landes an die Schweiz plaidirt (abgedruckt bei Mayr „Der Mann von Rinn“). Senn wanderte 1810 nach Wien aus, wurde Magistratsrath, als solcher aber so chicanirt daß er bald darauf starb. Er trug einen Dreispitz, war kleiner Statur, mit sehr markirten Gesichtszügen die an J. J. Rousseau erinnerten. So schilderte ihn Alf seinem jungen Freunde Dr. Domanig.

[6]) S. 39. Ein förmliches Zeugnis „aus dem Classifications-Protocoll getreu entnommen“ wurde ihm erst am 26. September 1818 vom Professor der Religions-Lehre und provisorischen Director Benicius Mayer ausgestellt. Die „Classen“ waren merkwürdig genug: „I. mit Vorzug“ aus der Religion und der Aesthetik, die einfache I. aus der theoretischen Philosophie, allgemeinen Geschichte, Zoologie und Oekonomie; dagegen aus der Botanik die II. und aus der griechischen Philologie gar die III.

[7]) S. 40. Am 10. März 1818 stellte der k. k. Landrichter Johann Hilar Dialer das amtliche Zeugnis aus daß Joseph Fischer „während der zur Kriegszeit in Tyrol bestandenen Landes-Defension aus Liebe zum Landesfürsten und Vaterland öfters als gewesster Hauptmann mit seiner Compagnie gegen den Feind zu Feld gezogen und sich dadurch nicht nur allein den gänzlichen Ruin seines Vermögens, sondern auch den nachhin erfolgten frühzeitigen Tod zugezogen hat“, und daß daher dessen Söhne „kein Vermögen ererbet haben und sohin aus eigenen Mitteln die Studien-Kosten zu bestreiten und ihr künftiges Schicksal und Unterhalt zu begründen unvermögend seien“. So findet sich denn unser Studiosus durch den Decan Jur. Dr. Jos.

Digitized by Google

Leopold Stöger am 10. November 1818 immatriculirt: „Praenob. D. Aloys. Fischer Tyrolensis Landekiensis — pauper".

[8]) S. 41. Macchio und Gritzner waren Mitschüler, Bruchmann und Pontzen ein Jahr vor ihm, Doblhoff und Smetana ein Jahr hinter ihm. Bruchmann war Sohn des k. k. priv. Großhändlers Johann. Den Smetana führt Fischer in seinen Aufzeichnungen als „Sohn eines wohlhabenden Advocaten in Brünn" auf; ich finde aber in den gleichzeitigen Schematismen nur einen k. k. Apellations-Rath Franz und einen k. k. wirkl. Gubernial-Rath und Administrator des mähr. Trankſteuer-Gefälles Johann Michael Ritter v. Smetana, beide in Brünn; der Advocat müßte also ein dritter gewesen sein. Zu Fischer's Mitschülern, die sich später einen Namen gemacht, gehörten noch: Joseph Wilhelm Eminger, Eduard v. Hohenbruck, Karl Mayer v. Gravenegg, Karl Biely, Vincenz Hofer; zwei oder drei Jahre vor ihm studierten Joseph Pipitz, Aloys Fhr. v. Pillersdorff; nach ihm Johann Nestroy, Ferdinand v. Mitis ꝛc.

[9]) S. 42. „Ich lernte die unsittliche Dichtkunst und die irreligiöse Wissenschaft kennen", klagte Fischer in seinem Alter... Es sei gestattet eine Stelle aus der protestantischen Kirchenzeitung 1855 herzusetzen, wo es mit Hinblick auf Goethe und Schiller, namentlich des ersteren „Wahlverwandtschaften", heißt: „Was sollten andere Geister geringerer und geringster Qualität viel auf Religion und strengen Glauben geben, wenn sie sahen daß die ersten Männer der Nation nicht blos indifferent waren, sondern die heiligsten Verhältnisse des Lebens, wie doch die Ehe sein muß, nur in der sinnlichsten Weise auffaßten".

[10]) S. 42. Fischer liebte es nicht in seine Aufzeichnungen Namen zu verweben, er hielt sich nur an die Sache. Nur aus Gesprächen ist erinnerlich daß er seinen Idealisten, zu dessen Besuchern auch Alf's Mitschüler Macchio gehörte, Riehl nannte.

[11]) S. 43. Er sei von jeher „gläubig angelegt" gewesen, nannte es Fischer. „Vielleicht war es mir angeboren, und warum sollte es Gott nicht so gewollt haben? Vielleicht hat meine Mutter den Glauben in mir schon gepflanzt als ich noch in der Wiege lag; es ist einmal so, es mag ein jeder von mir denken was er will"... In einem Briefe 1851 an Professor Löwe in Prag heißt es: „Was mein inneres Leben betrifft so kann ich Ihnen versichern daß ich immer katholisch dachte und fühlte, trotz aller Versuchungen die ich auszustehen hatte von Büchern und Gelehrten. Anders war es freilich mit den Uebungen".

[12]) S. 43. Das Zeugnis des I. Halbjahres (Naturrecht) vom Professor von Egger ausgestellt ertheilte ihm die I. Classe mit Vorzug, im II. erscheint er blos als Privat-Hörer (cui privatim dedit operam) und zwar mit der I. Classe sowohl bei Egger (Staats- und Völkerrecht, Oesterr. Criminal-Recht) als bei Professor Phil. Dr. Martin Wikosch (Allg. Geschichte II. Jahrgang) für die Staatenkunde (Statistik) ertheilt ihm der supplirende Professor Jur. Dr. Franz Kerschbaumer ein blosses Frequentations-Zeugnis.

[13]) S. 47. Mit dem Datum des 28. November 1822 stellte Johann Kolb, 1797 Ober-Lieutenant, und Paul Flir, damals Fähnrich in der Compagnie von Fischer's Vater, ein vom Landrichter Dialer coramisirtes Zeugnis über die Mitwirkung Joseph Fischer's bei der Verdrängung der Franzosen aus Botzen aus. Die Episode mit den Trompetern, die der ehemalige Subprior so lebhaft in der Erinnerung hatte und die nicht erfunden sein kann, wird hier nicht erwähnt, was sich daraus er-

Digitized by Google

klären dürfte, daß dieselbe auf die persönliche Rechnung des Hauptmannes kam und nicht zur eigentlichen Action unter General Loudon gehörte.

14) S. 47. Wie es sich mit der Prüfung aus der allg. und österreichischen Statistik, die Fischer noch in Wien gehört hatte, verhalten habe, weiß ich mir nach den vorhandenen Aufzeichnungen nicht zu erklären. Denn über die aus diesen Fächern in Innsbruck als Privatist abgelegte Prüfung stellte ihm der Professor Jur. et Phil. Dr. Andreas de Mersi ein Zeugnis der I. Classe aus, mit dem Datum vom 1. April 1821, also mehr als anderthalb Jahre vor der vom Hofrath Benz ihm ertheilten Bewilligung weiterzustudieren. — Als Privatist bestand er in Innsbruck 1823 die Prüfungen aus dem Lehnrecht (Jur. Dr. Ferdinand Neupauer) und aus der politischen Gesetzkunde (Mersi) beides mit der I. Classe; dann in Pavia am 20. Januar 1824 aus dem A. B. G. B. (supplir. Professor Agostino Reale) und Civil-Proceß (Anton Padovani) beides mit der Vorzugs-Classe. Director der jur.-polit. Studien in Pavia war Cav. Abate Pietro Tamburini, Mitglied des k. k. Institutes für Kunst und Wissenschaft zu Mailand.

15) S. 49. So hieß es in der Verständigung des k. k. Stadt- und Landrechtes Innsbruck 31. October 1828 Z. 7588, die in seiner Abwesenheit „zu Handen" seines Bruders Joseph am 10. November ausgefolgt wurde.

15 b) S. 50. Fischer hatte sich kurz vorher die Villa Neudeck in der Vorstadt Nonnthal an der Halleiner Straße gekauft; in der Capelle dieses Anwesens, das im Volksmund bald nur „der Fischerhof" hieß, fand die Trauung statt, die ex vi commissionis durch den Professor Johann Jakob Hochmuth unter Zeugenschaft des Hof- und Gerichts-Advocaten Conrad Riegger und des Kaufmanns Georg Conrad Weizner, Onkels der Braut, vorgenommen wurde.

16) S. 51. Dem begabten Franz Erler aus Kitzbüchl in Tyrol, der Alf's Aufmerksamkeit durch ein geschnitztes Crucifix auf sich gezogen hatte, ermöglichte er den Besuch der Wiener Akademie zu dessen Ausbildung als Bildhauer. Erler hat sich seinem Gönner und Wohlthäter stets dankbar erwiesen und sein erstes Werk, eine Weihnachtskrippe, demselben gewidmet. . . Einem Bauernsohn aus Thaur, der Medicin studirte, aber das Geld für die Graduirung nicht zusammen brachte, sprang Fischer mit 200 fl. bei; doch starb der junge Mann bevor er das Doctorat gemacht.

17) S. 57. Fischer Aus meinem Amtsleben S. 181.

18) S. 59. Wie eigentlich der Bruch erfolgte ist aus Alf's Aufzeichnungen nicht zu ersehen; er spricht davon wiederholt, aber stets nur in allgemeinen Ausdrücken. Was im Texte angeführt ist theilte mir Ritter von Pichler-Rautenkar, aber gleichfalls nur als unsichere Kunde mit. Von anderer Seite wird mir versichert, den Anlaß zum Bruche habe eine bedauerliche Unverläßlichkeit Senn's in Geldsachen geboten.

19) S. 59. Bei Fick (Dr. Jos. Fick von Lucas Ritter von Führich Hist. polit. Blätter S. 334 f.) war es „des Vaters segnende Gestalt", was ich mir bei unserm Freunde auf dessen Mutter anzuwenden erlaube.

20) S. 60. Neue Salzb. Ztg. 1851 Nr. 212,3 vom 17./18. September.

21) S. 61. Eine Besprechung dieser Kunstausstellung in A. A. Ztg. 1844 Nr. 239 v. 26. August.

22) S. 61. Fischer behauptete er habe in Salzburg unter Polizei-Aufsicht gestanden, berühmte sich sogar dessen 1849 bei einer Ansprache in Linz. Professor Dr. Heinrich Löwe den ich über diesen Umstand ausholte schreibt mir: „Als Studirender der Rechte in Wien soll er einen hervorragenden Antheil an einer geheimen

Digitized by Google

Studentenverbindung genommen haben, zu der auch Chorinsky und, wie man sagte Doblhoff gehörten. Daher schrieb sich seine nähere Bekanntschaft mit Chorinsky mit dem er sich duzte. Jene Verbindung wurde entdeckt, eine polizeiliche Untersuchung fand statt. Was weiter erfolgte ist mir nicht bekannt. Dieser Umstand, sein notorisch oppositionelles Verhalten in manchen Angelegenheiten, wohl auch seine Beziehungen zu einigen Führern der liberalen Partei in Bayern, mögen veranlaßt haben daß die politische Behörde ihr Augenmerk auf ihn richtete, wenn anders seine Voraussetzung hierüber nicht eine irrthümliche war". Letzteres dürfte wohl der Fall gewesen sein, da ja die Thatsachen, die man sich gerüchtweise in Salzburg erzählte, sich, wie wir wissen, durchaus anders verhielten. Löwe bemerkt über Fischer im allgemeinen: „Als ich im April 1838 nach Salzburg kam wurde mir schon damals Dr. Fischer als der am meisten beschäftigte Advocat in Salzburg genannt. Er galt für sehr populär bei der Bürgerschaft und insbesondere bei dem sogenannten liberalen Theile derselben. In Folge dessen übte er auch, bald offen bald unter der Hand, einen großen Einfluß in städtischen und andern öffentlichen Angelegenheiten aus. Auf mich machte er, als ich ihn kennen lernte, den Eindruck eines Mannes von scharfem Verstand und kluger Berechnung. Doch erschien er mir nicht als ein Mensch der vollkommen eins ist mit sich selber, sondern vielmehr als ein solcher in dem gegensätzliche Mächte einander befehden. Manche beschuldigten ihn einer antikirchlichen Tendenz. Darin that man ihm aber Unrecht."

[23]) S. 65. Oesterr. Beob. 1848 Nr. 81 v. 21. März S. 360, wo sich das Gedicht Koller's abgedruckt findet.

[24]) S. 65. Diese Charakterisirung Fischer's ist einer späteren Eingabe des Pflegegerichts-Adjuncten zu Zell am See Franz Peitler an den constituirenden Reichstag entnommen, wo Fischer als der Mann bezeichnet wird, „der sich überhaupt durch sein uneigennütziges und erfolgreiches Wirken für den Bürger- und Bauernstand viele Verdienste um das Herzogthum erworben hat." (Druckschrift vom 16. Juli: Petitions-Punkte einer unter Peitler's Vorsitz zu Lend abgehaltenen Volksversammlung.)

[25]) S. 65. Um das Salzburger Bürgerrecht zu erwerben mußte man damals ein bürgerliches Gewerbe in der Stadt betreiben. Weder Grund- noch Hausbesitz gab hiezu einen Rechtstitel. Doch wurde hin und wieder einem Kreishauptmann „aus Wohldienerei", wie es in Fischer's Aufzeichnungen heißt, das Ehrenbürgerrecht verliehen.

[26]) S. 67. Ich combinire mir das Datum aus Fischer's Aufzeichnungen, in denen seit dem 20. leider genaue Tages-Angaben fehlen.

[27]) S. 69. In Rosenfeld's Aula (Wien U. Klopf sen. und Alex. Eurich 1848) S. 27—29 findet sich die „Dank-Adresse der Salzburger Bürger an die wackeren Wiener" abgedruckt, die Fischer bei dieser Gelegenheit überreichte; sie war an die Bürger und Studenten zugleich gerichtet. Die zwei Adressen an den Wiener Gemeinderath und an die Aula dürften also gleichlautend gewesen sein.

[28]) S. 70. . . . „die andern waren bereits ohne Ausnahme in's Bockshorn gejagt, so auch dein Freund Alf". An Helf am 25. Mai 1882.

[29]) S. 70. Fischer's Wiener Erlebnisse im März und anfangs April 1848 finden sich in einem Aufsatze von seiner eigenen zierlichen Hand so genau und lebhaft geschildert daß ich, mit einigen Kürzungen und geringen Veränderungen und Zusätzen aus anderen Quellen, nur die primam personam singularis in die tertiam umzuwandeln hatte. Aus welchem Anlasse und für welchen Zweck er diesen Aufsatz niedergeschrieben weiß ich nicht.

Digitized by Google

[30]) S. 71. Alexander Reyer geb. zu Wien 1815, im Mai 1843 Assistent der II. chirurgischen Klinik in Wien, mit a. h. Entschließung vom 25. April 1846 zum Professor der praktischen Chirurgie in Salzburg ernannt. — Gustav Wolf geb. zu Lemberg im Januar 1811, 1832 24. Juni zum Med. Dr. und Magister der Geburtshilfe promovirt, gleichzeitig Assistent der Chemie an der Prager Universität, wo er auch vom 1. März 1835 bis Ende October 1836 die Lehrkanzel der chirurgischen Vorbereitungs-Wissenschaften supplirte und auf Grund a. h. Entschließung vom 29. April 1837 außerordentliche Vorlesungen über pharmaceutische Waarenkunde hielt, mit a. h. Entschließung vom 20. Februar 1841 zum Professor der chirurgischen Vorbereitungs-Wissenschaften am Lyceum in Salzburg ernannt.

[31]) S. 71. Kurzer Auszug von Fischer's Referat, die geschichtliche Entwicklung des Ständewesens in Salzburg betreffend, in Ab. Beil. z. Wr. Ztg. 1848 Nr. 92 vom 4. Juli.

[32]) S. 72. Stenogr. Aufnahme I. S. 106 f.

[33]) S. 74. Er schrieb sogleich an den Landrichter von Silz, ihm einen Knaben verunglückter Eltern zu schicken, für den, namens Hans Gstrein, er sofort die Verpflegung übernahm, ihn in die Schule schickte und dann zu einem Drechsler in die Lehre gab . . . Ueber den Ausbruch des Vernagt-Gletschers s. Simony Schwankungen der Gletscher (Wien 1884) S. 27.

[34]) S. 74. In der That war in dem Decrete von einem Gehalte keine Rede. Dem Minister gewährte Fischer's „erprobte ausgezeichnete Befähigung und Ihre Bereitwilligkeit die volle Beruhigung daß Sie mich in den schwierigen Obliegenheiten meines Berufes thätigst zu unterstützen bereit sein werden." S. auch Wr. Ztg. Nr. 213 vom 3. August.

[35]) S. 77. Er meinte daß es jener Classe an der Achtung der Menschenwürde gebreche. „Ich habe Erfahrungen bei großen Herren gemacht die mich empörten, die von den ausgezeichnetsten Männern wie von Bestien gesprochen haben; das geschah freilich nur wenn es diese an der gebotenen Unterwürfigkeit fehlen ließen" . . . Es dürfte manchem der geneigten Leser erinnerlich sein daß sich ein ganz ähnlicher Vorfall wie der am 12. August 1848 — vielleicht war es dieselbe Au und waren es dieselben Leute — bei der Donaufahrt unserer Kaiserbraut 1854 ereignet hat; nur scheint er diesmal seitens der Begleitung der hohen Reisenden nicht so unbeachtet geblieben zu sein wie im August 1848.

[36]) S. 78. Der Minister, welchem sich Fischer in dieser Sache anvertraut, kann wohl nur entweder sein eigener, Baron Doblhoff, oder der Handels-Minister mit welchem er die Reise von Innsbruck bis Wien gemacht hatte, gewesen sein. . . Der geneigte Leser wolle jenem schroffen Urtheile gegenüber nicht übersehen in welcher Zeitlage es gefällt worden. Die Ereignisse waren eben auf der einen Seite verblüffend auf der andern häufig empörend genug, um bei den zunächst Betroffenen abwechselnd die verschiedensten Seelenzustände hervorzurufen. Uebrigens gab es der Ausnahmen, auf welche die ministeriale Charakterisirung nicht paßte, wohl noch andere als den allerdings höchst achtbaren Grafen Eugen v. Falkenhayn Obristhofmeister bei Erzherzog Franz Karl.

[37]) S. 79. Philipp Kraus war bekanntlich Verfasser der Zoll- und Monopols-Ordnung und des Gefällsstrafgesetzbuches, der ersten Codification dieser Art welche die gerechte Bewunderung aller Fachmänner auf sich zog. Bei den darüber gepflogenen Verhandlungen war der nachmalige Hofrath des Obersten Gerichtshofes Cäsar Benoni v. Clanisberg Kraus' Hauptgegner, und dieser äußerte einmal zu Fischer: „Man

Digitized by Google

mag diesen Mann hinstellen wohin man will, er wird überall das außerordentlichste leisten."

[38]) S. 84. Ausführlich bei Smets „Das Jahr 1848" S. 505—511.

[39]) S. 84. Das diesbezügliche Schreiben des Ministers Bach datirte vom 26. August Z. 2704/J. M.

[40]) S. 84. Sitzung vom 26. August. Stenogr. Aufnahme II. S. 74.

[41]) S. 84. Nachzulesen der lehrreiche Abschnitt XIII S. 99—109 in Fischer's „Amtsleben".

[42]) S. 84. Die Wahl fiel auf die beiden Appellations-Räthe Karl v. Spreng zu St. Anna für Nord- und Franz Venturi für Süd-Tyrol. Auf letzteren, der nach dem Abfalle Venedigs von dort übernommen war, hatte Bach selbst aufmerksam gemacht.

[43]) S. 85. Aus Fischer's Reisebericht: „Um die Wiedereinsetzung der Jesuiten und Liguorianer haben nur der Kupferschmied Ofner in Taufers und der Stadtpfarrer Dechant Amberg in Innsbruck gebeten". Er war nicht für Aufhebung der Klöster im allgemeinen, von denen der Tyroler sinnreich behaupte „sie seien auf dem Lande radicirt"; wohl aber wollte er „gewisse religiöse Vereine wie die Jesuiten und Liguorianer" abgeschafft wissen, „über deren schädliche Tendenzen und staatsgefährliche Uebergriffe die Geschichte ihr inappellables Urtheil gefällt hat".

[44]) S. 86. Imster Correspondenz (J. Klement) vom 12. Tyr. Schützen-Ztg. Nr. 38 vom 21. September 1848.

[45]) S. 87. In Süd-Tyrol wurde der Hof-Commissär noch in einem besondern Falle vom Minister Bach in Anspruch genommen. Aus Anlaß des Einfalles der italienischen Freischaaren im April oder Mai hatten der Landrichter Aloys Cattarina, der Actuar Camill Klauser und der Kanzelist Peter von Martini zu Mals, dann der Concepts-Praktikant Johann Degasperi zu Cles ihr Heil in eiliger Flucht gesucht. Am 12. Juli war an sie ein Vorruf ergangen auf ihre Posten zurückzukehren; aber nur Martini hatte sich am Tage darauf in Roveredo bei seiner Familie eingefunden und war an das Stadt- und Landrecht eingeliefert worden. Der Kreishauptmann von Trient Caspar Edler von Kempter hatte dann auf strengste Handhabung der a. h. Entschließung vom 24. Juni 1835, welche auf die Entweichung eines Beamten von seinem Posten die Entlassung aus dem Staatsdienste verhängt, gedrungen, 19. August, oder wenn man nicht zum äußersten schreiten wolle, mindestens gegen die Rückkehr dieser Beamten auf ihre früheren Stellen entschiedenste Einsprache erhoben, 5. September. Fischer wurde nun von Bach aufgefordert den Fall zu untersuchen und seine Vorschläge zu erstatten, um wo möglich durch Versetzung der compromittirten Beamten auf andere Stellen das gegebene Aergernis zu beheben.

[46]) S. 89. Der volle Wortlaut im „Amtsleben" S. 175 f.

[47]) S. 90. Gefällige Mittheilung des k. k. Custos-Adjuncten Dr. Karl Domanig nach Alf's mündlicher Erzählung. . . . Zu dem Auftritte in Mals S. 86 f. wäre noch zu bemerken daß die Meinung, den geistlichen Zehent fortbestehen zu lassen, keineswegs so vereinzelt im Lande war wie es der liberale Hof-Commissär sich damals einreden wollte. Vgl. Schöpf Der Weltgeist unter den Bürgern und Bauern Tyrols; Salzburg Zaunrith 1848, S. 26 f., wo er „viele von den Landleuten" sprechen läßt: „So lang das Einkommen des Geistlichen durch Stiftungen Zehent ꝛc. gedeckt ist fällt er der Gemeinde nicht nur nicht zur Last, sondern hat vielmehr Mittel an der Hand Wohlthaten zu spenden" ꝛc.

Digitized by Google

[48]) S. 92. Briefliche Mittheilung des Professors Dr. Heinrich Löwe aus Prag als Augenzeugen.

[49]) S. 92. Am 4./6. October, also offenbar schon nach seiner Abreise aus dem Landl, ertheilte der Hof-Commissär dem Kreishauptmann zu Schwaz Dr. Anton v. Gasteiger Aufträge, durch die Landesgerichtsvorstände die sämmtlichen Gemeinden zu instruiren ihre desideria schriftlich oder bei den am 19. und 20. in Fügen und Wörgl für das Unter-Innthal zu veranstaltenden Zusammenkünften mündlich vorzubringen. Fischer hatte also vor, sich nachträglich noch einmal im Nordosten von Tyrol einzufinden, was sich jedoch durch die bis dahin dazwischengetretenen Wiener Ereignisse nicht mehr ausführen ließ. Aber noch viel später wurden ihm Petitionen nachgeschickt. So findet sich in seinen Papieren eine am 28. November 1848 ausgefertigte Petition worin die Wünsche der Stadtgemeinde Rattenberg dargelegt werden, als: Keine Lostrennung von Süd- und Nord-Tyrol mit Vorarlberg; Vervollständigung der Landes-Universität; baldige freisinnige Gemeindeordnung; Aufhebung der Verzehrungssteuer auf Fleisch und andere unentbehrliche Lebensmittel; Einführung einer Vermögens- und Einkommen-Steuer; Anschluß an Deutschland, zuvörderst an den deutschen Zollverein, wobei jedoch in voraus die Aufhebung des Hausierhandels Bedingung ist u. s. w.

[50]) S. 94. Drei Telegramme Fischer's an die reichsträgliche Permanenz in Wien, das eine vom 14. abends, das zweite mit der Antwort des Kaisers vom 16. morgens, das dritte vom 17. über die Audienz beim Erzherzog Franz Karl s. Stenogr. Aufn. III. S. 158, 168, 224. — Fürst Lubomirski, von dem es in Wien hieß er sei wahnsinnig geworden, wurde auf den Rath der Aerzte nach Gräfenberg geschafft und kam durch Olmüz am gleichen Tage, wo ich mit Dr. Brauner als Vertrauensmänner der böhmischen Abgeordneten daselbst eintraf. Als Lubomirski meine Ankunft erfuhr ließ er mich durch seinen Secretär zu sich bitten; er war in seinen Nerven erschüttert, in seiner Gesundheit und Gemüthsstimmung sehr herab, sprach aber vollkommen klaren Geistes. Gräfenberg hat ihn vollkommen hergestellt; sein Reichstags-Mandat aber hatte er, wenn ich nicht irre, noch von Wien aus zurückgelegt.

[51]) S. 95. „Offene Ordre. Vorzeiger dieses Herr Ministerial-Rath Aloys Fischer geht in das Allerhöchste Hoflager Sr. Majestät nach Olmüz ab. Sämmtliche Behörden und Aemter werden daher angewiesen den gedachten Herrn Ministerial-Rath überall frei passiren zu lassen und demselben nöthigen Falles jeden Vorschub zu leisten. Wien am 18. October 1848. Vom k. k. Ministerium: Krauß, Finanz-Minister. Gesehen vom Reichstags-Ausschuße Dr. Fischof Obmann. S. Biliński Schriftführer."

[52]) S. 95. Med. et Chir. Dr. Ernst Krakowitzer Assistent des Professors Franz Schuh an der zweiten chirurg. Klinik im Wiener allg. Krankenhaus.

[53]) S. 95. Das Original dieses Schreibens hat sich 1858 in Wessenberg's Nachlasse gefunden. Ueber eine Scene zwischen Windisch-Grätz und Kraus in Hetzendorf s. meine G. Ö. vom Ausgang des Wr. Oct. Aufst. I S. 207.

[54]) S. 96. S. meine G. Ö. I S. 153 f.

[55]) S. 100. Die a. h. E. datirte aus Olmüz vom 5., das Schreiben Stadion's aus Kremsier vom 7. December 1848. Fischer hatte darnach die „Leitung des Landes o. d. E. an Stelle des in Ruhestand versetzten Regierungs-Präsidenten Frh. von Skrbensky mit dem Charakter und dem Gehalte eines Ministerial-Rathes" und einer Functions-Zulage von jährl. 4000 zu übernehmen. Indem Stadion an diesem „Beweise des in Euer Wohlgeboren gesetzten A. H. Vertrauens den wärmsten Antheil in der Zuversicht" nehme, „daß Sie dasselbe zu rechtfertigen bemüht sein werden, kann

ich nur den Wunsch aussprechen daß Sie die Leitung der o. d. e. Landesregierung so bald als möglich übernehmen". Fast gleichzeitig mit Fischer wurde Graf Gustav Chorinsky von Salzburg zur Leitung der n.-ö. Regierung berufen und Fischer von Stadion beauftragt „einen Mann auszuwählen den Sie vollkommen geeignet halten die Kreishauptmannstelle zu versehen", 20. December 1848. Die einstweilige Leitung des Salzburger Kreisamtes übernahm Graf Alexander Mniszech als „Verweser".

[56]) S. 100. In der Sitzung v. 14. December; Sten. Aufn. IV S. 127 f.

[57]) S. 100. Ueber diese Vorstellung s. auch meine Gesch. Oesterreichs III Anhang S. 157 Anm. 415.

[58]) S. 102. Ich bemerke hier ein für allemal daß die in diesem Abschnitte mit Gänsefüßchen bezeichneten Stellen, wenn nicht eine andere Quelle angegeben ist wörtlich dem Fischer'schen Buche: „Aus meinem Amtsleben" entnommen sind. Ich unterlasse die Berufung auf die Seitenzahlen, weil ich wünsche daß der geneigte Leser das Buch selbst zur Hand nehme und von Anfang bis zu Ende lese. Davon später.

[59]) S. 107. In den ersten Monaten von Fischer's Amtirung schickte ihm Welden einen Burschen von ungefähr 18 Jahren zu, Sohn eines Beamten, früher auf der Aula und in der Legion, der sich nach Einnahme der Stadt dem Militair-Commando zur Verfügung gestellt und wichtige Enthüllungen gemacht hatte; Stadion meinte der Landes-Chef könne ihn für Zwecke der geheimen Polizei verwenden und bestimmte den Betrag der ihm allwöchentlich auszuwerfen sei. Fischer ging dies in zweifacher Hinsicht wider den Strich: einmal weil ihn das Handwerk anwiderte, noch dazu bei einem so unreifen Jungen, und dann wegen seiner Ober-Oesterreicher, falls bei ihnen jene Abmachung bekannt würde. Er wies daher seinen Präsidial-Secretär an dem Burschen zwar den Sündenlohn auszuzahlen, aber ihn nie bei ihm, Fischer, vorzulassen und ihm allenfalls die Beobachtung der Studenten aufzutragen; „denn in Kreise von Männern kann dieser Rothbube doch nicht geschickt werden!" Der Junge meinte gleichwohl gegen den Präsidial-Secretär: „er hoffe binnen kurzem dem Herrn Landes-Chef wichtige Mittheilungen zu machen". Es waren keine acht Tage verflossen als letzterem vom N. G. Ober-Commando gemeldet wurde, der junge Mensch, der in einer großen Gesellschaft über den Kaiser die gehäßigsten Aussprüche gethan, mochte er nun den agent provocateur gespielt haben oder im Wein seine wahre Natur zum Vorschein gekommen sein, sei festgenommen und dem Magistrate übergeben worden, welch letzterer ihn an das Stadt- und Landrecht abliefern werde. Für Fischer war jetzt ein schneller Entschluß zu fassen, da nach dem Vorleben dieses Jungen gar nicht zu zweifeln war daß er in's Verhör genommen Angaben machen werde, welche nicht blos den Landes-Chef in seiner Stellung, sondern auch die in Wien herrschenden Gewalten in das schiefste Licht stellen müßten. Fischer ließ unverweilt den Polizei-Director kommen und übergab ihm einen an den dirigirenden Magistrats-Rath gerichteten Befehl: „Sie haben den gestern abends von der N. G. arretirten Wiener Studenten auf meine Verantwortung ohne Verzug dem k. k. Polizei-Director, welcher ihnen diese Zeilen übergibt, auszuliefern". Am andern Morgen wurde der Student vom Polizei-Director persönlich, nach Fischer's gemessenem Auftrag, in Begleitung eines in bürgerliche Kleidung gethanen Polizei-Dieners auf das Dampfschiff gebracht um in Wien an den Civil- und Militair-Gouverneur, für welchen ein Schreiben des Landes-Chefs beigegeben war, abgeliefert zu werden. Der Fall wurde in Linz, ohne daß man natürlich die Vorgänge hinter den Coulissen kannte, bald bekannt und machte großes Aufsehen; Zeitungs-Artikel verlästerten einen Act gewaltsamer Arre-

Digitized by Google

tirung und Abführung, griffen den Landes-Chef und den Polizei-Director an. Fischer begab sich zum Vorstand des Landrechts dem er zu verstehen gab, er habe aus Wien die Weisung solche Individuen welche die October-Revolution mitgemacht, um des Zusammenhanges mit den andern Untersuchungen willen, an das Militair-Untersuchungsgericht daselbst abzugeben. Als ein paar Tage später in der That von Wien die Erklärung kam, was der Landes-Chef gethan sei in höherem Auftrage geschehen, verstummte allmälig alles Gerede. Was aus dem Burschen geworden hat Fischer nicht weiter erfahren, und sich in späteren Jahren glücklich gepriesen den Namen eines so vielverheißenden jungen Herrn vergessen zu haben.

[60]) S. 110. Das Entlastungs-Patent vom 4. März 1849. Für den österreichischen Bürger und Landmann gemeinfaßlich ausgelegt und zergliedert von Dr. J. B. Salfinger. 4. unver. Auflage. Wien Tendler et Comp. 1849; 16, 170 S. Dem Verfasser entwischten, in seinem Eifer nur ja recht verständlich zu schreiben, einige der gemeinen landläufigen Ausdrücke, was aber den Bauern gar nicht recht war; es erschien vielmehr beim Landes Chef eine Deputation aus ihrer Mitte die ihn bat dem Dr. Salfinger solches zu verwehren, sie verständen die gebildete Sprache schon auch . . . Alf erinnerte dieser Vorfall an etwas, was unserm gemeinschaftlichen Freunde Dr. Strasser einige Monate früher zugestoßen war. Als nämlich dieser nach dem October-Aufstand Wien verlassen hatte und sich seinen Wählern vorstellte um sein Benehmen vor ihnen zu rechtfertigen, meinte er es recht gut zu machen wenn er sich soviel als möglich der Dorfsprache bediente. Doch die Bauern lachten ihm darüber in's Gesicht; ja einige waren so erzürnt daß sie ihm Grobheiten sagten.

[61]) S. 112. Fischer hat in seinen Aufzeichnungen, und auch einmal in einem Briefe an mich 18. Februar 1882, seinen Vorgänger den Grafen Ugarte für diese „Entweihung des Sacraments" verantwortlich gemacht; ob die Beamten erst zur Beichte gegangen habe sich niemand gekümmert, wenn sie nur pflichtschuldigst zur öffentlichen Communion erschienen ꝛc. Ich kann meinem verewigten Freund in diesem Punkte nicht ganz recht geben. Ugarte hat nicht ganz aus eigenem gehandelt, sondern im Geiste der damals in publico-ecclesiasticis bestehenden Verordnungen; auch daß die Beichte der Beamten nicht controlirt wurde war den Gesetzen gemäß, denen zufolge den kaiserlichen Beamten keine Beichtzettel abgefordert werden sollten (Jos. Helfert Heilige Handlungen, 2. Aufl. Prag 1843, S. 64, 198 f.). Eine durch Befehl herbeigeführte Entwürdigung des Sacraments läßt sich, und darin gebe ich Alf Recht, gewiß nicht rechtfertigen. Ob es aber vom Uebel gewesen sei es den Beamten nahezulegen durch Ablegung der österlichen Beicht und öffentlichen Empfang der Communion der Religion des Herrscherhauses und der weit überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung jene Huldigung darzubringen, die ja der Soldat, ohne Rücksicht seines Glaubensbekenntnisses und seiner persönlichen Ueberzeugung, durch das Präsentiren des Gewehres und das „Kniet nieder zum Gebet" derselben leistet, das dürfte denn doch einigermaßen in Frage zu stellen sein. Unter den jetzigen Zeitverhältnissen lassen sich allerdings die diesfalls früher bestandenen Verordnungen nicht wieder einführen; daß aber eine nach mehr als einer Richtung heilsame Uebung — immer vorausgesetzt die Ausschließung jedes Zwanges! — so leichthin außer Gebrauch gesetzt worden, scheint mir immerhin bedauerlich.

[62]) S. 113. Fischer meinte es sei ein Fehler gewesen die Hußaren aus Böhmen so nahe an der steirischen Gränze, statt weiter westwärts durch das Salzkammergut und Tyrol geführt zu haben. Allein er mußte gleichwohl zugeben daß, wie damals die Zustände waren, ihnen auch von Wels aus der Weg nach Ungarn offen gewesen

Digitized by Google

wäre. — Ich habe das Ereignis ganz nach der Erinnerung Fischer's erzählt die, nach seinem eigenen Beifügen, nur in dem einen Punkte schwankte ob die Hußaren wirklich bei Steyr und gleich am nächsten Tage durchgegangen. Amon v. Treuenfest in seiner Gesch. d. 12. Inf.-Reg. S. 194 f. erzählt von einer Escadron Palatinal-Hußaren die „auf dem Zuge durch Kärnten" bei „Lofenstein-Leuthen" durchgebrannt, dann am 11. Juni in der Nähe von Leoben von einer Abtheilung des 55. Linien-Inf.-Reg. aufgehalten und überwunden und am nächsten Tage kriegsrechtlich behandelt und „decimirt" worden sei. Allein Lofenstein liegt nicht in Kärnten, sondern in Ober-Oesterreich an der Enns südlich von Steyr, an der gerade nach Steiermark führenden Straße. Was es mit jenem „Leuthen" für ein Bewandtnis haben soll weiß ich nicht.

[63]) S. 114. Wortlaut des Erlasses im „Amtsleben" S. 144—146.

[64]) S. 115. Ja er „hat mich auf seiner Durchreise durch Linz nicht einmal besucht, auch später mit mir kein Wort davon gesprochen, was vielleicht doch schicklich gewesen wäre." Alf an Helf 7. März 1881.

[65]) S. 115. Alf und Helf 24. Juni 1849: „Vom Grafen Stadion kann ich nicht schreiben, mein Herz blutet wenn ich an ihn denke aus allen Poren".

[66]) S. 115. Wortlaut des ministerialen Rundschreibens im „Amtsleben" S. 135—140.

[67]) S. 119. Fischer nennt hier wieder keinen Namen sondern redet nur im allgemeinen von „einem Grafen". Grafen unter den damaligen Länder-Chefs waren nur Gołuchowski in Lemberg, Lažanský in Brünn, Bissingen in Tyrol; keinem der ersteren beiden möchte ich das im Text erwähnte mannhafte Wort zutrauen.

[68]) S. 120. Fischer erwähnt in seinen Aufzeichnungen öfter eines Mannes der 1819/20 in Wien als Student einen geheimen Bund stiften wollen und der dann im Jahre 1848 im Salzburgischen arg gewühlt und an der Spitze eines demokratischen Vereines gestanden habe. Als Fischer eine Zeit Landes-Chef war, ergab sich eine Gelegenheit und er sandte dem ehemaligen Freunde einen Gruß, der darüber so gerührt war daß er als Gegengabe an Fischer eine mit den Acten und Protocollen des demokratischen Vereines angefüllte Kiste schickte. Fischer erwirkte dessen Versetzung in eine andere Provinz; aber bald rührten sich die alten Schrullen wieder, woran seine Frau den größten Antheil gehabt haben soll, und er mußte gänzlich aus dem Staatsdienst entfernt werden. Name ist wie gewöhnlich keiner genannt. . . Franz Peitler geb. 21. November 1808 zu Gmünd in Kärnten, kam 1850 als Assessor zum k. k. Landesgericht in Wr. Neustadt, wurde am 29. August 1857 Kreisgerichtsrath in Korneuburg, am 16. October 1860 Landesgerichtsrath in Wien. 1861 von den Märkten Neumarkt Oberndorf ꝛc. in den Landtag und von diesem in den Landesausschuß des Herzogthums Salzburg gewählt und 1867 wiedergewählt, was seine fortwährende Beurlaubung von seinem Amtssitze zur Folge hatte, trat er in letzterem Jahre in Pension und starb 1877 18. Januar hochgeachtet und vielfach betrauert in Salzburg. (Anton Ritter v. Steinhauser Franz Peitler. S. A. a. d. Salzb. Ztg. Salzburg Franz Endl. 1877). . . . Ueber die beiden Professoren schrieb mir Alf am 12. März 1849. „Reyer und Wolf in Salzburg zu belassen geht nach dem Antrage des Grafen Mniszech absolut nicht an. Noch weniger räthlich wäre es sie zu entlassen, weil sie in diesem Falle doch gefährlicher werden könnten. Am sichersten wären sie bei den Tyrolern aufbewahrt." In dem a. u. Vortrage vom 19. März 1849 hieß es: Obwohl das Kreisgericht keine Criminal-Untersuchung vorzunehmen befunden, und auch die vom Minister des Innern über ihren abenteuerlichen October-Zug eingeleitete Disciplinar-Untersuchung keine solchen Ergebnisse geliefert habe, um ihre Dienstentlassung angezeigt erscheinen

Digitized by Google

zu lassen, „zumal beide Professoren in ihren Fächern ausgezeichnet sind", sei ihre Versetzung um so dringender geboten, „als die beginnende Agitation der zwar kleinen, jedoch kecken und fest zusammenhaltenden demokratischen Clique in Salzburg gegen die von Euer Majestät allerhöchst verliehene Constitution in den beiden obgenannten Männern ihren größten Stützpunkt findet, da Dr. Reyer auf die Bevölkerung der Stadt, ja selbst auf Mitglieder des Gemeinderathes und auf angesehene Bürger einen sehr großen Einfluß ausübt, und Dr. Wolf zwar nicht so gefährlich, jedoch sein gelehriger Schüller ist." Auch versichere Graf Mnisz ech, „daß durch das entschiedene Auftreten einiger Gutgesinnter ein erfreulicher Umschwung der Volksstimmung in Aussicht steht, die demokratisch Gesinnten durch die Versetzung der obgenannten Männer ihrer Leitung beraubt, die Gutgesinnten wie von einem Alpdrucke befreit leichter aufathmen werden" . . . Professor W o l f blieb in Lemberg bis 1872 wo er wegen andauernder Kränklichkeit laut a. h. Entschließung vom 17. Januar mit Belassung seines vollen Gehaltes in den Ruhestand versetzt wurde. R e y e r schied 1850 aus dem Lehramte um einem Rufe nach Cairo zu folgen, wo er sich eine geachtete und zugleich sehr einträgliche Existenz zu gründen wußte. Ueber seine weiteren Schicksale bin ich außer Stande etwas anzugeben.

[69]) S. 121. So hatte er einmal von B a c h als Minister des Innern den Auftrag erhalten ihm Persönlichkeiten zu bezeichnen die im Umsturzjahr entschlossene Loyalität gezeigt hätten und die darum Sr. Majestät für eine Auszeichnung vorzuschlagen wären. Natürlich mußte sich der Landes-Chef für diesen Zweck an seine Kreishauptleute wenden. Einer derselbe bezeichnete ihm einen Arzt, einen Hofmeister und zwei Bauern, deren Verdienste er auf das glänzendste herausstrich und die auch richtig alle vier die goldene Medaille erhielten. Nachherhand kam hervor daß der Hofmeister ein überspannter Demokrat und der eine Bauer ein solcher Raufbold war daß ihm die Bursche die Medaille von der Brust herabzureißen drohten wenn er sich damit im Dorfe zeigen wollte. Am ärgsten aber war es mit dem Arzt der die kaiserliche Auszeichnung gar nicht annehmen, ja darüber eine Erklärung in die Zeitungen geben wollte, so daß es allen Ernstes Fischer's bedurfte um wenigstens diesen ärgsten Scandal zu verhüten.

[70]) S. 124. Der Drohbrief war unterzeichnet: „Johann Delman und so mehrere mitsammen Verschworene". Die Loyalitäts-Erklärung des Ausschusses trug das Datum des 16. Januar 1850 und die Unterschriften des Stadt- und Landrathes F r a n z Ritter v. H a r t m a n n als d. Z. Vorstand, D ü r r u b e r g e r Ausschuß-Mitglied, G r u b m ü l l e r Schriftführer.

[71]) S. 125. Nach einer brieflichen Mittheilung des Fräuleins v. G u m e r würde Freund Alf die Loge wohl benützt haben wenn man sie ihm angeboten oder ihn aufmerksam gemacht hätte daß dies jedem Statthalter zustehe. Dann wäre dies ein Beweis mehr, wie unweltläufig dieser sonst so erfahrene kluge und praktische Mann in der bureaukratischen Sphäre war.

[72]) S. 125. Als Fischer bei einer Anwesenheit in Wien sich bei Ministerial-Rath O e t t l beklagte, einem „nach ihm ernannten Grafen" habe man jene Begünstigung ertheilt, ihm aber nicht, sagte jener: „O lieber Freund, nimm Dir nur die Grafen nicht zum Muster, die sind gerade die schmutzigsten."

[73]) S. 125. In Wien erzählte man sich, ein Bauer habe, als Fischer einmal mit mehreren in der Wirthsstube zusammen gesessen und mit ihnen in ihrer Art gesprochen, zu ihm gesagt: „Herr Statthalter, das verlangen wir gar nicht, daß Sie sich so g'mein mit uns machen. Ein Unterschied muß sein. Ob Sie's gut mit uns meinen

Digitized by Google

und für uns wirken, das merken wir schon." In meinem späteren Briefwechsel habe ich Alf bei einer Gelegenheit dieses Gerücht mitgetheilt und er stellte es entschieden in Abrede daß etwas derartiges vorgefallen sei; es würde ihm, schrieb er mir, ein solcher Ausspruch gewiß im Gedächtnisse geblieben sein. Auch seien in seinen Versammlungen und dann zu Tische nie blos Bauern gewesen, sondern an erster Stelle die Honoratioren des Ortes und Bezirkes, und von Bauern nur Bürgermeister, Gemeindeälteste und sonst ein oder der andere verdiente Mann. Bei einer einzigen Versammlung seien nur Bauern gewesen, aber da habe er keine Gasterei gegeben; die Versammlung habe in den Räumen des herrschaftlichen Schlosses stattgefunden und er sei von der gräflichen Familie zu Tische geladen worden. Auch habe er die Natur des Bauern zu gut gekannt um sich eine Blöse jener Art zu geben. „Ich bin unter Bauern aufgewachsen, habe als Advocat viel mit ihnen verkehrt und habe die Erfahrung gemacht daß sie selbst die Herablassung der hohen Herren nicht gern sehen; sie wünschen nur daß man mit ihnen artig und freundlich verfahre. Kurz, es ist eine Erfindung oder Verwechslung, vielleicht mit der Bauern-Deputation wegen Salfinger's Schrift". Alf an Helf ohne Datum beiläufig August 1875.

[74]) Zu S. 128. Ich habe mich vergebens bemüht eines Exemplars dieser Druckschrift habhaft zu werden. Eines soll sich im Nachlasse des Verfassers, Oberförsters Joseph Vogl in Kogl bei St. Georgen im Attergau befunden haben, wurde aber von dessen gleichnamigem Sohne, Forstmeister bei der freiherrl. Mayr v. Melnhof'schen Gutsverwaltung in Salzburg, bis zur Stunde nicht aufgefunden.

[75]) S. 130. Es scheint ein Conflict zwischen der Linzer Polizei-Direction und dem Gemeinderath gewesen zu sein. In der Wr. Ztg. 1851 Nr. 23 v. 26. Januar S. 258 wird eine Widerspänstigkeit des Gemeinderathes gegen die Forderungen des Gesetzes über die Handels- und Gewerbe-Kammern §. 40 erwähnt. Bald darauf fand eine Art Maßregelung statt, indem der amtirende Statthaltereirath Franz Sales. Kreil am 12. Februar in der Sitzung des Gemeinderathes erschien und die Erklärung abgab, er werde den §. 83 des Gemeinde-Statuts nunmehr in voller Strenge handhaben und jeder Sitzung entweder in Person oder durch einen von ihm bestellten Commissär beiwohnen; Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 23 vom 29. Januar, Nr. 38 v. 15. Februar.

[76]) S. 130. Der Kauf, der sich auf den Burgfrieden und das damit verbundene Fischereirecht erstreckte, wurde erst nach Alf's Rückkehr nach Wien am 15. September 1851 abgeschloßen. Verkäufer war der Wirth Alexander Pöll in Landeck.

[77]) S. 131. In einigen Aufzeichnungen Alf's findet sich der Ausspruch: „Wir Minister haben uns bei Antritt unseres Amtes vorgesetzt" ɔc., so auch in einem Briefe an mich vom 1. Mai 1873, wo er meint, ich hätte in meinem III. Bande den Fürsten Felix Schwarzenberg doch zu günstig beurtheilt, mit seiner Offenheit sei es nicht weit her gewesen ɔc. In einer andern Aufzeichnung über denselben Gegenstand heißt es dagegen: Fürst Schwarzenberg habe später mit vollen Segeln auf den Absolutismus losgesteuert; wäre Stadion an seiner Seite geblieben, so würde es nie zu den Ordonnanzen vom August und December 1851 gekommen sein; Bach habe sich ganz dem Fürsten gefügt, keine eigene Politik verfolgen dürfen. „Hätte Bach thun können was er wollte so würde Preußen 1850 für immer niedergeworfen worden sein; dieses war sein Plan, ich weiß es gewiß. Auch gegen die widerspänstige ungarische Aristokratie würde er mit unerbittlicher Strenge vorgegangen sein" ... Diese letztere Auffassung Alf's ist denn auch die richtige. Die Wandlung in den Zielen Schwarzenberg's ist erst eingetreten als er die Macht seines Monarchen und des Ministeriums mehr und mehr

Digitized by Google

Philosophische Gedankensplitter.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

I.

Die philosophischen Disciplinen haben nur einen secundären Wert, — so rufen Viele aus, welche in die Tiefen der Philosophie, ohne die doch keine andere Wissenschaft einen soliden Bau aufführen kann, noch keinen näheren Einblick gethan haben. Ja freilich, für unsere großentheils in Materialismus versumpfte Zeit haben die Geisteswerke eines Plato, Aristoteles, der Scholastiker des Mittelalters, bis herab auf die großen bahnbrechenden Schöpfungen eines Ernst v. Lasaulx, Martin Deutinger, Wilhelm Rosenkranz u. a. m. keinen Werth. Wem jedoch die Güter des Geistes höher gehen als jene der Materie, wer sich wirklich orientiren will über die großen Fragen die seit Menschengedenken die Welt bewegten, als da sind: Woher kommen wir? was sind wir? wohin gehen wir? was ist Gott und Welt, Seele und Leib, Natur und Geist, Grund und Zweck des Daseins? was bedeuten die Probleme über des Menschen Freiheit, Tugend und Unsterblichkeit? — der wird der Philosophie, als der lieblichsten Wissenschaften einer, den Namen einer regina scientiae nicht versagen können.

II.

Es ist ein großer Irrthum unserer Zeit zu behaupten, die Wissenschaft vertrage sich absolut nicht mit der Religion. Wer da sagt: um zu wissen müße man den Glauben aufgeben, oder umgekehrt, hat einen ebenso unrichtigen Begriff vom Glauben als vom Wissen; denn nicht die Wissenschaft ist im Kampfe mit der Religion, sondern die Unwissenheit, die Oberflächlichkeit und die Afterweisheit. Die Erfahrung lehrt uns, daß man ein sehr gründlicher und eifriger Pfleger der Wissenschaft und gläubiger Christ in einer Person sein kann. An glänzenden Beispielen dieser Art fehlt es weder in der alten noch in der neuen Zeit. So ist es von den drei Vätern der modernen Astronomie Copernicus, Keppler und Newton bekannt, daß sie gläubig fromme Christen waren. Letzterer beschäftigte sich nebst mathematischen und astronomischen auch viel mit theologisch-exegetischen Studien. Der größte Mathematiker des achtzehnten Jahrhunderts Johannes Euler hat uns eine treffliche Schrift hinterlassen, betitelt: „Rythmus der göttlichen

Digitized by Google

Offenbarung gegen den Einwurf der Freigeister". Auch unter den Naturforschern der Jetztzeit gibt es neben den Repräsentanten der im niedersten Materialismus versunkenen Richtung eines Moleschott, Büchner, Vogt, auch unter den Deutschen zahlreiche Gelehrte, welche in ihre wissenschaftlichen Erörterungen nicht nur keinerlei Angriffe gegen die Religion einmengen, sondern die materialistisch atheistischen Erörterungen ihrer Fachgenossen geradezu misbilligen, wie Justus v. Liebig, Fr. Schödler, Hyrtl und viele Andere. Solche große Geister fühlen und schätzen sich glücklich schöpfen zu können aus dem nie versiegenden Brunnen der Religion, aus dieser immer neue Kräfte zu gewinnen für die Stürme des Lebens, woraus zur Evidenz hervorgeht, daß die Höhen der eminentesten Wissenschaft und die geheimnisvollen Tiefen des christlichen Glaubens nichts weniger als unvereinbare Gegensätze sind.

III.

„Ist denn die menschliche Vernunft an sich selber irre geworden", so ruft der gelehrte Philosoph Wilhelm Kaulich in seinem System der Metaphysik mit Recht aus — „da doch Jahrtausende hindurch Vernunft und Autoritäts-Glaube an der Idee eines persönlichen Gottes festgehalten haben, während nun die Vertreter der modernen Wissenschaft das Publicum überreden, dieser Autoritäts-Glaube gehöre in die Kinderstube, der in den Vollbesitz seiner Denkkraft gelangte Mann müße sich von diesem Ammenmärchen emancipiren". Gerade der richtige Vernunftgebrauch muß zu dem logischen Resultate führen, daß ohne die Idee eines persönlichen Gottes verbunden mit dem Schöpfungsbegriff, und ohne die Anerkennung des Gegensatzes von Geist und Natur im Bereiche des geschaffenen Seins, kein Verständnis des Menschendaseins wie des kosmischen Ganzen gewonnen werden kann.

IV.

„Die Wissenschaft ist gut", sagte der tiefsinnige Historiker und Mystiker Joseph von Görres „sie muß aber die höhere Flamme des Glaubens selbst in ihrem Marke tragen, soll sie nicht zum Irrlicht werden, das in's Wilde führt". Viele wurden in solche Wildnis hinausgeführt, denen ihr Christenthum in dem Maße abhanden gekommen ist, als die Gelehrsamkeit bei ihnen eingezogen.

V.

In den christlichen Schönheits-Idealen spiegelt sich das innerste Wesen des Christenthums, und kann in denselben das edelste Beförderungsmittel der in unserer Zeit so tief gesunkenen religiösen Gesinnung erblickt werden, gleichwie die wahre und echte Kunst als versinnbildetes Wort Gottes nur eine Schwester der Religion ist.

Digitized by Google

VI.

Poesie, du Fürstin im Reiche des Gedankens, wie wirst du selbst von manchen derjenigen misbraucht, denen die erhabene Gabe dir zu dienen gegeben ist. Anstatt Pegasus' Flügel zu benützen, Herzen und Geister in Spruch und Reim zu dem Einen Ewigen Wahren und Unvergänglichen himmelwärts zu lenken, nutzt auch du hehre Himmelsfürstin dem Götzen des Tages in den modern materialistischen Ideen ein Weihrauchkörnchen opfern. Nahezu erstorben und vergessen ist des frommen Sängers Angelus Silesius Wahrwort:

Lieblich singt die Nachtigall
Süßer tönt der Flötenschall,
Doch über alles hoch
Klingt das Wort — „Marienſohn".

VII.

Der Born aus dem uns immer neues Leben zufließt ist die Religion. Sie stärkt und stählt den Jüngling, kräftigt den Mann und verleiht dem Greis den Muth getrost dem Sarge entgegenzublicken. Sie ist die Quelle der ewigen Jugend auf Erden, der unvergängliche Frühling des Geistes. Die Schale aber, mit der wir aus jenem Brunnen des Lebens ewige Jugend schöpfen können, ist die Poesie, von welcher Deutinger sagt:

„Der Dichter ist König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Ideale Himmelsräumen."

VIII.

Die Kirche mit ihren beseeligenden Lehren begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Sarge. Beim ersten Athemzuge des Neugeborenen tritt sie als Gottgesandte heran, um den neuen Erdenbürger durch die heilige Taufe zum Himmel zu weihen. In das zarte jungfräulich reine Herz des Kindes pflanzt sie früh den Samen alles Guten und Edlen, auf daß es keime und Früchte bringe, für Zeit und Ewigkeit. Der aufblühenden Jugend spendet sie das Sacrament der Firmung, um sie durch die sieben Gaben des heiligen Geistes von jedem Irrwege abzuhalten und in der Tugendlaufbahn die Bürgschaft des Glückes zu begründen. Wenn später nach dem Rathschlusse der Vorsehung Jüngling und Jungfrau den Bund der Liebe besiegeln wollen, so erscheinen sie wieder vor Gottes Altar um durch geweihte Priesterhand mit dem Bande der ehelichen Treue zu unauflöslicher Gemeinschaft vereint zu werden. Den gereiften Mann begleitet die Religion hinaus in's feindliche Gewühl des Lebens, ist ihm eine treue Rathgeberin in schwierigen Augenblicken die über seine Zukunft entscheiden, trocknet ihm den Sorgen-

Digitized by Google

schweiß von seiner Stirn und reicht ihm die Palme des Friedens. Die Kirche freut sich mit dem Glücklichen und lehrt ihn den Segen den der Herr ihm spendet zu seinem und Anderer Heile genießen, sowie Werke der christlichen Charitas üben und pflegen. Sie trauert mit dem Unglücklichen und Armen, steigt hinab zur Hütte des Bettlers, um zeitliche und geistliche Wohlthaten zu spenden. Dem Verirrten und Gefallenen bietet sie hülfreiche Hand, um ihn mit Muth und Gottvertrauen auf den rechten Weg zu bringen. Den lebensmüden Greis bettet sie sanft zu Grabe, verläßt ihn nicht wenn er auch vereinsamt und verarmt vor der Welt dasteht, lenkt seinen Blick in jene Heimat wo es keinen Tod mehr gibt, und versieht ihn mit den Sacramenten der Sterbenden um an seinem Sarge die Worte zu sprechen: „Requiescat in pace". Ihre Liebe reicht bis über das Grab hinaus, und selbst Jener, die von keinen Hinterbliebenen betrauert dahingeschieden sind, gedenkt sie im frommen Gebete, im heiligen Opfer.

IX.

Die seichten Strömungen der Gegenwart haben jenen lieblichen von den edelsten Geistern ersehnten Zeitpunkt, wo Cultur, Civilisation und Religiosität, Wissenschaft und Glaube sich in Freundschaft umarmen, allerdings in denkbar weite Ferne gerückt. Dennoch soll die Brust eines jeden Christen die felsenfeste Zuversicht nähren, daß der Idealismus der Religion früher oder später alle Geister beseelen und in bessere Bahnen lenken wird, womit ein neues goldenes Zeitalter anbrechen würde.

X.

Zu den Hauptkrankheiten unserer Tage gehört unstreitig der Mangel an wahrhaft inniger aufrichtiger uneigennütziger Liebe, die selbstlos und aufopferungsfähig ist. Fast ganz verklungen ist, was der edle Friedrich Leopold Graf zu Stolberg in die herrlichen Worte kleidet:

Liebe ist unser Leben,
Liebe ist unsere Bestimmung,
Liebe ist unser Heil,
Liebe ist eigentlich das einzige,
Was Gott von uns fordert,
Denn die Erfüllung aller Pflichten fließt aus ihr!

O möchte nie des Dichters Klage in Erfüllung gehen, die er dem Bilde beifügte, welches einen in der Schlacht gefallenen Reiter darstellt, dessen Pferd selbst im Tode nicht wich:

Ist's denn zur Wahrheit worden,
Was dieses Bild hier sagt:
„Das Thier nur liebt, die Menschen morden",
Dann sei es Gott geklagt.

Digitized by Google

XI.

In demselben Verhältnis, als im Staate, in der Gesellschaft und Familie die Religion und die damit verbundene Moral abnimmt, schwindet auch der Friede, die Treue und die Achtung vor allen obrigkeitlichen Gewalten, diese Fundamental-Tugenden jedweden Gemeinwesens. Den besten und schlagendsten Beweis hiefür liefert uns die Gegenwart. Die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienende nach Tausenden und aber Tausenden zählende arbeitende Classe der Gesellschaft hielt noch bis vor wenigen Jahrzehenten größtentheils an den Satzungen der Offenbarung fest, glaubte noch an Gott, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und eine ewige Vergeltung. „Emancipire dich von den niederdrückenden Fesseln der Religion", rief ihr die im Schablonen-Liberalismus großgezogene öffentliche Meinung zu, „dann wird es alsbald besser werden!" Geblendet von den Fallstricken der „gebildet" sein wollenden Wortführer, die hohltönende Phrasen im Munde führen, warfen gar viele das kostbare Kleinod des Lebens, die geoffenbarte Wahrheit über Bord. Und was für einen Ersatz bot man dafür den Arbeitern? Herz- und Lieblosigkeit, zumeist harte Behandlung seitens so mancher Groß-Industrieller, während das einstige patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr und mehr schwand. Damit hat aber die vielberegte Lösung der socialen Frage eher einen Rückschritt als einen Fortschritt gemacht, da eine wirklich befriedigende Lösung derselben nur im harmonischen Einverständnisse mit den von Gott gesetzten Gewalten — der Kirche und dem Staate — erfolgen kann. Sehr schön spricht sich diesbezüglich ein längst verschollener Dichter in folgenden Versen aus:

Ist denn das große Räthsel unserer Tage
So schwierig für den menschlichen Verstand,
Daß er für uns'rer Zeiten größte Frage
Noch nicht die Antwort, nicht die Lösung fand?
Die Liebe muß die Herzen ganz durchdringen,
Die jetzt der Eigennutz und Hochmuth nährt,
Der Liebe kann das Werk allein gelingen,
Der Liebe, die den Haß in Liebe kehrt.

XII.

„Per crucem ad lucem" — so lautete der unsterbliche Schwanengesang des begeisterten Vorkämpfers der in seinem Vaterlande seit geraumer Zeit darniedergeworfenen Freiheit sowie des noch mehr darniederliegenden Rechtes: Hermann von Mallinckrodt, dem selbst die erbittertsten Feinde des Christenthums ihre hohe Achtung nicht versagen konnten. „Durch's Kreuz zum Licht" — heißt nunmehr die gleichsam zum geflügelten Worte gewordene Devise aller treuen Streiter der Kirche, bis ausgerungen ist der Kampf, um im Lichte der Verklärung die unermeßlichen Herrlichkeiten Gottes in ewiger Vollendung zu schauen!

Digitized by Google

Kleinigkeiten

von Joseph Huschak.

I.

Anspruchsloses in Sprüchen.

Mit unseren Errungenschaften sind wir gar leicht selbst die Geschlagenen.

Jemehr die Natur sich dem Sommer nähert, umsomehr erhöhen sich die Sommergluten; wenn wir uns dem Lebenssommer nähern, sind unsere Gluten zuweilen erloschen oder wenigstens durch Erfahrungen des Jugendlenzes zum Erstaunen abgekühlt.

Der Eine hat Sorgenlast, der Zweite laßt andere sorgen.

Man wird „ausgezahlt" wo man wenig oder nichts bekommt.

Bei aller Sorgfalt stehen die Sorgenfalten in Aussicht.

Willst du nicht von jemanden verlassen werden, verlaß dich auf niemanden.

Die „Heller" sind außer Cours, dagegen coursiren noch Personen die auch keinen Heller werth sind.

Als Knabe träumt' ich als Glück: „Mann" zu werden; als Mann trage ich nur den wachen Wunsch: „Glückskind" zu sein.

„Guter Rath ist oft theuer", dennoch theurer Rath nicht immer gut.

Aus keinem Laster hat eine Tugend sich gestaltet, das Gegentheil ist aber häufiger der Fall.

Die Art mit welcher Viele nach Ehre streben ist zuweilen schmählich und schandvoll.

Langsamkeit ist — zum Davonlaufen.

Digitized by Google

Wie Viele sind im Genuße von Diäten, während die Meisten bezüglich ihrer Genüsse nur an — Diät gewiesen sind.

In der Liebe sind alle Mädchen Engelsgestalten, in der Ehe muß man erst abwarten, ob sie sich auch als Engel gestalten.

Zu viel — ist ungesund! Die Meisten erkranken aber durch das „zu wenig".

II.

Gesammeltes aus den kärntnerischen Bergen.

Almlieder.

Dort ob'n auf der Alm
Is a Lackl, macht Eis,
Daß mi d' Send'rin net mag
Is mir a nix mehr neu's.

Dort ob'n auf der Alm
Is a Kasa, macht Kas,
Vonweg'n an Dirndl trauri sein,
Zwö wär' denn das?

Halta-Gsangl.

Der Summa
Geht umma,
Das Laub
Wird schon hell,
Die Liab
Hat si g'ändert —
Warum denn so schnell?

Digitized by Google

Mein Fuatta is a Wieſl und a Wad,
Mein Viech is a Gas und a Kuah,
Mein' Alte hat a fünf, a ſechs Anten,
Drei Hahna und an' ſakriſchen Hahn.
Da müaß'ma uns beide gut g'wandten,
Es bleibt no was über davon!

Jaga-Lieda.

Bald ſchiaß' i an' Gams,
Bald ſchieß' i a Reh,
Bald liab' i a Schwag'rin
Da drob'n af der Höh'!

Wann's Gaſſel ſchön ſpringt
Und der Raubvogel ſingt,
Und wann's Büchſerl laut gellt,
Is a Freud auf der Welt.

Von Gamſerln die Ran,
Von Hirſcherl dös G'weih,
Von Schildhahn die Federn,
Von Buaberl die Treu.

Valiable Sachen.

Bei dir bin i g'ſeſſen,
Bei dir ſitz' i gern,
Da kann man, wenn's ſtill is,
Mein Herz klopfen hör'n!

Dirndl! Haſt' net g'hört
Meine Seufzerl'n knall'n,
Dö bei dein' Fenſter
Nieder ſein g'fall'n?

Auf'n Bichla, da bin i ob'n g'ſeſſen,
Da war'n meine Augerln gar trüab,
Auf Di kann i halt do net vergeſſen,
's wird alleweil größer die Liab!

Digitized by Google

Dort oben in Wald
Thuat a Bacherl rauſchen,
Geh' nur her mein liab's Dirndl,
Thuan wir 's Herzerl vertauſchen!

Dort oben in Wald
Thuan zwa Gamſerl ſcherzen:
Wo kan Eiferſucht is,
Is kan' Liab in Herzen.

Mein Herz thuat mir weh,
Wo i geh', wo i ſteh',
Wo i ſitz', wo i lahn',
Mag ich's niendaſcht derthan.

Wann Du mi net magſt,
Hab'n mi and're Leut' gern,
Weg'n Deiner werd' i a no
Kan' Kloſterfrau werd'n.

Glei heirathen thua i net,
Is mir no z' früah,
Kan Wärmſtuben brauch' i net,
Kalt is mir nia!

Glei heirathen thua i net,
Möcht's a net than,
Kan Wärmſtuben brauch' i net,
Schlaf' gern allan!

I flecht' Dir a Körberl,
Gar herzi und fein
Da legſt Du Dein Herzerl,
Dein falſches hinein!

Haſt g'ſagt, wirſt mi liab'n
Wie das Bleamerl am Feld,
Du biſt a Lumperle Du,
Is kan ſöit's af der Welt!

Mein Herz muaß an' Fehler hab'n,
Dös is ſchon g'wiß,
Weil's wacklet und roglet
Beim Dirndl halt is!

Digitized by Google

Mein Herz muaß an Fehler hab'n,
Dös is ſchon g'wiß,
Denn ſo oft i mein Buam ſiech,
So gibt's mir an Riß!

Die „Lieab"' is a Dirndl,
Der „Verſtand" is a Bua,
Und ſo g'ſcheidt als er is,
Foppt's ihn dennat no gnua!

Biſt a amal mein g'weſen,
Kannſt's no amal werd'n,
Auf der abg'hatzten Brandſtatt'
Da brinnt's ſoviel gern!

's Halſen und Bußerln geb'n
Is ja kan Sünd' —
Dös hat der Caplan
Auf der Kanz'l verkünd't!

Dort unten in Thal
Liegt ſchon wieda a Thau,
Mein Dirndl thuat wana,
Hat a trauriges G'ſchau!

Das Dirndl is trauri
I hon ihr nix than,
Schlagt d' Augen af'n Bod'n,
Schaut mi nimma an!

Zwa Dirndln liab'n,
Dös muaſt net leid'n,
Sonſt muaſt Du Dein Herzerl
Von anand ſchneid'n!

Derfſt net vazweif'ln,
Sonſt haſt ja a Sünd,
An' andere Muatta
Hat a an' lieab's Kind!

A andere Muatta,
Hat a an' liab's Kind,
Was Di, wannſt es gern haſt,
Heirathen kinnt!

Digitized by Google

Wann i mein Dirndl halsen thua
Druckt sie dö Augerln zua,
Und wann ich's recht bussel wird's stad
Glei als wann's einschlafen that.

's hat mi's Dirndl valassen,
Wie trauri bin i,
Werd' an' Weibl was zahl'n,
Dös kann wanen für mi!

's Dirndl hat an'
Hitschaten hatschaten Gang,
Mit dö Ferschna vanand,
Mit dö Zehana z'samm.

Mein Schatz is a Mülla,
Thuat Tag und Nacht mal'n,
Hiazt is mir der Tolapatsch
In's Mehl eini g'fall'n.

Du sakrischa Schreiberbua,
I wir Dir's vatreib'n,
I nimm Dir dö Federn weg,
Aft kannst nimma schreib'n!

Der Nachbar hat a Tochta,
A wunderschöni:
Bucklnasert, krumpschnablert,
Kropfert a weni.

Verschiedene G'sangln.

Bin in hinter'n Wald g'wen,
Thuat aber net viel geb'n,
Vor a zwanz'g a dreiß'g Jahrèn
War a lustigers Leb'n.

A ehrlich's Geblüat
Und a ehrlich's G'müath
Und a Herzerl a treu's,
Das is dö steirische Weis'.

Zwa ſchneeweiße Täubla
Und a ſchwarza Tauba,
Die Muatta is brav,
Dö Tochta ſauba.

Um an Buam z'trauern,
Wär' dös net a Schand'.
I drah mi' kurz um,
Gib an' Andern die Hand.

In Feld da ſingt d'Lerchen,
In Wald ſchlagt der Fink,
Z'Haus hab i a Nachtigall,
Dö dazua ſingt.

Heirathen thua i net,
I hab's verred't,
Dös Kindag'ſchrei mag i
Net leiden im Bett.

Gott ſei mir gnädi,
Und i bleib ledi,
Ledi is der ſchönſte Stand,
Für's heirathen küſſ' i d'Hand.

In Samſta is Kirda',
Schön's Schatzerl was willſt hab'n?
„Kauf du mir kan' Mühlſtein,
Den könnt' i net vertrag'n."

An' Schwalb'n macht kan' Summa,
An' Maurer baut kan' Haus,
Weg'n an Bürberl z' trauern,
Dös zahlt ſi net aus.

Digitized by Google

Der „Poet."

Skizze aus dem österreichischen Städteleben in halbvergangener Zeit.

(Von P. Benedict Kluge, Cistercienser-Priester, Pfarrer in Würflach.)

Die trefflichste Charakteristik des Oesterreichers haben schon ältere Touristen und Beobachter mit den Worten gegeben: Der Oesterreicher hat Gemüth. Diese Eigenthümlichkeit trat vor der Periode der Dampfkraft in größerer Mannigfaltigkeit und in anheimelnderer Naivität im Verkehre hervor als heute, da sie von fremden Elementen oft genug ausgebeutet und als Beschränktheit verunglimpft wird. Im öffentlichen Verkehre mit Fremden ist daher der jüngere Menschenschlag Oesterreichs einigermaßen zurückhaltender, in der Aeußerung seiner Gemüthlichkeit scheuer und vorsichtiger geworden. Aber trotzdem herrscht sie noch immer im engeren Bekanntenkreise, ist sie vollbürtig und heimatsberechtigt im Familienleben. Hier gewahrt man noch immer die Echtheit des Wortes: der Oesterreicher hat ein Herz.

Jeder Rührung ist des Oesterreichers Gemüth zugänglich; es will sich gütig, nachsichtig, milde erweisen gegen jedermann. Dieser Zug ist aber keineswegs ein krankhaft sentimentaler, sondern ein natürlicher und gesunder, ein gedeihlicher für Geist und Leib. Nirgends verspürt das Volk im engeren Sinne des Begriffs einen so lebendigen Zug zur Poesie wie in Oesterreich. Hier begegnen wir denn auch unzähligen Zeichen Sinnbildern und Denkmalen seines Glaubens an Wegen und Stegen, in Flur und Wald, überall will er die Einsamkeit mit religiösen Vorstellungen beleben, das Sichtbare mit Ueberirdischem verbinden, an die poesiereiche Seite seines Glaubens gemahnt und an den lieben Herrgott und die Heiligen erinnert werden. Mit unaussprechlichen Gefühlen begegnet er dem Kreuze am Wege, der schmucklosen Capelle im Walde, dem Muttergottesbilde am Baume, nimmt den Liebling harmlosen Genußes, die Pfeife, aus dem Munde und segnet sich fromm mit dem Zeichen des Kreuzes. Bunter und lebhafter tritt die poetische Ader im geselligen Verkehre, im Familienleben und bei Familien-Ereignissen hervor, nicht selten in derber urwüchsiger Form, die jedoch selbst der kritische Beobachter der strotzenden üppigen Kraft zugute hält.

Digitized by Google

Das Wirken und Walten des Seelsorgers auf dem Lande wie in der Stadt beobachtet mit Vorliebe die Aeußerungen des Herzens, die Gemüthsergüße ernsterer Heiterkeit, anziehender Harmlosigkeit, wie sie im Lebensgange seiner Kirchkinder zuweilen hervortreten. Der Weinberg des Herrn bietet neben der kostbaren Rebe auch öfter eine liebliche duftende Feldblume dem Arbeiter und Wächter zur erquicklichen Abwechslung dar. Und wie gern ruhet das Auge auf solch einer Feldblume, welche in neckischer Zudringlichkeit sagen will: Zum Nothwendigen und Nützlichen gesellet sich freundlich das Schöne; der Arbeit will zuweilen der Scherz, der ernsten und strengen Prosa des Alltagslebens die heitere Poesie folgen.

In der Freude an Blumen zeigt der Oesterreicher wiederum sein Gemüth, seine poetische Ader; denn selbst bei unzierlichster Arbeit schmückt er sich gern mit einer Blume. Das Veilchen ist ihm stets anheimelndes Symbol des nahenden Frühlings, das Vergißmeinnicht trauter Mahnruf zu treuer Liebe und Freundschaft. Beide Blumen sucht und pflückt und betrachtet Jung und Alt und versteht deren Sprache, ohne irgend einen Sprachunterricht in denselben erhalten, ohne eine Grammatik oder Wörterbuch zu Rathe gezogen zu haben. Einen „Buschen" von „Märzfeigerln" den Eltern heimzubringen, dem Lehrer im Schulzimmer, dem „Herrn Pfarrer" beim Begegnen zu überreichen, macht dem Kinde, dem Buberl wie dem „Menschl" oder „Dirndl", Vergnügen für mehrere Tage. Die angeborene Anlage zu einer Art Naturpoesie zeigt sich in der lieben Kinderwelt Oesterreichs überaus häufig und wohlthuend. Sollten sich nicht dem Seelsorger Gelegenheit bieten, bei diesen poetisch angelegten Gemüthsmenschen geistige Blumen, etwa „Veilchen" und „Vergißmeinnicht" anzutreffen und zum Andenken für prosaische Zeiten aufzubewahren?

* * *

In stiller gehäbiger Häuslichkeit hat der Bäckermeister Johannes Baptist Freisinger so manches edle Werk gethan, die Tugenden eines Christen geübt und gepflegt, die Pflichten des Familienhauptes und des patriotischen kaisertreuen Bürgers mit freudiger Gewissenhaftigkeit immer erfüllt. Sein Haus galt als musterhaft; die bravsten Bürger der Stadt, die geachtesten Männer des weiten Umkreises gingen hier aus und ein. In Mitte einer gehäbigen stillen Häuslichkeit hatte hier — im bürgerlichen Bäckerhause — aber auch ein edles ideales Geschwisterpaar Heimstätte und Ehrenplatz: Musik und Poesie. Das prosaische Handwerk vermochte die „poetische Ader" nicht vollständig zu ertödten. Vielleicht erinnern sich hiebei Manche an die alte ehrbare deutsche Sippe der — Meistersänger. Wie diese aus

Digitized by Google

dem Handwerkerstande nicht selten mühsam und sorgenreich sich empor arbeiten mußten, so auch unser „kleine Meistersinger.“

Dem liederfreundlichen Bäckermeister war ebensowenig eine sonnige Jugendzeit wie Geld und Gut zum Angebinde geworden; der Knabe wuchs in dürftigen Verhältnissen heran, und kaum zwölf Jahre alt, hatte er die Härten und Bitterkeiten als „Lehrjung“ durchzumachen. Erwähnt er doch selber in seinem späteren Tagebuche, wie er, weil von armen Eltern geboren, das tiefe Verlangen nach dem Studium bekämpfen und ersticken, wie er mit dem Unterrichte in einer ärmlichen Dorfschule sich begnügen und frühzeitig beim Broderwerb behilflich sein mußte. So überaus prosaisch diese Jugendzeit auch vorüberzog, so ganz blüthenlos war dieser Lebensfrühling doch nicht. Mit einer natürlichen Heiterkeit verbündete sich in dem heranwachsenden Jünglinge Vorliebe für Gesang und Musik. Der „Lehrjung“ ward „Geselle“, nach wenigen Jahren selbstständiger Meister und als solcher führte er eine gleich edel gestimmte Lebensgefährtin heim. Es war das hübsche Töchterlein seines ehemaligen gestrengen Lehrmeisters in Gumpoldskirchen.

Diese Standesänderung hatte eine Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse im Gefolge. Der wohlhabende Meister strebte nun als Autodidakt manches nachzuholen, was dem lernbegierigen Knaben und Jünglinge unerreichbare Schätze gewesen; er lernte ziemlich richtig schreiben, verständiger lesen und mit frohem Eifer betrieb er Musik, besonders die edle Kirchenmusik, ja im Hause des schlichten „Bäcken“ fanden bald auch die Werke der besten deutschen Classiker eine ehrenvolle Heimstätte. Ist es zu verwundern, daß solche Lectüre den Leser verlockte, zuweilen selber den Pegasus zu besteigen? Und wirklich bestieg ihn Freisinger in den Musestündchen öfter, suchte sich ihn dienstbar zu machen, wenn gleich diese Versuche sattsam den nicht geschulten Lenker verriethen.

Zu solch verzeihlicher Kühnheit mag wohl auch die wahrhaft reizende Lage seines nachmaligen Wohnsitzes, des prächtigen Marktes Gutenstein in Nieder-Oesterreich, dann der gesellige Verkehr mit den gebildeten Ordenspriestern daselbst ihn angeeifert haben. In das prächtige Gebirgsthal schaut nämlich außer dem schneeumlockten Riesen, dem gewaltigen Schneeberg, gar hold und lieblich ein Klösterlein der Diener Mariens herab, welche leutselig und gesellig gern mit den Bürgern des Marktes verkehren. Aus beiden Elementen bildete sich um die Mitte der dreißiger Jahre unserer Zeit „die Berggesellschaft“, welche nach gethaner Arbeit an bestimmten Abenden zusammenkam, nicht nur um sich einen Labetrunk zu gönnen, sondern auch um harmlosen Neckereien des Tages Sorgen und Mühen als Abendopfer zu bringen. In dieser „Berggesellschaft“ wurde nun

Digitized by Google

der Alltagsname der Mitglieder umgeändert, damit er für Scherz und mancherlei Schabernak brauchbarer wurde. Wie hier der Schneeberg „Meister Kilian“ betitelt ward, so wurde der bedächtig sprechende, gern belehrende und zurechtweisende Nachbar Freisinger's, namens Gigl, zum Grand-Professor, ein minder qualificirter Bürger zum Semi-Professor, ein anderer Theilnehmer, oft Nächte lang dem Spiele huldigend, zum Doctor Nocturnus erhoben. Solche Standeserhöhungen geschahen selten mit Nachsicht der vorschriftsmäßigen Taxen. Der Dirigent eines Kramladens im Markte, gewöhnlich mit der prosaischen Benennung „Bandelmesser“ benannt, wurde bei einer gewissen Steigerung des Frohsinns und der Findigkeit der Tafelrunde zum — „Himmelmann“ erhoben; denn nicht nur das Herz hatte er auf der rechten Stelle, den ganzen Oberleib sammt dem Haupte trugen die längsten Beine im ganzen Markte. Ein Mitglied dieser Tafelrunde, P. Ludwig, beantragte für Freisinger den Namen: Poet, und dieser verblieb ihm so lang er in Gutenstein ansäßig war.

In dieser Umgebung nun machte sich die lang unterdrückte, fast erstickte Anlage für Verse in dem sorgenfreieren Meister von neuen bemerkbarer. Wird nicht zuweilen eine klare frische Quelle durch Gerölle und Sand und Schutt verkümmert und zurückgehalten? Und wenn sie endlich durch günstigen Zufall vom unwürdigen Banne befreit aus geheimnisvollem Innern des Berges jugendfroh und frisch und klar hervorsprudelt, als spottete sie der ohnmächtigen Hemmnisse und hüpfe vor Freude über den Sieg, wer schaut nicht mit Vergnügen auf dies neugeborene lebensfrohe Bächlein?

Der „Berggesellschaft“ galt daher eine Anzahl von Versen, welche als „Scherz“ bezeichnet, die Tafelrunde und deren spaßiges Treiben schalkhaft beschreibt.

„Der Montag blau für Schuster und für Schneider,
Soll es nicht minder für uns sein.
D'rum topp! Wir treiben es noch weiter:
Den Mittwoch schließen wir mit ein,
Wo wir beim lust'gen Kegelscheiben
Uns angenehm die Zeit vertreiben.“ ꝛc.

„So ging es, bis sie Lunas Schimmer
Hineinrief in das Extra-Zimmer,
Wo jeder noch ein Seitl Wein,
Zum Finis sich ließ schenken ein.
Noch ward ein Toast dort ausgebracht,
Gescherzt, gewitzelt und gelacht; ꝛc.

Die meisten Versuche in Versen galten jedoch dem friedlich-frommen Familienleben. „Kindersegen“ betrachtete er als christlicher Vater als Segen

Digitized by Google

Gottes, „von dem alle Vaterſchaft kommt im Himmel und auf Erden". Erfreut über die Geburt einer Tochter, welche bei der heiligen Taufe den Namen Bertha erhielt, zierte er das Tagebuch mit folgendem Reime:

„O wachſe und gedeihe zur Tugend unter meiner Hand,
Damit ich beſtehe, wenn Gott fordert das mir anvertraute Pfand!"

Und als der Himmel die glückliche Ehe mit einen Büblein belohnte, ſang der überfrohe Vater dankbar frohen Gemüthes:

„Genuß der reinſten Freude hebt
Mein Herz zu Gott hinauf;
Denn in dem kleinen Guſtav lebt
Mein Frühling wieder auf.
Und ſollt' ich ſeinen Sommer ſeh'n,
Der reichlich Tugendfrüchte trägt,
Dann möge Herr, Dein Will' geſcheh'n,
Wenn meine Sterbeſtunde ſchlägt!'

Dieſe Vaterfreude wurde durch unerforſchliche Fügung Gottes ihm nur zu früh getrübt. Der kleine Liebling entſchlief am 7. Juli 1835 für dieſe Zeitlichkeit auf immer. Auch im Schmerze ſah jedoch der Geprüfte himmelwärts, ergriff die umflorte Leier und ſtimmte ein Trauerlied an, in welchem die wehmuthsvolle Hingabe an Gottes Weisheit niedergelegt wurde.

.... D'um kehre heim in jenes ſchön're Sein,
Und blicke freundlich aus der Engel Reih'n
Auf deine Eltern, Schweſtern, Brüder
Mit Himmelsmilde nun hernieder!

Am tiefſten drang der Schmerz in die Seele unſeres ſchlichten Meiſters bei dem Tode ſeiner frommen braven Gattin. Gebeugt von Trauer und Leid ſtand der Witwer mit den mutterloſen Kindern an der Stätte, welche das Irdiſche ſeiner treuen Lebensgefährtin umſchloß und ſchaute aufwärts zu der Wohnung, in welche der unſterbliche Theil der ihm zu früh Entſchlafenen eingezogen war und klagte:

„O ſiehſt du nicht die Pfänder unſ'rer Liebe.
Wie ſie bei deinem Grabe ſteh'n?
Fühlſt du nicht mehr des Wohlthuns ſüße Liebe?
Und hörſt auch nicht mein ängſtlich heißes Fleh'n?
Ach! Biſt du wirklich nun von uns geſchieden?
O ſende uns von oben ſtillen Frieden!"

Der betrauerten Mutter folgte nicht lang darnach ein Kind in die Ewigkeit. Der gebeugte Vater ließ es unmittelbar neben dem Grabe der Mutter beiſetzen:

Digitized by Google

Denn gegenwärtig lebt ein Mann,
Der ist gar wohl berathen,
Der naht sich an das Thor heran
Mit Hauen und mit Spaten!
Kühn stellte er den Antrag heut',
Das Thor zu demoliren,
„Es paßt nicht mehr für unsre Zeit,
Wir werden nichts verlieren" —
So spricht er in dem hohen Rath,
Und Beifall lohnt den Sprecher.
Doch kurz nach dieser frevlen That
Erscheint ihm auch der Rächer!
Denn ach, er fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Ha! leb' ich noch? bin ich nicht todt?
Nun will ich auch nicht säumen." ...
Es war erschienen als er schlief
Mit grimmiger Geberde
Der Ritter ihm, die Hand am Griff,
Am rostig riesgen Schwerte.
Aus hohlem Aug' grinst' er ihn an
Und fing dann an zu sprechen:
„Ha Memme! bist du auch ein Mann?
An dir will ich mich rächen.
Um Mitternacht, nach Tagen zehn,
Beim hellen Mondesleuchten
Wirst mir am Friedhof Rede steh'n,
Doch — geh vorher noch beichten."
So sprach der Ritter und verschwand
Mit anderen finstern Mächten.
Der Antragsteller vorderhand
Uebt sich bereits im — Fechten.

Diese harmlosen Verse eines für die Erhaltung des historisch-merkwürdigen Stadtthores, das überdies auch in baulicher Hinsicht der Stadt zur Zierde gereichte, begeisterten Bürgers beantwortete ein gallsüchtiger Gegner in ziemlich roher Weise im selben Localblatte (Nr. 27, Jahrg. 1862); allein gewiß haben alle einsichtsvollen und gegen die Ueberreste einer ruhmreichen Vergangenheit nicht gleichgiltigen Neustädter sich auf des wackern Bäcker-Poeten Seite gestellt.

Nicht ohne Interesse ist die ausführlichere Darlegung des Umstandes, welchem Freisinger nach einer beglaubigten Familien-Tradition die Abschaffung der Tortur unter der großen Kaiserin Maria Theresia zuschrieb.

Zu Gampern in Ober-Oesterreich lebte im vorigen Jahrhundert der Schullehrer Jacob Parzeller, reich gesegnet mit Kindern. Eilf

Digitized by Google

Mädchen und ein Söhnlein umgaben den dürftigen Tisch des Schulmeisters, alle strahlend in Gesundheit und Schönheit. Als die Dutzendfamilie verwaiste, war keines der Kinder versorgt. Gutmüthige Leute nahmen sie einzeln in christlicher Liebe auf, so ward die Familie zerstreut in verschiedene Orte. Eine Tochter des Lehrers Parzeller heirathete später in Gumpoldskirchen den einzigen Bäcker des weingesegneten Ortes und der einzige Sohn Jacob trat bei dem nunmehrigen Schwager in die Lehre.

Wichtig für unser Thema bezüglich der Tortur ist uns jedoch nur die eine der Schullehrerstöchter namens Cäcilia, die wegen ihrer Schönheit viel beneidet und zudringlich umworben wurde. Diese trat als Kammermädchen bei der Hofdame der Kaiserin Gräfin von Fuchs in Diensten. Neben dem gefährlichen Geschenke der Schönheit hatte der Schöpfer die Schullehrerstochter mit einer „glockenreinen Discant-Stimme“ bevorzugt, so daß sie bei einer Gelegenheit ihren vom Vater erhaltenen Unterricht im Singen und die herrliche Stimme vor der gütigsten Kaiserin verwerthen durfte und die überraschte Monarchin sich erbot, die jugendliche Sängerin vollkommen ausbilden zu lassen, wozu es indessen nicht kam.

Cäcilia Parzeller verließ 18 Jahre alt die Stellung im Hause der wohlmeinenden Gräfin, vielleicht um sich freier bewegen zu können; und diese Anschauung dürfte berechtigt sein, wenn wir erfahren, daß in nicht langer Zeit das lebenslustige Mädchen einer peinlichen gerichtlichen Untersuchung anheimfiel. Ein todtes Kind war an einem nicht näher zu bezeichnenden Orte aufgefunden worden und die schöne „Cili“ wurde des Verbrechens bezüchtigt. Nach längeren fruchtlosen Verhören wurde bei der Angeklagten die Tortur angewendet und schien die Daumschraube ein erwünschtes Resultat zu bewirken: Cili gestand den Kindesmord ein; waren aber die entsetzlichen Schmerzen vorüber, dann betheuerte sie mit Schluchzen, Thränen und Bitten neuerdings ihre Unschuld. Nachdem sich die Richter von der Schuld des armen Mädchens hinreichend überzeugt zu haben glaubten, ward es zum Tode mittelst Stranges verurtheilt und wurde zunächst am Pranger zu Wien ausgestellt. Furchtbar war ihr die letzte Nacht vor ihrem gewaltsamen Tode genahet, sie weinte, schluchzte, betete und betheuerte ihre Unschuld so eindringlich, so laut, daß der Gefangenwärter, gerührt, sie fragte, ob sie denn niemand kenne, der für sie bei Kaiser Joseph Fürsprache einlegen könne. Da erinnerte sich die arme Verurtheilte an die ehemalige gütige Herrin, an die bei Hofe einflußreiche Frau Gräfin von Fuchs, bei welcher sie zwei Jahre in Diensten gestanden hatte. Der Gefangenwärter selber sorgt nun in größter Eile, daß die Gräfin über das ernste Loos ihres ehemaligen Kammermädchens genau unterrichtet werde. Diese zögert keinen Augenblick beim Kaiser vorzusprechen.

Digitized by Google

„Majestät! es betrifft ein Menschenleben", spricht sie und erzählt, was sie über die Cili vom Gefängniswärter erfahren hatte. Der Kaiser seinem mildherzigen Naturell sogleich Folge leistend, begibt sich mit der Gräfin in das Gefängnis der Verurtheilten. Ein Blick Joseph's genügte, denn er erkannte sofort Cäcilien. In wenigen Minuten wurde der Verlauf des Processes gehemmt, die Untersuchung begann von neuem und mit größter Umsicht, namentlich bezüglich der weiblichen Personen in jenem Hause, wo die Uebelthat geschehen war. Endlich gab sich die wirkliche Uebelthäterin selber reuevoll an. Dieses Ereignis nun war die eigentlich wirksame Ursache, daß Maria Theresia die Tortur im Gerichtsverfahren abschaffte, womit übrigens keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß sowohl Kaiser Joseph als auch Minister Kaunitz und Hofrath Sonnenfels erfolgreich bestrebt waren, jenes unmenschliche Verfahren abgeschafft zu wissen.

Die auf solche Weise von einem schmachvollen Tode befreite Cili war eine Favoritin Joseph's gewesen, wurde von dem Hof-Personale reichlich beschenkt und erholte sich bald von ihren ausgestandenen Qualen, so daß sie in erneuter Frische und Schönheit erblühte und Joseph ihr Gelegenheit bot zu einer Verheiratung mit einem Militair. Sie erklärte jedoch „Einen Soldaten mag ich nicht, ich habe schon einen Erwählten." Der leutselige hohe Gönner gestattete die Wahl und gab dem Gatten einen entsprechenden Posten. Dieser aber vergeudete bald Vermögen und Gesundheit und büßte mit einem frühzeitigen Tode. Als Witwe verlegte sich Cili auf einen kleinen Handel mit Schmuckſachen, wobei sie ihre besten Abnehmer bei den Bediensteten des kaiserlichen Hofes fand. Im höheren Alter gab sie auch diese Beschäftigung auf und lebte nur von den Unterstützungen des kaiserlichen Hofes bis in die Zwanziger Jahre des laufenden Jahrhunderts und war eine allbekannte Persönlichkeit. Sehr häufig ging sie noch im hohen Alter nach Mariazell, brachte dann den hohen Persönlichkeiten Grüße von dem berühmten Gnadenorte, wie sie einmal dem leutseligen Kaiser Franz meldete: „Majestät! einen schönen Gruß von Mariazell!" „Bist du schon wieder dort gewesen?" entgegnete herablassend der Kaiser mit einem entsprechenden Geldgeschenke.

Cäcilie Parzeller galt allgemein bei Hofe als die wirksame Ursache zur Abschaffung der Tortur, wenn auch kein Geschichtswerk sie erwähnt. Der Sammler dieser „losen Feldblumen" vernahm diese Tradition, außer dem Tagebuche Freisinger's, von einer nahen Verwandtin jener „Cilli", die als fromme sehr gebildete Gattin eines angesehenen Baumeisters lebte und von mir u. A. mit den heiligen Sacramenten vor ihrem schönen Tode ausgerüstet worden ist.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Wiener-Neustädter zurück.

Digitized by Google

Als das katholische Vereinsleben sich zu regen begann, war Freisinger nicht der Letzte, welcher sich daran in Wort und Gesinnung und That rechtschaffen betheiligte.

Er war eine wohlthuende Ausnahme von dem erschrecklichen Indifferentismus, der bezüglich des Glaubens die meisten Bürger, selbst katholisch sich dünkende Männer, leider erfüllte. Freisinger führte dieses schleichende Gift auf die Unwissenheit in der Religion zurück und hielt hierüber in einer Vereinsversammlung eine sehr praktische Darlegung. Zur Grundlage des Vortrages wählte sich der brave Bürger das Motto:

„Die Zukunft kümmert sie nicht,
Von der Vergangenheit wissen sie nichts,
Und die Gegenwart verstehen sie nicht.“

Noch öfter sprach der betagte erfahrungsreiche Bäckermeister, obwohl an Asthma leidend, in katholischen Vereinen. Indeß nahm seine Kränklichkeit zu die er mit christlicher Ruhe und Ergebenheit in Gottes heiligen Willen ertrug.

Wie schon früher gesagt, der „poetische Bäck“ war auch Freund und Kenner der classischen Musik und so lang ihm das Ghör dabei getreulich diente war er eine schätzbare Kraft auf dem Kirchen-Chore, ja er war eine Ausnahme von dem handwerksmäßigen Chorpersonale; denn er folgte zugleich in andächtiger Haltung dem heiligen Opfer und bei der heiligen Wandlung kniete er — oft leider der Einzige — in Demuth nieder und gelobte Christo dem Herrn neue Liebe, neue Treue. Wie begeistert sprach er dann von seinen Lieblingen in der Musik: von Beethoven, Mozart, Haydn.

* * *

So war es Abend bei ihm geworden und er schrieb in sein Tagebuch:

„Es ist vorbei! Was immer mich entzückt,
Mich oft dem Treiben dieser Welt entrückt,
Was Himmlisches in Tönen mir erklang,
Es ist vorbei — mit Saitenspiel und Sang!“ ...

Ein prächtig sonniger Octobertag 1870 wurde zumal um die Mittagszeit von der Sonne mit ihren wohligsten Strahlen bedacht, wie der Maimonat jenes Jahres sich deren nicht rühmen konnte. Da begehrte ein Biedermann in des Wortes edelster Bedeutung, der schon länger im Herbste des Lebens stand und seit Wochen dem Krankenbette und Arzte zu leiblicher Pflege und Sorge sich überlassen mußte, den priesterlichen Beistand und Trost für seine Seele, die — so ließ er melden — etwa die Gränze zur Ewigkeit überschreiten möchte und daher reisefertig gemacht werden wolle.

Es war Johannes Baptist Freisinger, bürgerlicher Bäckermeister in Wiener-Neustadt, der solche Botschaft entsandte. Während seines Lebens hatte er immer und überall den Glauben und das Leben nach den Glaubenslehren

Digitized by Google

hochgehalten, stets offen und freimüthig den kirchlichen Pflichten als Katholik musterhaft zu genügen sich bestrebt. Das war bekannt bei Freund und Feind. Die Bitte eines so entschieden religiösen Mannes war daher um so ernster zu nehmen: die Bitte an den Seelsorger um Beistand in den Abschiedsstunden von dieser Welt. Jene unerschöpflichen Quellen himmlischen Seelentrostes, die heiligen Sacramente der Kranken, hatte Freisinger schon rechtzeitig empfangen, es galt somit die sogenannte Aussegnung der scheidenden Seele, der liebewarmen Begleitung derselben über die Schranken der Zeitlichkeit mittelst der trostreichen Gebete der Kirche.

Die Familie nebst einigen Freunden und dem hochbetagten Hausarzt Dr. Lorenz*) umstanden das Krankenbett in besorgnisvoller Stimmung. Der Kranke, obgleich matt bis zum Tode, raffte nochmals alle Kräfte zusammen um den eben eintretenden Seelsorger zu begrüßen und dem bewährten Arzte und Freunde für all' seine Mühen zu danken und von ihm Abschied zu nehmen. Des Seelenarztes bedürfe er jetzt nur noch und mit diesem möchte er allein verkehren, lispelte Freisinger diesem zu. Stiller wortloser Händedruck und Thränen im Auge war des braven Arztes letztes Thun bei dem todtkranken Freunde.

Freisinger's Herz war in den letzten Jahren schmerzlich heimgesucht worden durch die Verirrungen eines seiner Kinder, das sogar das Elternhaus verlassen hatte und ihm unsagbaren Kummer bereitete. Die Kunde von der schweren Erkrankung des besorgten, obgleich tiefgekränkten Vaters hatte indeß auch das verirrte Kind an dessen Sterbebette geführt und dieser, im klaren Bewußtsein, in Kürze vor des Ewigen Richterstuhle Barmherzigkeit zu erflehen, übte in rührendster Weise zuvor noch selber einen Act des väterlichen Erbarmens. Er legte die matte zitternde Hand auf das Haupt des heimgekehrten Kindes, das in Thränen vor dem Bette kniete und Verzeihung und Segen vom Vater erflehte.

Bald darauf begann der letzte, der ernsteste Kampf. Bewegt bis in die Tiefe der Seele beteten wir Alle leise und langsam die Gebete, welche die Kirche in mütterlicher Fürsorge für diesen Kampf empfohlen hat. Bei dem Scheiden theurer und geliebter Seelen aus dieser Zeitlichkeit gestalten sich ähnliche Gruppen und Scenen sicher unzähligemal; mit so inniger Gottseligkeit, mit so überzeugungsvoller Hoffnung auf Erhörung jedoch nicht allzuhäufig. Hier konnte man die Zuversicht des Sieges über Tod und Grab auf dem immer ruhiger werdenden Antlitze des Sterbenden deutlich lesen. Leise und immer leiser betete dieser mit uns, bis sich lautlos nur noch dessen Lippen bewegten und endlich sich schloßen für immer.

*) Es war der kunstsinnige Doctor Lorenz, der als Jubilar seines Doctorats 1883 in Wr.-Neustadt starb.

Digitized by Google

Die Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmalen.

Besprochen von Dr. Karl Lind.

Wenn man heute Oesterreich durchwandert, so gewinnt man fast jeden Ortes die angenehme und befriedigende Ueberzeugung, daß die betreffenden Gemeinden bestrebt sind ihrer Stätte einen gewissen modernen Anstrich zu geben, bei Umgestaltung der städtischen Gesammt-Anlage den Forderungen der Gegenwart Rechnung zu tragen und alles zu beseitigen, was einem weiteren Aufschwunge derselben in baulicher Beziehung entgegenstehen könnte. Die Erfolge dieser Bestrebungen sind zwar meistens von den besten Intentionen eingeleitet, aber in ihrem Effecte sehr ungleich. Die Mittel die für derlei Unternehmen zu Gebote standen, das mehr oder minder innige Verständnis der heutigen gesellschaftlichen gewerblichen und commercialen Anforderungen und die sorgfältige Ueberlegung der dann zu wählenden Maßnahmen, die hochwichtigen Ansprüche auf Erleichterung des Straßenverkehres vorschnelles Eingreifen oder unnöthiges Zaudern, übertriebene Anhänglichkeit an das Bestehende, weil Althergebrachte, dagegen wieder pietätlose Verurtheilung altehrwürdiger Denkmale, schonungsloses Beseitigen des wirklich Störenden und unzweifelhafter Hindernisse, aber auch des nur vermeintlich Lästigen, weil alt, das sind die mitwirkenden und oft sehr nachhaltigen Ursachen, die auf das Ergebnis der durchgeführten oder noch in der Durchführung begriffenen Umgestaltungen der Städte- und Ortsanlagen mächtigen Einfluß nehmen.

Naturgemäß mußte sich daher das Bestreben der Ortserweiterung oder Anlage-Regelung zunächst gegen den beengenden Gürtel der alten Befestigungswerke wenden, sei es daß diese sich noch in ihrem vollständigen System als Einschließung des ganzen Ortes erhalten hatten, sei es daß

Digitized by Google

nur noch einzelne Reste davon als Hindernisse für den Verkehr übrig geblieben waren. Aus diesem Grunde ging man in diesem Jahrhundert u. zw. hauptsächlich von dessen Mitte an bis zur Gegenwart den ohnedies wenigen auf uns gekommenen Befestigungsbauten der geschlossenen Ansiedlungen arg zu Leibe.

Die meisten älteren Niederlassungen von halbwegs einer Bedeutung in unserem Vaterlande waren schon zur Zeit ihrer Gründung oder doch zu Beginn ihres Aufblühens genöthigt, sich gegenüber den stets und aus den verschiedensten Ursachen ergebenden Kriegsdrangsalen und Eigenthumsbedrohungen durch Wehranlagen zu schützen und für Leben und Vermögen ihrer Bürger durch tüchtige Vertheidigungswerke zu sorgen.

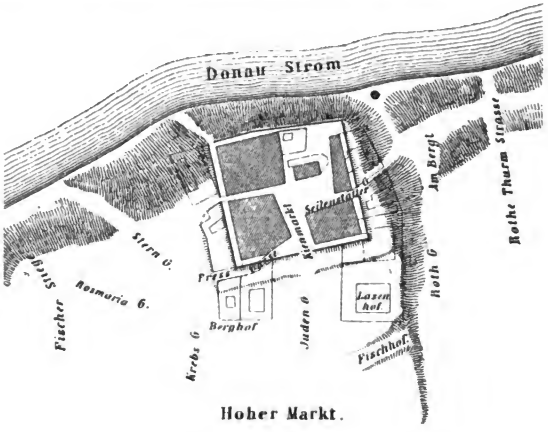


Fig. 1. Wien.

Waren es nicht unsere unruhigen Gränznachbarn jenseits der Leitha, die in rohem Uebermuthe wiederholt den Boden Oesterreichs und der Steiermark, die March-Gegenden u. s. w. durchstürmten, um durch Sengen und Brennen bittere Andenken an ihre Anwesenheit zu hinterlassen; war es nicht der türkische Erbfeind, der unsere heimatlichen Gegenden oftmals verwüstete, so fanden sich doch seit jeher andere Anlässe genug, wie die unseligen Streitigkeiten der einzelnen Landesfürsten gegen einander und

Digitized by Google

in ihren Familien, die Raubzüge und Fehden adeliger und nichtadeliger Burgenbesitzer, die Streifzüge der Schnapphähne und Ritter vom Stegreif, die nicht selten mit Ungestüm bis an die Mauern gewerbfleißiger Bürger drangen, und viele andersartige Veranlassungen, welche die Bewohner der Ansiedlungen durch die Obsorge für ihren Schutz stets in Athem

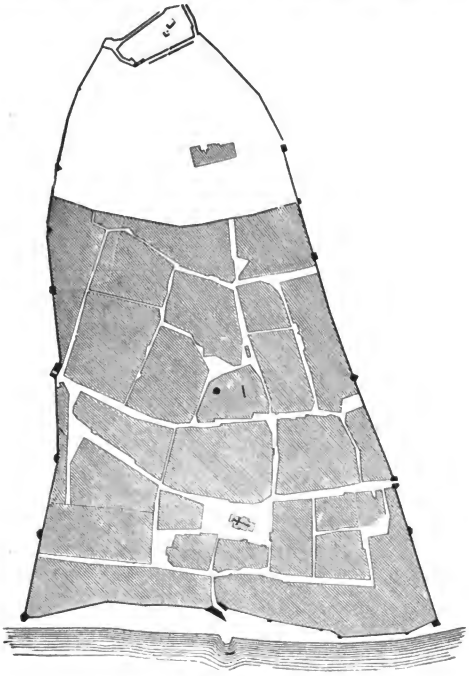


Fig. 2. Hainburg.

hielten und zwangen, kampfbereit hinter ihren Wehrbauten zu wachen. Der Kämpfe, welche die Spaltungen im Hause Habsburg hervorriefen, welche die religiösen Umwälzungen und fanatischen Hussitenzüge mit sich brachten, sei nicht gedacht obgleich diese sowie die Bauernaufstände den

Digitized by Google

mittelalterlichen Städtebefestigungen harte Proben auferlegten. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn man fast jedes Städtchen zum Schutze

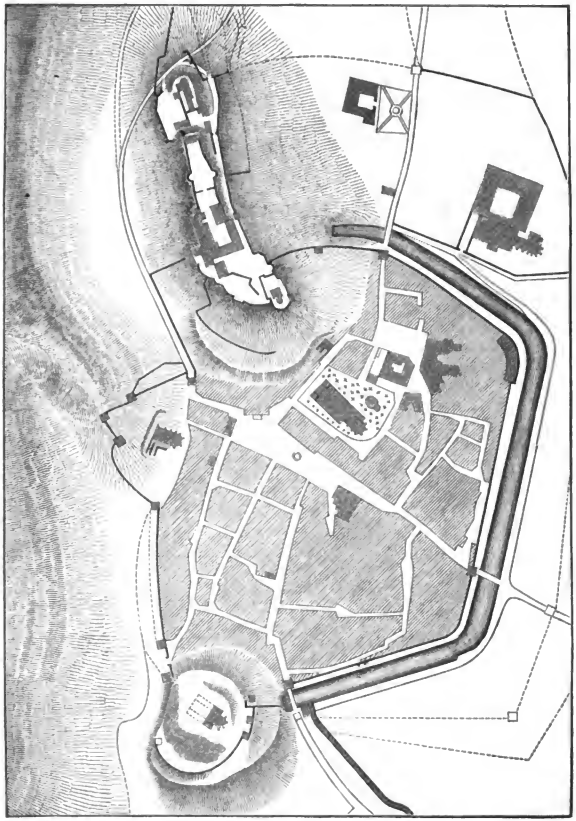


Fig. 3. Brietzig.

für Haus und Hof und jeden Edelsitz von Ringmauern umschlossen und durch einen oder mehrere einen weiten Ausblick gestattende Thürme

Digitized by Google

bewehrt findet, wenn wir aus Urkunden und aus der Charakteristik der baulichen Umgestaltungen der Wehranlagen erfahren, daß man keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Bollwerke den Fortschritten der Kriegskunst gemäß zu vermehren, zu verbessern und zu vervollkommnen.

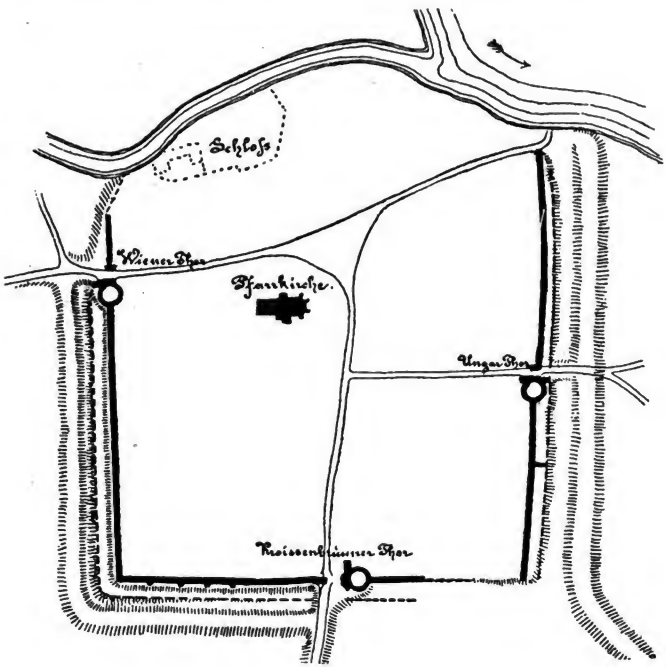


Fig. 4. Marcheck.

Abgesehen von der Wahl der Oertlichkeit für die Ansiedlung, die natürlich fast immer mit besonderer Rücksichtnahme auf die dadurch zu gewinnende oder zu steigernde Vertheidigbarkeit der Wohnstätten gewählt wurde, waren die ersten und ältesten Befestigungsanlagen [illegible] Erde ausgeführten Wälle und Gräben, an die sich

Digitized by Google

reihten. Man kann wohl sagen, daß die Keime der mittelalterlichen Befestigungskunst den Ruinen und Trümmern römischer Bauten entsprossen sind und die Ueberlieferung der Art der Wehrbauten, namentlich jener der Römer in Bild und Wort, ihren unzweifelhaften Einfluß darauf ausübte. Wenn auch anfangs nur der Steinthurm übernommen wurde, so kam doch bald auch das Anlage-System und die Bau-Technik zur Anwendung.

Bald folgten die befestigten Eingänge mit den schon den Römern bekannten Zugbrücken, die befestigten Brücken und Anstiege und endlich auch die besonderen Bollwerke die Castelle, (von castrum) als letzte Zufluchtstätten für die Bewohner in Einführung und Gebrauch. Kirchen und umfriedete Kirchhöfe wurden häufig in das System der örtlichen Wehrbauten einbezogen.

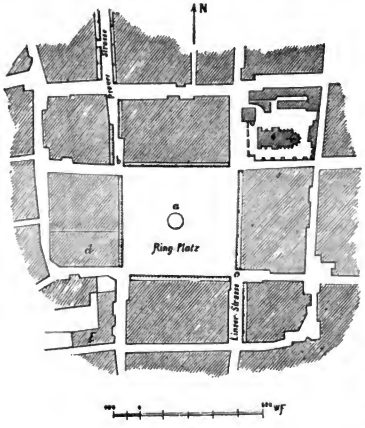


Fig. 5. Budweis.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Art der Vertheidigungsbauten und deren Gestaltung nahmen auch die Erfahrungen, welche die Kreuzfahrer aus dem Oriente heimbrachten. Wir werden in der Folge bei der Besprechung von Hainburg Gelegenheit haben, auf ein ganz hervorragendes Baudenkmal, daran der orientalische Einfluß deutlich zum Ausdruck kommt, hinzuweisen.

Doch alle diese Bauten haben nun meistens ihre Schuldigkeit gethan und war auch die Leistung eine ungenügende, so lag an ihnen selten die Schuld. Die neue Zeit braucht dieser Dinge nicht mehr, sie haben ihre Bedeutung und Wichtigkeit verloren; die befestigte Stadt und die befestigte Burg sind ein überwundener Standpunkt. Die Gegenwart sieht von derlei Bauten völlig ab; Städte und Einzelnorte haben heute für ihre kriegsgemäße Vertheidigung nicht mehr selbst zu sorgen, der Staat und die moderne Kriegskunst lösen diese Frage in ganz anderer Weise.

Digitized by Google

So hat das neunzehnte Jahrhundert die alten Befestigungsanlagen fast bestimmungslos übernommen, nachdem schon deren kriegerische Bedeutung längst entschwunden war und sie nur etwa darum belassen blieben, um in den von Mauern und Gräben eingeschlossenen Orten an den sonst weniger leicht überwachbaren Ortseingängen die localen Abgaben mit geringerer Schwierigkeit einheben zu können. Viele dieser Bauten hatten sich durch langjährigen Bestand zu einem gewohnten und liebgewordenen Bilde unseren Großeltern eingelebt, sich mit den Anschauungen und Gedanken der Städter so vereint, daß ihr Dasein sie fast nicht belästigte. Der malerische Reiz der mitunter herrlichen Bilder gab sich von selbst und es folgte daraus, daß, wenn man zwar zu ihrer Erhaltung nichts mehr oder ungenügendes that, man doch ihre Entfernung nicht in Betracht zog, sie existiren ließ, ja selbst ungern vermißte.

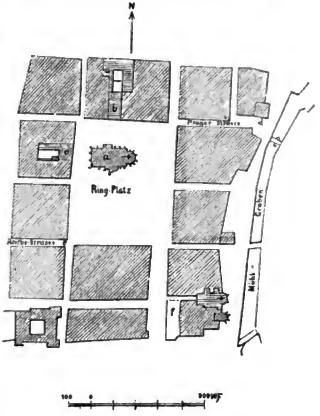


Fig. 6. Pilsen.

Doch die Jetztzeit machte es anders. In den dieselbe charakterisirenden Bestrebungen nach Neugestaltung der Städte, glauben wir, liegt die größte Gefahr für das Weiterbestehen der ohnehin schon seltenen derartigen Bauwerke. Die bedeutendste Gefährdung entspringt unserem praktischen Sinne und dem gewiß zu billigenden Bestreben, Bauten, die keine Bestimmung haben, keinen Dienst mehr leisten, die in culturhistorischer oder künstlerischer Beziehung ohne Bedeutung sind, keinen Nutzen bringen und etwa noch der localen Entwicklung im Wege stehen, zu beseitigen und zu entfernen.

Insofern sich dieser Grundsatz mit Berechtigung anwenden läßt, hat man sicherlich recht, wenn man an derlei Bauten Hand anlegen heißt und sie verschwinden macht. Doch nur zu leicht ist die Gränze dieser berechtigten Anwendung überschritten. Das von des Reiches Centrum und von den Länder-Mittelpunkten gegebene Beispiel wurde zu gern

Digitized by Google

ja oft um jeden Preis und in verkehrter Weise nachgeahmt. Man that sich etwas darauf zu Gute, daß man auch „stadterweitere" und gab dies gern zum Aushängeschild der liberalen Gesinnung, wenn man sich für die Beseitigung der Denkmale jener nach vieler Meinung durch Vor-

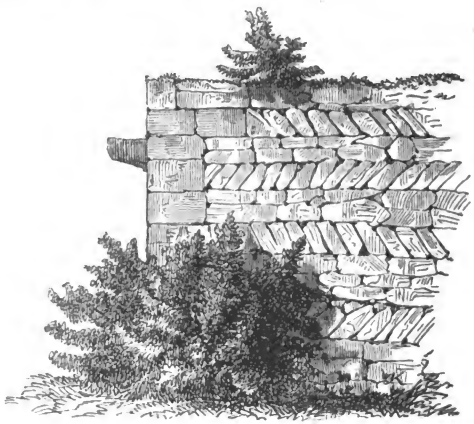


Fig. 7. Gösting.

urtheile und durch allerlei Zwangbestimmungen gefesselten Zeit aussprach. Dies und die übel angebrachte misverstandene Verschönerungssucht haben zum Extrem geführt und so geschah es, daß auch unter den werthvolleren Denkmalen in bedenklicher Weise aufgeräumt wurde. So ist denn Vieles von Stadtthoren, Stadtmauern und Mauerthürmen, von anderen Vertheidigungswerken verschwunden, und nur hie und da blieb ein Thurm oder eine Mauerflucht, ein Eckbau erhalten, wobei er meistens durch bescheidene Umgestaltung in seinem Aeußeren den Ausdruck der ehemaligen Bestimmung verlor, und sich eben dadurch dem Demolirungssturm entzog, wie z. B. kleine Mauerbauten und Thürme, die in anstoßende Häuser einbezogen wurden, wie sich deren einige in Klosterneuburg befinden; es sind dies Reste, die für uns heutzutage wichtige Studiums-

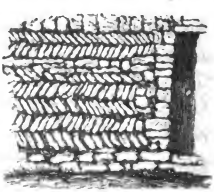


Fig. 8. Hainburg.

Digitized by Google

behelfe abgeben, um wenigstens die Befestigungsanlagen des Ortes möglichst verläßlich feststellen zu können.

Am ärgsten ging man den Stadtthoren zu Leibe, sie waren die ersten, die zum Opfer fielen und vielleicht mit der meisten Berechtigung, da sie den Verkehr arg hemmen konnten, manchmal aber unnöthig, da sie oft gar keine Verkehrshindernisse bildeten und in ihren Durchfahrten genügend Raum für den ersehnten lebhafteren Handel und Wandel boten, wie dies mit den Stadtthoren in Korneuburg, Eggenburg, Tabor, Nimburg, Schlan u. s. w. der Fall war.

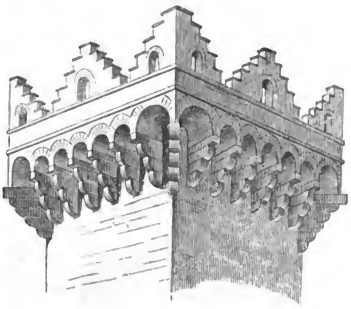


Fig. 9. Trient.

Im Ganzen ist heute von fortificatorischen Bauwerken zum Schutze der Städte so wenig vorhanden, daß die Studien auf den vorhandenen Beständen kaum mehr genügend gemacht werden können, daher man sich mit den Bildern, erhaltenen Plänen begnügen muß. Leider sind auch diese Hilfsmittel sehr rar und ist es sehr zu bedauern, daß selbst in neuester Zeit Demolirungen solcher Baudenkmale vorkommen, ohne daß man es der Mühe werth fand von denselben noch in den letzten Stunden eine genaue Aufnahme in Riß und Bild machen zu lassen.

Fig. 10. Grafenbach.

Um ein Beispiel zu geben, wie viel und wie eilig man in unseren Tagen viele mittelalterliche Festungsbauten wegschaffte, sei nur erwähnt, daß man in Krems, Korneuburg, Klosterneuburg, Eggenburg, Marcheck, Bruck a. d. L., Wr.-Neustadt, Drosendorf, Laa, in Enns, Steyer und Wels, in Budweis, Pilsen, Neustadt an der Mettau, Tabor, Nimburg, Schlan und Pardubic,

Digitized by Google

in Znaim, in Salzburg, in Bruck a/d. M. und Leoben, in Radſtatt und an vielen andern Orten demolierte, wenngleich ſelbſt noch jetzt in den ebengenannten Orten ſo manche fortificatoriſch-bauliche Reſte unſere

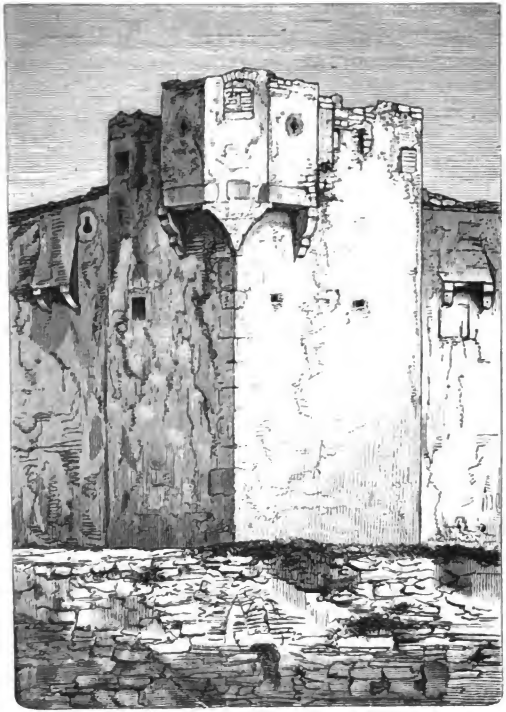


Fig. 11. Bruck a. d. Leitha.

Aufmerkſamkeit zu feſſeln im Stande ſind. Heute bieten nur wenige Städte ein halbwegs verſtändliches Bild mittelalterlicher Befeſtigung, möge dieſe noch recht lange beſtehen. Dahin gehören vor allem Hain-

Digitized by Google

burg in Nieder-Österreich, Freistadt in Ober-Österreich, Judenburg, Friesach in Kärnten und Salzburg mit seiner imposanten Veste und den in weiten Linien theilweise noch den Mönchs- und Nonnberg und den Capucinerberg umsäumenden crenellirten Mauern. Einzelnes und zwar hochbedeutendes hat sich in Prag erhalten und gerade diese Gemeinde gibt wie auch in bescheidenerem Maße die von Hohenmauth ein nachahmenswerthes Beispiel, wie man pietätvoll für die Denkmale der Vergangenheit, selbst wenn sie nur fortificatorischer Bestimmung waren, sorgen soll.

Wir wollen in einigen folgenden Artikeln die in den einzelnen Kronländern erhalten gebliebenen Denkmale mittelalterlicher Befestigung und zwar nach Kronländern gruppiert näher würdigen, wobei es nicht zu vermeiden sein wird, etlicher in der Neuzeit bereits verschwundener derartiger Bauwerke in Kürze zu gedenken.

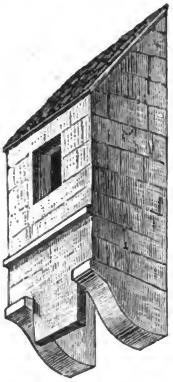


Fig. 12. Eggenburg.

Freilich wohl dürfen wir in unserem Excurs auf dem Gebiete der Denkmale österreichischer Städtebefestigungen während des Mittelalters nicht solche Ansprüche machen, wie dies bei den Städten Italiens, Frankreichs, am Rheine u. s. w. zulässig, deren Befestigungen in der Mehrzahl nicht Nothbauten und solche Werke waren, die man im Moment der Gefahr schuf, sondern die unter mächtigem künstlerischen Einfluße entstanden und nicht allein zur Vertheidigung sondern auch zur Verherrlichung dienten. An den Städtebefestigungsbauten in Österreich, welche meist nur die Sorge um die nothwendige, oft schon dringende Vertheidigung entstehen machte, blieb die Kunst fern, seltene Fälle ausgenommen, wie der Pulverthurm und die Brückenthürme zu Prag, welche Bauten mit Recht unter die Kunstdenkmale eingereiht werden.

Bevor ich auf die Besprechung der fortificatorischen Denkmale in den Städten nach Ländergruppen übergehe, sei es gestattet, in nur ganz gedrängter Weise das Wesen der mittelalterlichen Städtebefestigung zu besprechen und Einzelnes durch Abbildungen zu erläutern.

Digitized by Google

I.

Ein hochwichtiger und zunächst aufmerksam zu beachtender Umstand bei unseren Städteanlagen ist deren Grundriß. In den meisten Fällen hielt man sich an das Vorbild der römischen Lager- und Befestigungsform, selten jedoch geschah es, daß man auf der römischen Lagerstätte selbst die neue Ansiedlung gründete und sich damit dem alten römischen Lagerbau einfügte, wie dies so ziemlich am ersten in Wien der Fall gewesen sein dürfte. Als Form galt demnach das meistens oblonge Viereck mit den abgestumpften Ecken und vier Thoranlagen.

In weiterer Entwicklung umgab man nach diesem Vorbilde die Ansiedlung mit Wällen und Ringmauern, die durch eingebaute und über

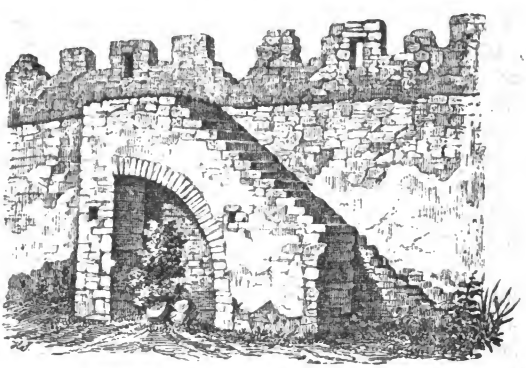


Fig. 14. Eggenburg.

die Mauerflucht etwas hervortretende und erhöhte Thürme verstärkt wurden, wobei der Grundsatz bestand, daß dieselben einen Pfeilschuß von einander entfernt stehen sollen, damit die darauf postirten Vertheidiger sich durch ihre Geschoße gegenseitig unterstützen konnten.

Als Beispiel für die einer mittelalterlichen Stadtanlage zu Grunde liegende römische Anlagegestaltung greifen wir zunächst auf Wien.

Camesina nimmt in seinen Erörterungen zu Wien's örtlicher Entwicklung an, daß das römische Castell auf der Höhe zunächst des Ruprechtsplatzes stand und anfänglich kaum mehr als ein befestigter Thurm war. Doch dürfte die zunehmende Wichtigkeit dieses Beobachtungspostens

Digitized by Google

bald dessen Vergrößerung behufs der Aufnahme einer zahlreichen Besatzung gefordert haben und ihn in die in Fig. 1 dargestellte Ausdehnung gebracht haben. Durch diese Erweiterung wurde die quadratische Form mit einem Platze in der Mitte und entsprechenden Ausgängen erreicht. Unter Kaiser Vespasian nimmt Camesina die nächste, unter Marc Aurel die dritte Vergrößerung an, wobei die Gestaltung, wenn auch etwas unregelmäßig, doch immer viereckig und der römischen Castralform entsprechend verblieb. Wir finden den Hohen Markt in Uebereinstimmung mit seiner bedeutsamen Bezeichnung bereits als den Mittelpunkt der Stadt. Durch die wahrscheinlich unter Kaiser Aurelian erfolgte letzte Vergrößerung während der römischen Herrschaft erlangte die Stadt zwar eine größere Ausdehnung, blieb jedoch noch immer der typischen Form und zwar nun mehr als Oblong treu. Diese Grundform erhielt sich auch bei dem Wiederaufblühen des mittelalterlichen Wien (um 1137); die Stadt bekam damals schon weit größere Dimensionen, dessenungeachtet in ihrer Grundform das Quadrat deutlich ausgeprägt blieb. Wir werden übrigens in der Folge noch Gelegenheit haben, auf derlei nach

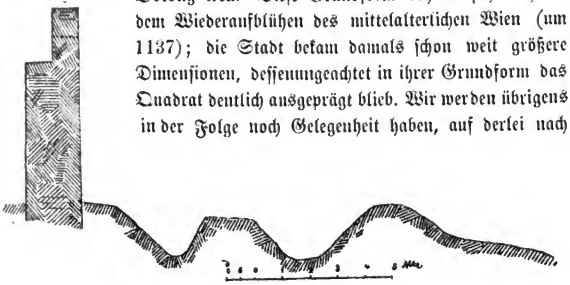


Fig. 15. Groß-Enzersdorf.

römischen Castralformen erfolgten Stadtanlagen zurückzukommen.

Dort, wo die Anlage nicht auf römischem Grunde entstand, und dort, wo das unebene Terrain die genaue Einhaltung des römischen Vorbildes nicht gestattete, ließ man die Castralform außer Acht, fügte sich den Anforderungen der Bodengestaltung und wählte am liebsten zur Anlage ein ziemlich höher gelegenes Platteau oder doch wenigstens eine solche Terraingruppirung, daß ein Theil der Ansiedlung auf einem ansteigenden oder überhaupt höher gelegenen Terrain zur Anlage kam, der damit gewißermaßen zum Schutze des niederer gelegenen Theiles diente. Man wählte gern Flußufer mit steilen Böschungen und scharfansteigenden Ufern, Terrain in der Gabel zwischen zwei sich vereinenden Gewässern liegend u. s. w. Auch folgte man mit der Umfriedung womöglich dem Rande des erhöhten

Digitized by Google

Terrains. Da kommen nun mitunter krumme Mauerlinien und abgerundete Mauerecken vor, was auch seinen Vortheil hatte, nämlich, daß die feindlichen Stürmenden dadurch oft in solche Situationen gebracht waren, die sie auch in ihren Rücken den Geschoßen der Vertheidiger aussetzten.

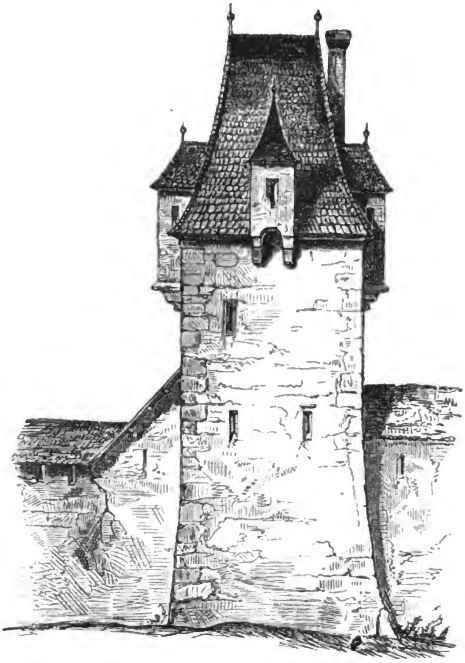


Fig. 16. Budweis.

Als Beispiel hiefür könnten wir so manche alte Stadt anführen wie Eggenburg, Dürenstein, Freistadt, namentlich aber Hainburg, mit welchen wir uns hier etwas mehr beschäftigen wollen. Ursprünglich wahrscheinlich eine keltische Ansiedlung, später wahrscheinlich ein von den Römern besetzter und befestigter Punkt, dann vom Markgrafen Adalbert wieder

Digitized by Google

besiedelt und aufgebaut und seither im Mittelalter ein höchstwichtiger Gränzhort gegen Ungarn, erhielt das in dem Nibelungenliede genannte Hainburg schon im Jahre 1050 seine ersten Befestigungen. Unter Leopold VI. erfolgten neue Vertheidigungsbauten, die sich zum großen Theile bis heute erhalten haben. Interessant ist der Grundriß der Stadt (Fig. 2), die sich einerseits bis hart an das Donaugelände zieht und allmählig ansteigend bis etwa zur halben Höhe des naheliegenden Berges erhebt, auf dessen ziemlich steilansteigenden Gipfel das alte Schloß in Ruinen liegt. Die Stadt bildet inclusive des Schlosses eine geschlossene Befestigungsanlage in Form eines Dreieckes, als dessen Basis die Wasser-Front und dessen Spitze das Hochschloß erscheint. Aehnlich mit der Anlage von Hainburg ist jene von Znaim, dessen alte Befestigungsreste längs des felsigen Thaja-Ufers heute noch einen imponirenden Eindruck machen.

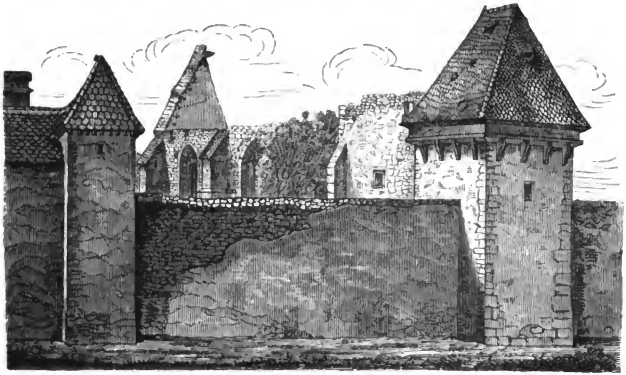


Fig. 17. Seitz.

Eine wichtige Anordnung in der mittelalterlichen Stadtanlage ist, daß man an einem Endpunkte der Stadt, wozu man gewöhnlich eine Stelle wählte die durch Terrain-Verhältniße sich für nachdrückliche Vertheidigung besonders eignete, eine Burg, ein Castell, einen letzten Vertheidigungs- und Zufluchtsbau für die Vertheitiger schuf, von dem meistens auch die ganze Stadt beherrscht wurde, wie z. B. in Hainburg, Znaim, Laa, Eggenburg u. s. w.

Digitized by Google

Als Beispiel einer imponirenden mittelalterlichen Stadtanlage verweisen wir auf Friesach in Kärnten, dessen Grundriß Fig. 3 veranschaulicht. Hier finden wir den Typus einer mittelalterlichen wohlbefestigten Stadt zum vollen Ausdruck gebracht. Nicht allein die eigentliche Anlage ist mit fortificatorischen Anlagen umgeben, auch die angränzenden Höhen der Westseite, von denen sich ein Arm bis tief in die Stadt hineinschiebt, sind einbezogen. Drei Hügel stehen isolirt als Vorgebirge, zwischen denen und dem eigentlichen Gebirge im Rücken nur enge Pässe die Passage eröffnen. Der bedeutendste Hügel ist der Petersberg mit dem ausgedehnten Schloße, gegen Norden steht der Geyersberg, gegen Süden der Virgilienberg,

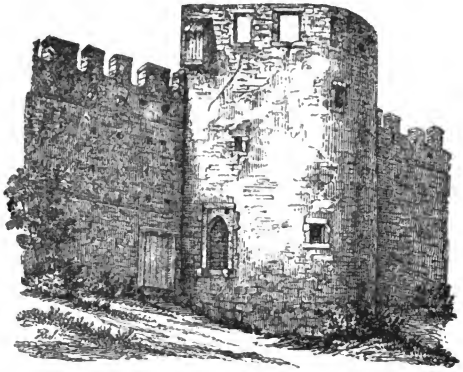


Fig. 18. Eggenburg.

die alle drei zum Befestigungs-System der Stadt gehören. Die eigentliche Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, liegt in der Ebene und hat heute noch jenen Umfang, der dem vom Jahre 1134 fast gleichkommt. Auch das Befestigungs-System stammt aus dieser Zeit und ist, obwohl mannigfaltig ergänzt und zeitgemäß umgestaltet, noch in seinem Hauptbilde auf uns gekommen.

Davon wesentlich verschieden ist eine Reihe von Städtegründungen, die in ihrer Mehrzahl erst dem XIII. Jahrhundert gehören. Diese zeichnen sich dadurch aus, daß bei quadrater Formation die Anlage vom Marktplatze aus, als dem wichtigen Punkte, durchgeführt erscheint. Die Häuser

Digitized by Google

gruppiren sich um denselben als den Mittelpunkt und von da aus laufen die Straßen und Nebengassen. Wenn es die Örtlichkeit erlaubte, wurde der Hauptplatz nach den Weltgegenden orientirt und rechteckig, ja womöglich quadratisch angelegt. Die Haupt-Straßen gingen aus fortificatorischen

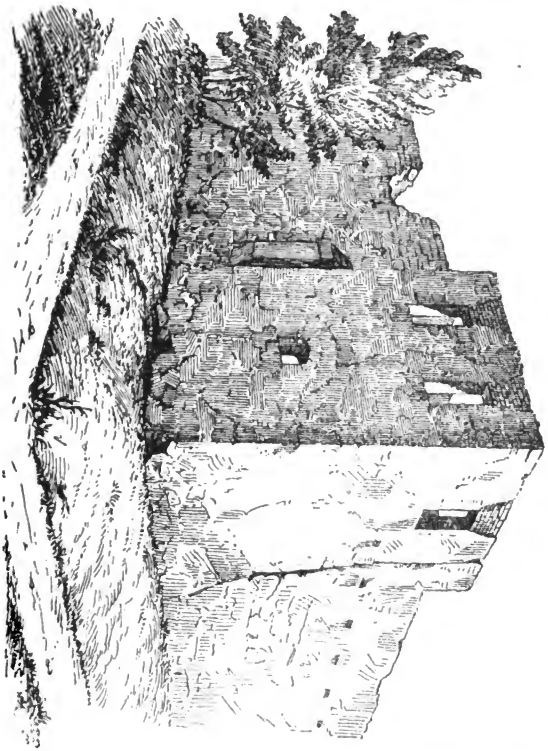


Fig. 19. Groß-Enzersdorf.

Rücksichten nicht in gerader Flucht gegen die Mitte des Platzes, sondern mündeten vier bei dessen vier Ecken ein, so daß die den Platz umgebenden Häuserreihen eine ununterbrochene Zeile bildeten. Mindestens eine Haupt-

Digitized by Google

straße durchschnitt die ganze Stadt, wobei sie sich entweder längs einer Häuserreihe über den Platz zog oder in der Diagonale von der einen auf die andere Seite des Platzes überging und sich dann entfernte. Beispiele hiefür bieten Laa, Marcheck (Fig. 4), Tachau. Die Kirche bekam mit Vorliebe ihre Stellung nicht am Platze, sondern in dessen Nähe, häufig an der Ostseite, wie in dem von Otakar II. gegründeten Budweis

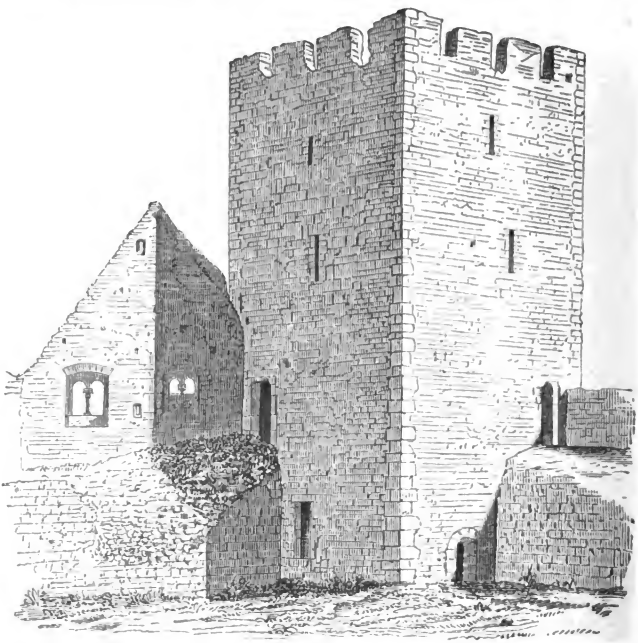


Fig. 21. Hainburg.

(Fig. 5), in Kourim, Bechin, Leitmeritz, Nimburg, Rakonic, Schlan u. s. w. Beispiele für andersseitige Kirchenanlagen jedoch immer nahe dem Platze bieten: Wr.-Neustadt, Znaim, Eger, Grulich, W. Meseritsch, Friesach, Waidhofen a/d. T., Hohenmauth. Mitunter befindet sich die Kirche an einer Ecke der Stadtanlage, meistens eine höher gelegene

Digitized by Google

Stelle, und ist sie dann in das Befestigungs-System einbezogen, wie in Korneuburg, Bertholdsdorf, Bruck a/d. M., Villach, Radstatt, Steyr, Znaim; die seltenste Anlage ist am Marktplatze selbst, wie in Mühlhausen und Pilsen, das fast gleichzeitig mit Budweis angelegt, jedoch in seiner Anlage ein überaus regelmäßiges Bild gibt (Fig. 6).

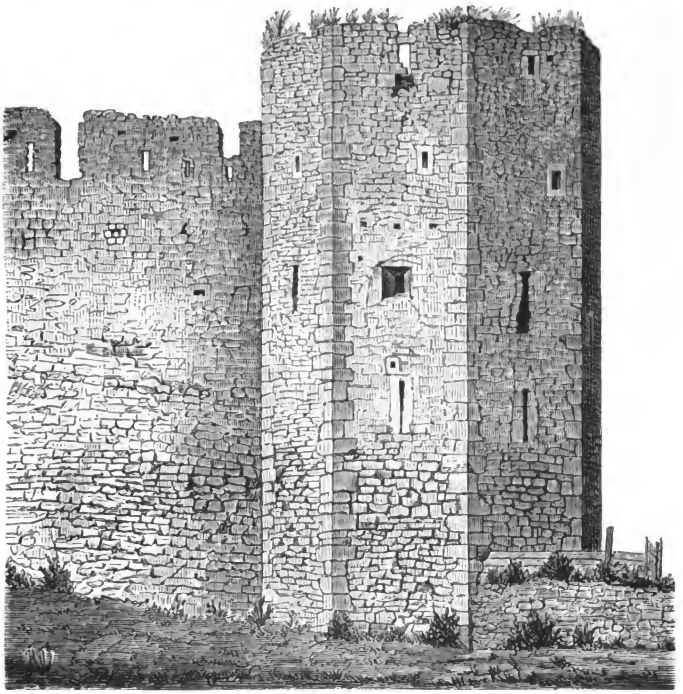
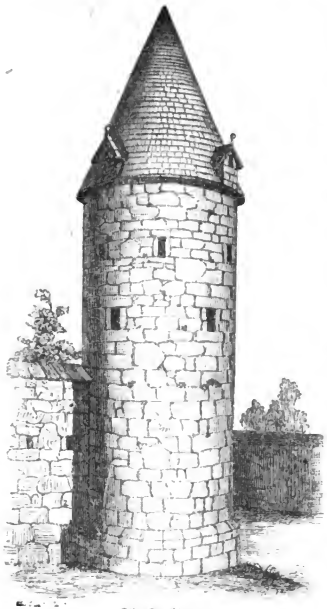


Fig. 22. Hainburg.

Die wichtigste und allgemeinste Vertheidigungsanlage war die Mauer, mit der die Ansiedlung in ihrem ganzen Umfange umsäumt und eingeschlossen wurde. Sie war nur die Weiterentwicklung der ältesten und einfachsten Befestigungsweise des Walles mit dem davor ge-

Digitized by Google

zogenen Graben, daher sich fast ausnahmslos vor den Maueranlagen mittelalterlicher Befestigungen ein solcher meist auch mit Wasser gefüllter Stadtgraben fand, wenn nicht, was ziemlich oft vorkam, der an der Ansiedlung vorüberziehende Fluß oder Bach dieselbe Aufgabe erhielt. Häufig kam es auch vor, daß die Mauern an ihrer Innenseite durch Erdanschüttungen verstärkt wurden. Die Mauern hatten bedeutende Dicke, bestanden fast immer aus festem Materiale, das sorgfältig ineinander gefügt wurde. Am liebsten verwendete man Bruchsteine größeren Umfanges, die an der Außenseite sorgfältig abgeglättet wurden. Kleinere Bruchsteine und Kieselsteine fanden wenig Verwendung, vollständige Quaderstücke nur an Ecken. Es kommt oft vor, daß der Mauerkörper in zwei von einander etwas abstehenden senkrechten Lagen oder Wänden aufgeführt und der Zwischenraum mit Steinchen und einem reichlichen Guße von kräftigem Mörtel ausgefüllt war. Ährenförmiges Mauerwerk findet sich bei uns im Ganzen selten, und nur in mehr oder minder roher Anwendung an den Mauern des XI. bis ins XIII. Jahrhundert, in jüngerer Zeit aber noch seltener. Die Baumeister ahmten hiebei die Vorbilder der alten Bauweise nach, ohne daß sie dazu gerade immer das Geschick gehabt hätten. Beispiele von ährenförmigem Mauerwerk finden wir an der Ruine Gösting in Steiermark (Fig. 7), an den Mauern von Wr.-Neustadt und von Hainburg (Fig. 8) u. s. w.



23. Freistadt.

Vor der eigentlichen Stadtmauer war, wenn es das Terrain erlaubte, zur Erhöhung der Wehrkraft noch eine zweite, nicht sehr hohe, jedenfalls

Digitized by Google

niedrigere Mauer angebracht. Der Zwischenraum zwischen beiden bildete den Zwinger, eine schon frühzeitig vorkommene Befestigungsanlage, die nichts anderes ist als ein geschützter Verbindungsweg um die ganze fortificatorische Anlage herum, mittelst welcher die Vertheidiger schnell von einem bedrohten Punkte an einen anderen verschoben werden konnten. Drei Mauergürtel kamen höchst selten vor, wie dieß z. B. stellenweise in Friesach der Fall war. Auf dieser vorderen Mauer geschah die eigentliche Vertheidigung des Ortes; dadurch daß sie niedriger als die rückwärtige, konnten sich die auf der rückwärtigen postirten Vertheidiger nicht nur an der allgemeinen Vertheidigung, sondern insbesondere auch an der der Vormauer betheiligen und überdies blieb dadurch, im Falle als diese Mauer bereits zerstört oder durchbrochen war, noch die Möglichkeit gegeben, die bereits in den Zwinger gekommenen feindlichen Eindringlinge von vorn und von den Seiten anzugreifen.

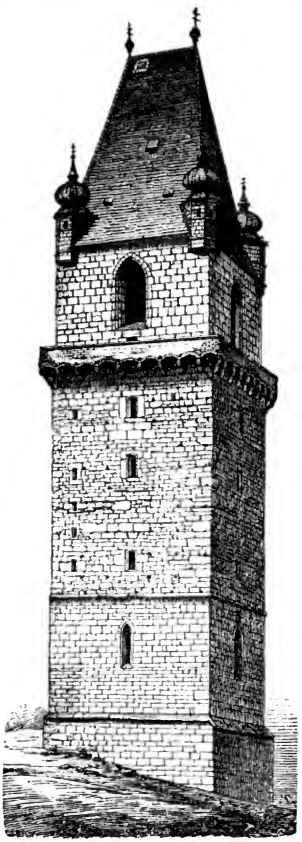


Fig. 24. Berchtholdsdorf.

Die Mauern waren zu oberst mit einem Wehrgange versehen, der den Zweck hatte, daß sich auf demselben die Vertheidiger aufstellen konnten, wobei die auf der Krönung der Mauer angebrachten Zinnen die nothwendige Deckung boten. Von den Zinnen haben sich vielerlei Arten erhalten, doch entsprachen sie immer dem Principe, daß hinter denselben der Vertheidiger mög-

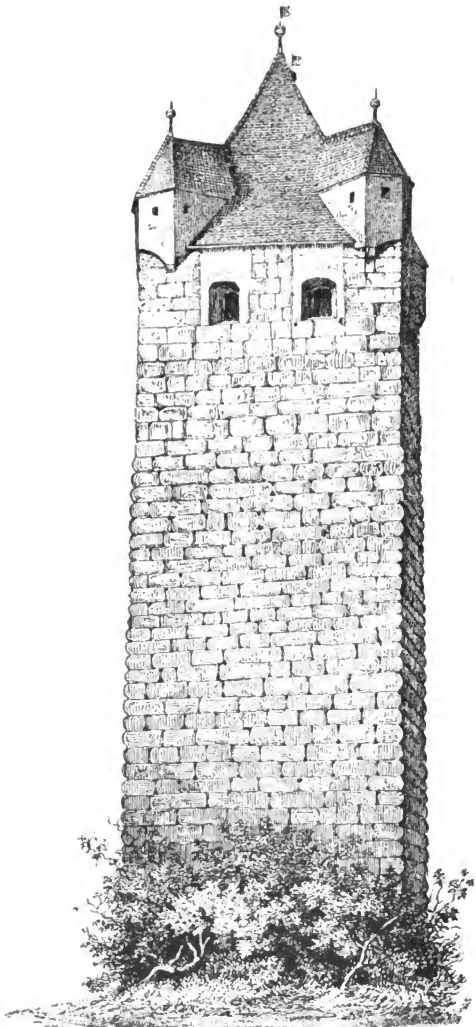


Fig. 25 Pottendorf.

Digitized by Google

lichste Deckung finde und es ihn leicht gemacht werde aus der Scharte zwischen den einzelnen Zinnen oder aus der Schlitze in der Zinne selbst sein Geschoß dem Feinde zuzusenden. Die Zinnen geben ein außerordentlich wirksames Decorations-Mittel, daher auch nach dieser Richtung sich in der Zinnenform eine große Mannigfaltigkeit findet (Fig. 9 Thurmkrönung in Trient). Der Wehrgang ruhte entweder blos auf der Mauerdicke oder auf nach innen angebrachten Kragsteinen oder war durch innen angefügte Holzbauten hinreichend verbreitert und zum Schutze gegen außen noch über den Zinnen mit einem Schutzdache versehen. Auf der Innenseite war der Wehrgang offen. Die auf dem Wehrgange aufgestellten und durch dessen Einrichtung gedeckten Vertheidiger konnten von da aus um so sicherer den Feind im Auge behalten und bekämpfen. Wir geben in Fig. 10 das Beispiel eines solchen hölzernen, mit einem Dache versehenen Wehr- oder Mordganges, wie er sich noch bis vor kurzem im befestigten Orte Grafenbach in Kärnten erhalten hat.

Der Zinnenbesatz trat bisweilen als Umgang auf außen eingefügten Kragsteinen gestützt auch an der Vorderseite der Mauer heraus, was den Zweck hatte, die am Fuße der Mauer gegen dieselbe etwa in feindlicher Absicht unternommenen Arbeiten beobachten und verhindern zu können. Vom XII. Jahrhundert an waren diese Zinnen-Galerien und heraustretenden Wehrgänge nur aus Holz. Ihre Feuergefährlichkeit und geringe Dauerhaftigkeit bewirkte, daß man sie im XIV. und XV. Jahrhundert aus Mauerwerk aufführte und nur für die Überdachung Holz verwendete. Solche hölzerne Galerien waren mitunter in mehreren Stockwerken übereinander aufgeführt und wurden mit Vorliebe an besonders gefährdeten Mauerstellen und Mauerecken angebracht. Diese Vorbauten, die mitunter die Gestalt eines hängenden Kastens, Erkers, hatten, waren mit Scharten und Schußlöchern in Mannshöhe, aber auch mit Schußlöchern und größeren Öffnungen im Boden versehen, um von da den Feind durch Schuß und Wurf zu bekämpfen. Die kleinste Art dieser Ausbauten bilden die Gußlöcher, Pechnasen, einfachen Erker. Ein kräftiger Eckerker auf Tragsteinen ist noch an der alten Stadtmauer in Bruck a/d. Leitha (Fig. 11) erhalten. In Fig. 12 erscheint die Abbildung einer Pechnase an der Burgmauer in Eggenburg.

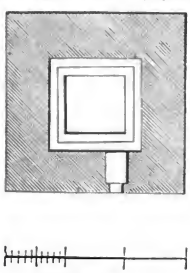


Fig. 26. Eger.

Digitized by Google

Ein belehrendes Beispiel für die Mauerführung dürfte die in Fig. 13 beigegebene Abbildung einer ganzen Linie der Mauer zu Marcheck sein. Es ist die westliche Front und ein Stück der Mauer gegen Süden. An dieser Seite ist sie eine Strecke entlang durch außen angebrachte abgeschrägte Strebepfeiler verstärkt, ein jedesfalls jüngerer Zubau. An der Westseite hat die Mauer noch stellenweise ihre ganze Höhe sammt den Zinnenbesatz. Die Mauer ist 7 Fuß dick und verjüngt sich oben auf 4 Fuß, einen 3 Fuß breiten Mordgang gegen innen bildend. Sie ist in ihrem

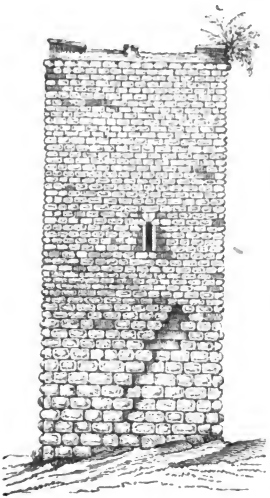


Fig. 27 a. Eger.

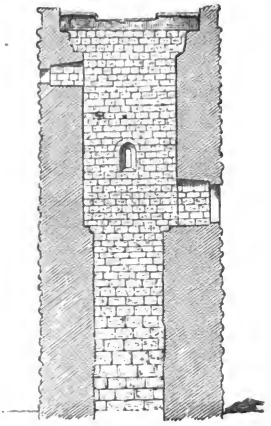


Fig. 27 b. Eger.

unteren, unzweifelhaft in die Zeit Otakar's, des Stifters dieser Stadt zurückreichenden Theile aus großen Steinstücken (meist Sandstein, mitunter Granit- und Marmorstücke, auch Grauwackenblöcke) sehr sorgfältig und in regelmäßigen Schichten aufgebaut. Das Mauerwerk vom Mordgange an ist aus kleineren Stücken und minder regelmäßig gefügt. Die Ausbesserungen charakterisiren sich durch reichliche Verwendung von Ziegeln. Noch kennt man die Stellen, wo ehemals die Aufgänge auf den Mordgang an der Mauer angebracht waren. Sie wiederholen sich an der Innen-

Digitized by Google

Fig. 20. Gre

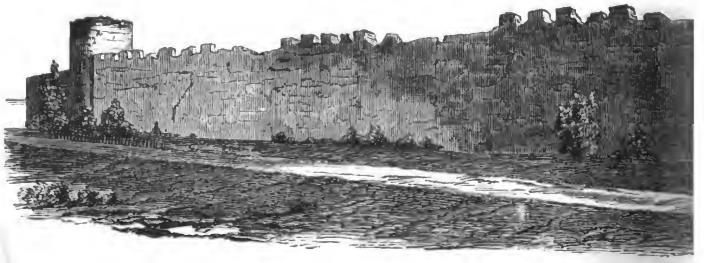
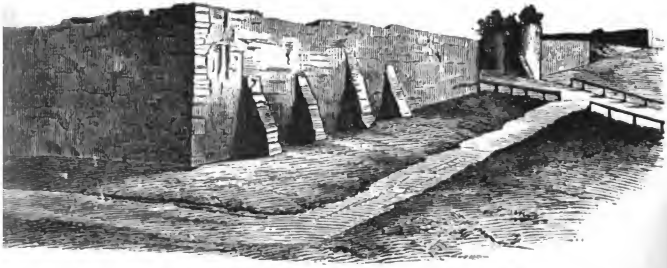


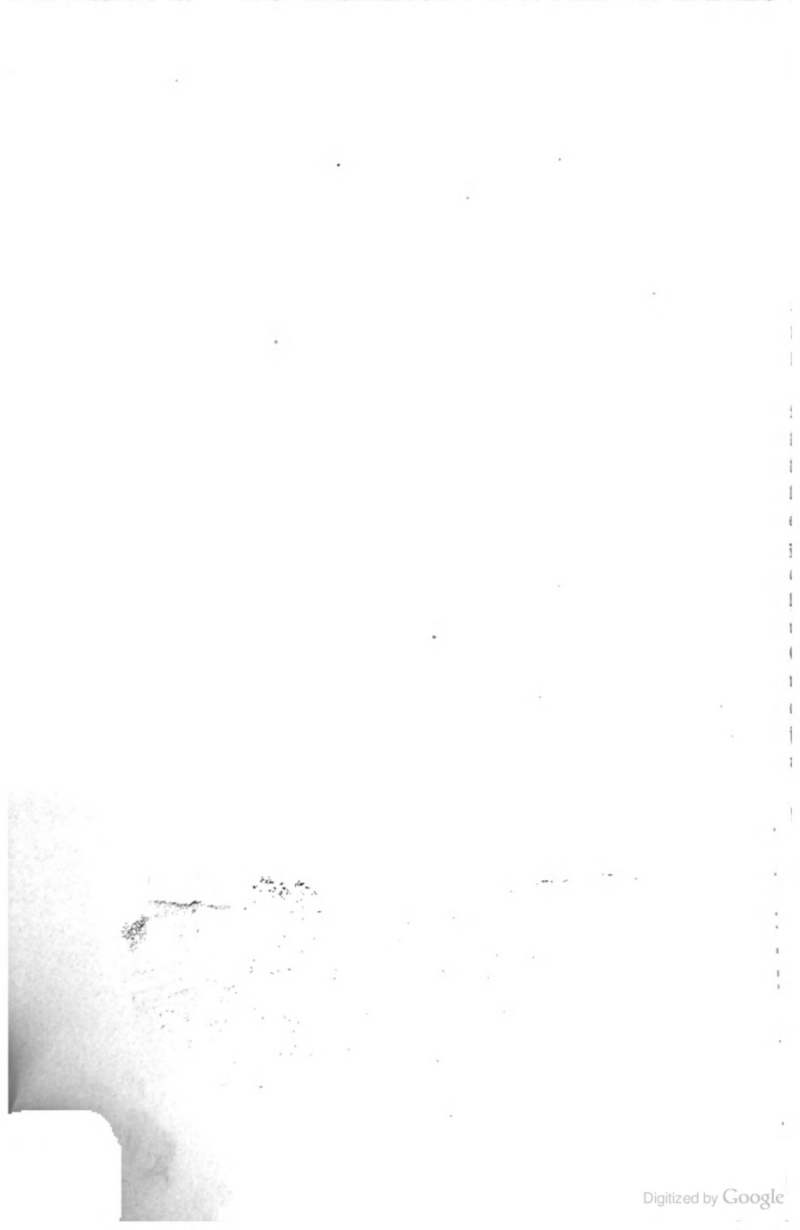
Fig. 13.

Enzersdorf. Seite 258.



archeck. Seite 256.

Digitized by Google


Digitized by Google

ſeite der Mauer in regelmäßigen Abſtänden. Es ſind dies aus Bruchſteinen zuſammengeſetzte halbe Bögen, die vom Boden anſteigend im Scheitel auf einem Steinpfeiler auflagern: auf dieſen Halbbögen lagen die Stufen. An einigen Stellen ſind zwei ſolche Stiegen einander gegenüber gebaut, die alsdann ſich auf einer kleinen Plattform vereinten. Als Beiſpiel eines ſolchen einflügeligen Stiegenhauſes beziehen wir uns auf die Befeſtigungsbauten in Eggenburg (Fig. 14).

Fig. 28. Krakau.

Vor den Mauern waren als äußerſtes Vertheidigungswerk die Gräben gezogen, die mitunter auch bewäſſert waren. Es waren deren meiſtens zwei, zwiſchen denen gewöhnlich noch ein niederer Wall aufgeworfen erſchien. Auf dem Walle wurden überdies zur Zeit der Bedrängnis Palliſaden-Reihen aufgeſtellt. Von dieſer Befeſtigungsanlage haben ſich natürlicherweiſe die wenigſten vollſtändigen Beiſpiele erhalten; Wall und Gräben wurden eben ausgeglichen und anderweitig verwendet, häufig machte man Gärtchen darauf. Fig. 15 gibt das Profil einer ſolchen doppelten Graben-Anlage, wie ſie noch jetzt in Groß-Enzersdorf erkennbar iſt.

Zur Erhöhung der Widerſtandsfähigkeit der befeſtigten Anlage dienten insbeſonders die Thürme. Sie wurden an ſehr gefährdeten, dem Angriffe beſonders ausgeſetzten Stellen und an Mauerecken verwendet. Wie es ſcheint, hat man im frühen Mittelalter vermieden viele Thürme in die Stadtbefeſtigungen einzufügen. Es dürfte deren Errichtung zu koſtſpielig und ſchwierig geweſen ſein, vielleicht auch benöthigte man für ſie zu viel Mannſchaft. Erſt im XIV. und XV. Jahrhundert nahm ihre Anzahl zu und wurden ſolche Bauten auch in die fortlaufenden Mauerlinien eingefügt. An den Thürmen wurden, gleich wie bei den Mauern,

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]det sich in den Befestigungs-
[illegible]erselben befanden sich in der
[illegible] noch einmal zurückkommen
[illegible]t sich auch ein sehr inter-
[illegible]ier in Fig. 22 in Abbildung
[illegible]ren wir, beispielsweise einen
[illegible] Freistadt an (Fig. 23).
[illegible]en Thurmes verweisen wir auf
[illegible] Berchtholdsdorf, der, wenn auch

Fig. 30. Eggenburg.

[illegible]licher Bestimmung und im Orte selbst befindlich, seiner
[illegible] nach mit den Eckthürmen und der Galerie als hoch-
[illegible]werk geschaffen wurde. (Fig. 24.)
[illegible] das Material für die Thürme [illegible]t, so ist hiezu das-
[illegible] Verwendung genommen, wie bei [illegible] nur wurde der
[illegible] Sorgfalt geführt, [illegible] auf den
[illegible] Thurm [illegible] hier
[illegible]nde Gelegenheit [illegible]

heraustretende Umgänge und Galerien, Eckerker, Pechnasen, Gußlöcher u. s. w. zur Erhöhung ihrer Wehrkraft angebracht. Die Thürme hatten verschiedene Grundformen, die beliebteste war die eines Viereckes, sei es ein Oblong oder Rechteck. Grundformen in Gestalt eines Kreises, eines Ovales oder Dreieckes sind selten. Der Thürme haben wir noch jetzt recht viele Beispiele.

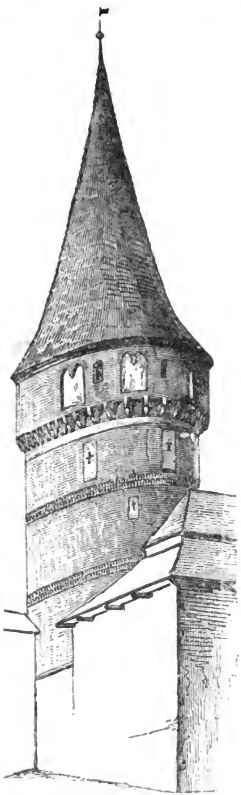


Fig. 29. Krakau.

So sei zunächst einer mit oblongem Grundrisse genannt, er befindet sich in den Resten der alten Stadtmauer zu Budweis und ist malerisch von reizender Wirkung (Fig. 16). Wir sehen an ihm die Erker in Pechnasenform verwendet, doch vielleicht nur zur Decoration.

Ein anderes Beispiel eines Befestigungsthurmes mit einem hölzernen Umgang unter dem Dache fand sich bis in die neueste Zeit in den restlichen Bauten der ehemaligen und wohlbefestigten Carthause Seitz in Steiermark (Fig. 17). In Fig. 18 veranschaulichen wir einen niedrigen halbrunden Thurm, der mit dem ganzen Körper aus der Mauer heraustretend, sich noch zu Eggenburg befinden dürfte. In derber quadrater Grundform hat sich der eine Eckthurm in den Ruinen der Stadtmauer zu Groß-Enzersdorf erhalten (Fig. 19). Derselbe ist übrigens so gestellt, daß seine Linien mit den betreffenden Mauerlinien parallel laufen. Fig. 20 veranschaulicht eine thurmartige Mauerausbaute aus demselben Orte. Nicht selten kam es übrigens vor, daß der Thurm über Eck gestellt war, so daß er mit einer Ecke, resp. mit der einen Hälfte eines Diagonal-Durchschnittes außer die Mauer hinaustrat. Diese Anlage hatte manches für sich, da man auf diese Weise die Mauerlinien aus-

Digitized by Google

giebiger schützen konnte. Ein solcher Thurm befindet sich in den Befestigungsbauten von Hainburg (Fig. 21), mehrere derselben befanden sich in der alten Befestigung von Wien, auf die wir noch einmal zurückkommen werden. In der Mauer von Hainburg findet sich auch ein sehr interessanter polygoner Eckthurm, den wir hier in Fig. 22 in Abbildung beigeben. Von runden Mauerthürmen führen wir, beispielsweise einen solchen aus den Vertheidigungsbauten zu Freistadt an (Fig. 23).

Als Beispiel eines wohl befestigten Thurmes verweisen wir auf den hiefür geradezu typischen Thurm zu Berchtholdsdorf, der, wenn auch

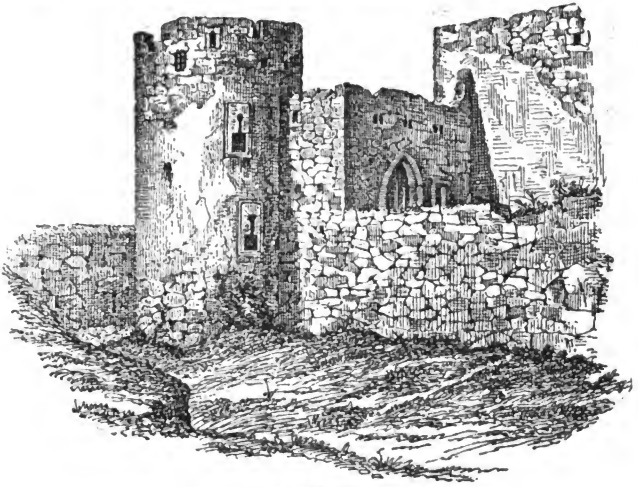


Fig. 30. Eggenburg.

heute nur kirchlicher Bestimmung und im Orte selbst befindlich, seiner ganzen Anlage nach mit den Eckthürmen und der Galerie als hochwichtiges Bollwerk geschaffen wurde. (Fig. 24.)

Was das Material für die Thürme anbelangt, so ist hiezu dasselbe zur Verwendung genommen, wie bei den Mauern, nur wurde der Bau stets mit größerer Sorgfalt geführt, wofür wir wieder auf den eben genannten Berchtholdsdorfer-Thurm weisen. Wir glauben die sich hier bietende Gelegenheit benützen zu sollen und einer ganz charakteristischen Art

Digitized by Google

der Mauersteinfügung gedenken zu sollen. Es sind die Buckelquaderbauten. Die an der Außenseite verwendeten Steine waren nämlich nur an den Fuglanten bearbeitet, das übrige wurde rauh belassen. Diese Behandlung der Steine findet sich schon in den ältesten Zeiten bei den Römern, im Orient und reicht in ihrer Verwendung bis in's XIII. Jahrhundert heran. Ein wichtiger Grund für diese Mauerführung, die meist nur in den unteren Mauertheilen sich findet, mag darin gelegen sein, daß dadurch das Anlegen und Emporschieben von Sturmleitern überaus schwierig, ja fast unmöglich wurde. Ein vorzügliches Beispiel hiefür bieten die drei Schloßthürme in Pottendorf (Fig. 25)*), der untere Theil des Thurmes zu Bruck a/d. L., Partien an der Stadtmauer zu Wiener-Neustadt u. dgl., endlich der schwarze Thurm zu Eger. Derselbe gehört zu den ältesten und wichtigsten aller in Böhmen vorfindlichen Bauten**), und soll hier ein wenig aufmerksamer behandelt werden. Er steigt aus großen Quadern (43 Schichten) eines lavaartigen Gesteines (Basaltschlacke), das in der Nähe gebrochen wird, erbaut in drei mächtigen Stockwerken empor, in seinem Grundrisse ein regelmäßes Quadrat von je 30 Fuß Seitenausdehnung bildend. Das Erdgeschoß ruht auf Schieferfelsen, hat 10' dicke Mauern. Im oberen, in der Mauerdicke etwas verjüngten Stockwerke befindet sich der im Halbkreisbogen geschlossene Eingang, zu dem man ursprünglich nur mit Hilfe einer Leiter gelangen konnte. Nach weiteren 30 Fuß verjüngt sich die Mauer ein zweitesmal, das oberste Stockwerk hat nur eine Mauerstärke von 4 Fuß. Es ist hier auch seiner sorgfältigen Bauführung zu gedenken, wie die haarscharfe Bearbeitung der Fugen, die genaue Lagerung der Schichten, ferner der

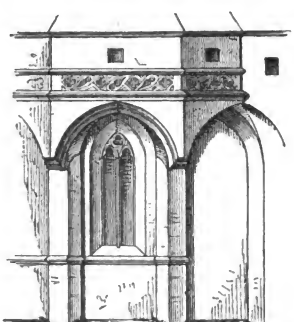


Fig. 31. Schrattenthal.

*) Bei der wesentlichen Übereinstimmung von Befestigungsbauten an Burgen und Städten ist es nicht zu vermeiden, bisweilen mit der Berufung von Beispielen zu den ersteren überzugreifen.

**) S. Gruber Die Kunst des Mittelalters in Böhmen. I. 13.

Digitized by Google

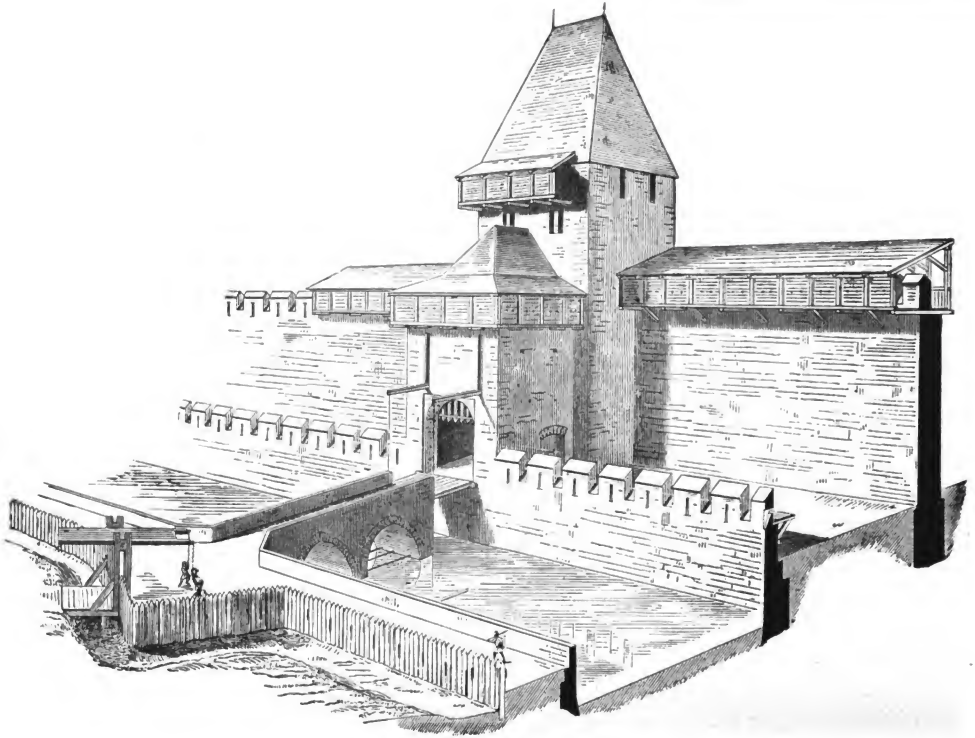


Fig. 32. Friesach.

ſtarken, wenn auch nicht gleichen Boßierungen, dann des Umſtandes, daß das Quaderwerk, welches auch im Innern mit Buckeln verſehen iſt, nur die Verkleidung bildet, dagegen die Zwiſchenräume mit Gußwerk ausgefüllt ſind, endlich daß die drei Fenſter des Thurmes halbkreisförmig überdeckt, ſich in ihren Leibungen gegen innen ſtark erweitern. (Fig. 26 und

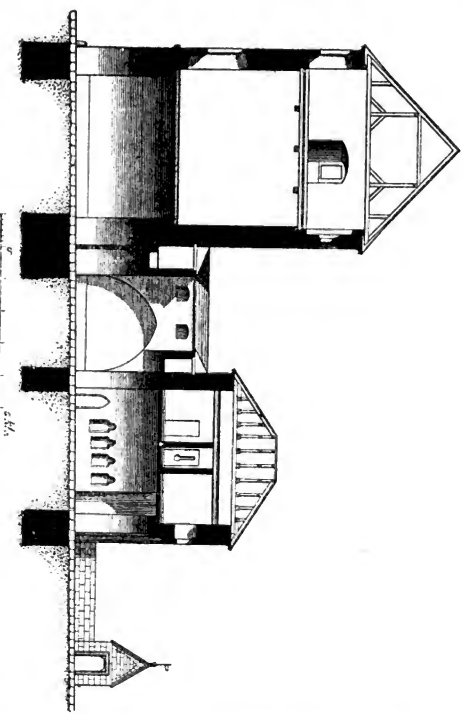


Fig. 33. Mr. Neuhaus.

27. a. b.) Es iſt kein Zweifel, daß auf dieſen Thurmbau die römiſche Bauweiſe entſcheidenden Einfluß nahm, ohne daß den Römern, die erwieſenerweiſe nicht bis in die Gegend von Eger gelangten, der Bau ſelbſt zugeſchrieben werden könnte. Dieſer merkwürdige Bau dürfte kaum aus einer

Digitized by Google

anderen als der karolingischen Zeit stammen, und in dieser selbst möglichst früh zu setzen sein.

Besitzen wir freilich wohl keine so interessanten und decorativ wichtigen Thurmbauten, wie z. B. deren Nürnberg einst hatte, und zum Theile noch jetzt zählt, so können wir doch auf eine noch heute erhaltene Stadtbefestigungs-Anlage hinweisen, die auch in decorativer Beziehung ihrer Objecte nicht sehr hinter jenen Nürnbergs zurückbleibt. Es ist dies Krakau. Wir bringen in den beiden Illustrationen 28 und 29 die Abbildungen zweier halbrunder Stadtmauer-Thürme. Der eine ist in seinem Oberbaue aus Backsteinen, deren Außenseite glasirt ist, aufgeführt so daß dadurch ein recht hübsches Ornament entsteht, der quadratische Unterbau ist

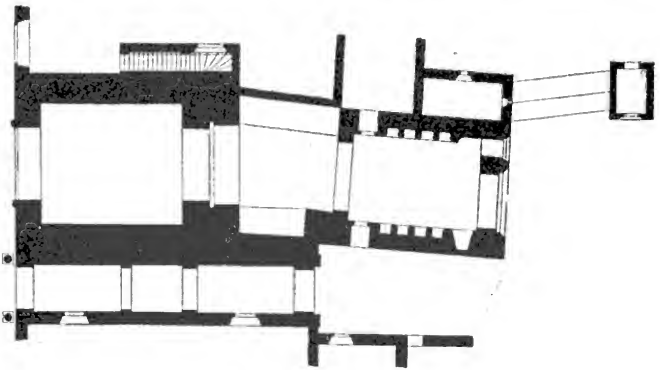


Fig. 34. Wr.-Neustadt.

nur aus Bruchsteinen zusammengestellt, die Stockwerke sind durch Bandsimse getrennt, das vierte Stockwerk ruht auf heraustretenden Kragsteinen. Der zweite Thurm ist decorativ einfacher behandelt und enthält nur Gesimsbänder zur Abtheilung der Stockwerke. Das vorgekragte oberste Stockwerk enthält im Boden Gußlöcher.

Was nun die Bedachung der Befestigungsthürme betrifft, so haben wir in den angeführten Beispielen deren Arten schon so ziemlich erschöpft. Wir finden spitze Dächer meist mit Hohlziegeln bedeckt, wir finden die hohen Satteldächer, am häufigsten dürften aber Plattformen mit Zinnenkranz den Abschluß gebildet haben, darüber Nothdächer, die im Frieden zum

Digitized by Google

Schutz des Mauerwerks, im Kriege zum Schutze der Vertheidiger aufgerichtet waren.

Fig. 35. Pisek.

Noch haben wir einiger besonderer Bauten in und an den Mauern zu gedenken. Dahin gehören die kleinen, oft erkerartig behandelte

Digitized by Google

Wachtthürmchen die auf Krugsteinen ruhend aus der Mauer heraustreten; die durch größere Eckbauten erzielten Verstärkungen, wie z. B. in Eggenburg (Fig. 30), wohl zu unterscheiden, von den in einer Ecke der Stadt angelegten Castellen oder Burgen, als letztes Bollwerk der ganzen Vertheidigungsanlage; und endlich die Einbeziehung von Kirchen in die Fortification, was dadurch geschah, daß man den Mordgang der Stadtmauer an der Kirche bis wieder zur Mauer fortsetzte. Interessante Beispiele hiefür

Fig. 36. Tuln.

gewähren die Cistercienser-Kirche in Wr. Neustadt und die Schloßkirche zu Schrattenthal (Fig. 31).

Zum Schluße unserer Einleitung wollen wir uns noch mit den Stadtthoren, als der in fortificatorischer und culturhistorischer Beziehung gleich wichtigen wie interessanten Anlage der Wehrbauten einer Stadt beschäftigen.

Digitized by Google

Der wichtigste Gegenstand der Vertheidigung für jede befestigte Stadt-Anlage war der Eingang in dieselbe, resp. der Ausgang aus derselben. Wir finden allerorts diese Stellen mit besonderen Vertheidigungsbauten bedacht und mit sorgfältig ausgeführten Wehranlagen versehen. Alle

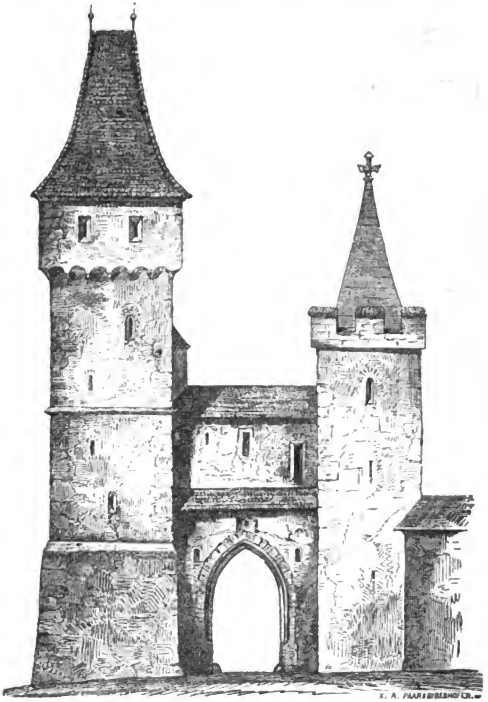


Fig. 37. Hohenmauth.

jene Mittel zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit, die wir bei der Besprechung der Mauern kennen gelernt haben, also Thürme, Erker, Zinnen-Galerien, heraustretende Holzverschalungen und Ueberdachungen, Pechnasen, Gußlöcher kamen bei den Stadtthoren in Verwendung.

Digitized by Google

Die einfachste Gestaltung des Thorbaues war wohl jene, bei welcher die Thoröffnung aus einem mächtigen Bogen bestand, in dessen Steinwandung die Thorflügel hingen. Von dieser einfachsten Form ausgehend suchte nun die Kriegskunst daran ihre Einrichtungen anzubringen, um die Vertheidigung des Thores zu ermöglichen und zu erhöhen. Die nächste und häufigst verwendete Combination war einerseits das Annahen des Feindes an das Thor zu verhindern, anderseits die Widerstandskraft des Thores selbst zu erhöhen. Ersteres suchte man dadurch zu erreichen, daß man den dem Thore zunächsten Theil der über den Stadtgraben führenden Brücke entfernbar und beweglich machte, was zur Einführung der Zugbrücken führte, die innerhalb des Thores gegen dasselbe mittelst eines Mechanismus aufgeklappt wurden und zugleich eine Verstärkung des Thorverschlusses bildeten. Anderseits verlegte man das Thor unmittelbar in einen Thurm oder in ein dem Thurme meist knapp vorgebautes niedriges mächtiges Gebäude. Wehrgänge, Holz-

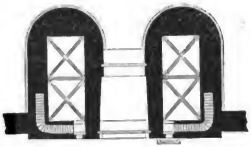


Fig. 38. Hainburg.

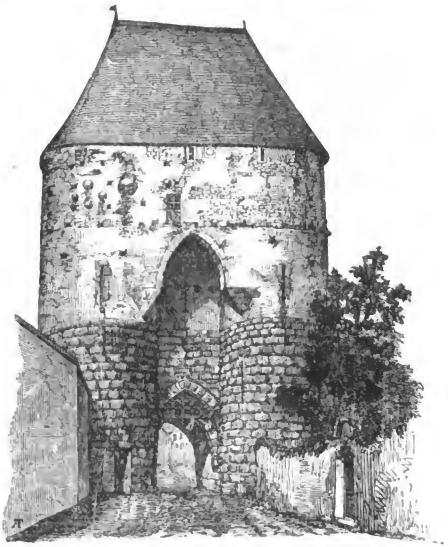


Fig. 39. Hainburg.

Digitized by Google

Galerien, Eckerker, Pechnasen durften weder am Thurme, noch am Vorbaue, noch an den angränzenden und mit dem Thurme in directer Communication stehenden Mauertheilen fehlen. Der Thorbau, sei er nun ein Thurm oder eine Combination aus Thurm und Vorbau hatte einen quadratischen Grundriß, die Bogenöffnung nach innen war weit und geräumig, nach außen eng und schmal, oft fand sich daneben ein

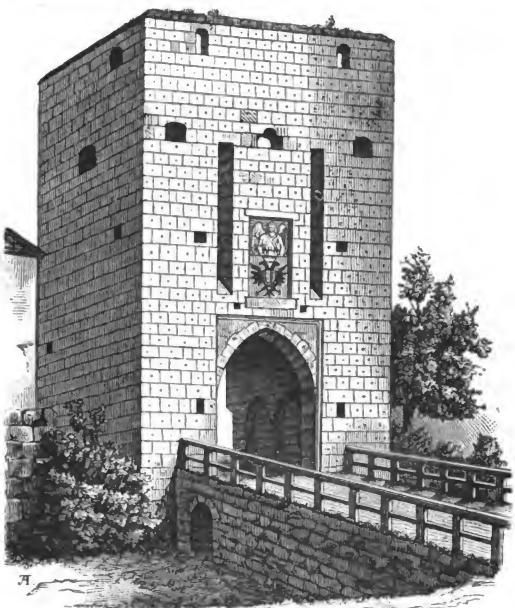


Fig. 40. Freistadt.

kleines Schlupfpförtlein. Wir geben zur Illustrirung unserer gedrängten Darstellung die Abbildung des Olsa-Thores in Friesach, wie es im XVII. Jahrhundert einer Abbildung bei Merian zufolge ausgesehen haben mag (Fig. 32). Der Zwischenraum zwischen Vorbau und Thorthurm war bisweilen ziemlich bedeutend und bildete alsdann einen Hof der mit Galerien umgeben war, woselbst ebenfalls Vertheidiger aufgestellt waren, die den

Digitized by Google

eingedrungenen Feind, dem die herabgesenkten Fallgitter sowohl das Vordringen wie Rückkehren verhinderten, mit Geschoßen empfingen. Ein Fallgitter am Ausgange gegen die Stadt bildete das letzte Vertheidigungsmittel. Als weiteres Beispiel eines solchen mit einem Thurm combinirten Thorbaues, woselbst ein Zwischenhof bestand, geben wir in Fig. 33 u. 34 den Grundriß und Querschnitt des verschwundenen Wiener Thores zu Wr. Neustadt. Thorthürme einfacher Art veranschaulichen wir in Fig. 35

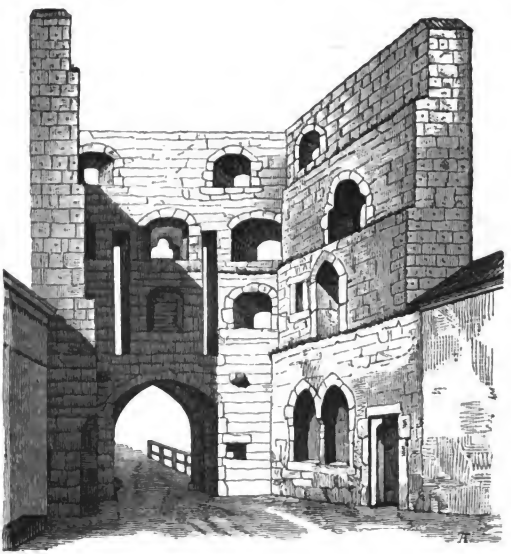


Fig. 41. Freistadt.

aus Pisek, und Fig. 36 aus Tuln, beide gleichfalls bereits verschwunden. Auf einen der herrlichsten Thorthürme in seiner Art, den Pulverthurm zu Prag, werden wir bei Besprechung der Städte-Vertheidigungsbauten in Böhmen noch weiter zu sprechen kommen.

Bisweilen begnügte man sich mit einem einfachen Thorbau, zu dessen Vertheidigung man jedoch auf einer oder beiden Seiten einen Thurm

Digitized by Google

anschloß, wie uns ein noch erhaltenes und sorgfältig restaurirtes Thor zu Hohenmauth zeigt (Fig. 37). Als weiteres Beispiel wollen wir noch auf zwei hochinteressante Thorbauten verweisen, davon eines sich zu Hainburg befindet. Wie der Grundriß (Fig. 38) zeigt, wird die zwei Klafter breite Thoröffnung an den Seiten durch je eine mächtige halbrunde thurmartige Vorbaute flankirt, die sich an der Rückseite in den geradlinig angelegten Thorbau verliert. Zwischen diesen beiden Flügelbauten und aus dessen Mauern entwickelnd wölben sich vier spitzbogige

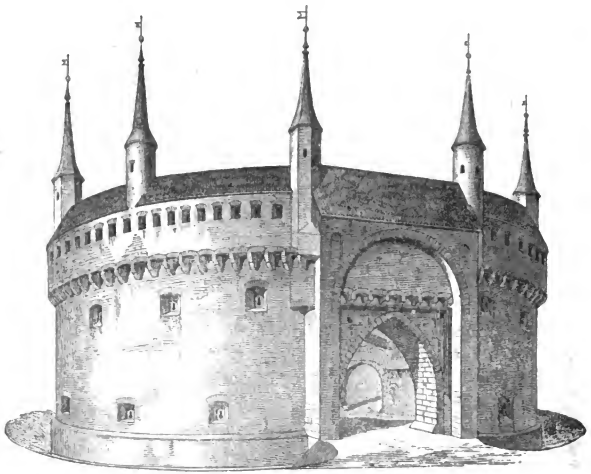


Fig. 42. Krakau.

Thorbögen. Der ganze Bau zeigt sich schon beim ersten Anblicke als ein Werk zweier wesentlich verschiedenen Bau-Perioden. Der untere Theil ist bis einschließlich des Thorbogens ganz aus großen Werkstücken in 23 nahezu gleichen Schichten aufgeführt. Die Werkstücke sind als Buckelquadern behandelt und treten die unteren Schichten immer mehr vor, dadurch die Basis des Baues erweiternd (Fig. 39). Wir sind geneigt

Digitized by Google

diesen Theil in die Zeit Leopold VI. aus dem Hause Babenberg zu setzen und glauben, daß derselbe den Einfluß der römischen und kleinasiatischen Thorbauten nicht verleugnet, mit denen bekannt zu werden, die Kreuzzüge Gelegenheit gaben.*) Der obere Theil des Thores, das im Ganzen 66 Fuß hoch ist, ist aus Quadern und Bruchstücken erbaut (XVI. Jahrhundert). Die beiden vortretenden Flankenbauten sind nämlich in der Höhe noch um einige Schichten fortgesetzt, endlich wölbt sich von einer zur andern ein mächtiger Spitzbogen aus Quadern. Nun bekommt der Bau mit Hilfe der auf diesem Bogen ruhenden Mauerung eine elliptische Form, die Vorbauten verschwinden in der Mauer und das Ganze bedeckt ein hohes Satteldach.

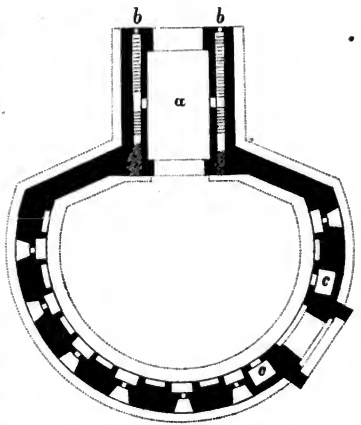


Fig. 43. Krakau.

Der zweite eigenthümliche Thorbau, dessen wir noch erwähnen wollen, ist das Böhmerthor zu Freistadt. Fig. 40 zeigt uns seine Außen-, Fig. 41 seine Innen-Seite. Wir haben es hier mit einem Bollwerk zu thun, das quadratisch angelegt, nur auf drei Seiten aus Mauerwerk besteht, somit — wie auch mitunter bei Mauerthürmen üblich — gegen die Stadt offen war. Für gewöhnlich auf dieser Seite mit einer Bretterwand versehen, war es dort in den Tagen der Gefahr unverschalt, um dem etwa eingedrungenen Feind in seinen Räumen keinen Stützpunct zu bieten. Der Thor-Abschluß geschah mittelst einer Zugbrücke, die mittelst Schwebebalken gehoben wurde, wie die Balkenschlitzen ganz zuversichtlich andeuten. Ein ganz eigenthümliches Bild gibt heute der Thorhof in seiner aus den kahlen Wänden gebildeten Einschließung. Das Gebäude bildet drei Stockwerke, heute ohne Unter-

*) Das Seitenpförtlein ist aus neuerer Zeit.

Digitized by Google

theilung durch entsprechende Balkenlagen, die aber früher jedenfalls eingefügt waren. Im ersten Stockwerke erkennen wir drei Stückpforten, im zweiten Stockwerke deren fünf, im obersten vier. Der Bau gehört in das XVI. Jahrhundert.

Zu den selteneren Fällen gehört es, wenn die Thore mit besonderen fortificatorischen Vorbauten versehen waren, was übrigens fast nur dann möglich war, wenn vor demselben kein Außengraben angelegt war. Ein interessanter derartiger Bau hat sich in Krakau erhalten, das Floriani-Thor, hochwichtig in geschichtlicher wie künstlerischer Beziehung. Fig. 42 gibt ein Bild desselben, Fig. 43 dessen Grundriß. Mittelst Brücke gelangt man über den Graben, und nachdem man zuletzt die Zugbrücke passirt hatte, betrat man den halbkreisförmigen Vorhof, der nach innen mit Galerien versehen, auch Versammlungs- und Empfangsplatz bei feierlichen Gelegenheiten war. An den Halbkreis der Umfassung des Hofes auf der einen Seite schloßen zwei schräge Mauerflügel an, in deren Schluß sich der Ausgang gegen die Stadtseite einfügt. Zahlreiche Schußlöcher in der Außenwand u. zw. im Erdgeschoß und ersten Stockwerke wie auch in der Grabenmauer (Untergeschoß) zeigen, wie umsichtig für die Vertheidigung dieses Vorwerkes vorgesorgt war. Eine dritte Reihe von Schußschlitzen, die dicht nebeneinander gestellt sind, befindet sich auf der oberen, auf Consolen herausgebauten Galerie, die stellenweise mit Pechnasen versehen war. Die oberste Galerie bedeckt ein innen und außen abgeschrägtes Satteldach. Aus dem Dache erheben sich sieben kleine gemauerte Auslug-Thürmchen, in die man von unten hinaufsteigen muß. An den halbrunden Vorhof schließt sich der eigentliche Thorweg an, theils überdeckt theils offen; die Seitenmauern sind ebenfalls mit Galerie und Schießscharten versehen. Der Eingang in den Vorhof befand sich nicht in der Mitte des Baues, sondern an der Seite, so daß der Feind, einmal eingedrungen, nicht

Fig. 44. Krakau.

Digitized by Google

ſchon in gerader Linie dem eigentlichen Stadtthore gegenüberſtand, eine Einrichtung, die ſich bei Thorbauten im jüngeren Mittelalter inſofern häufig geltend machte, indem man die Thorwege nicht in gerader Linie führte. Der Eingang ſelbſt war durch eine Pechnaſenreihe noch beſonders vertheidigbar gemacht. Den eigentlichen Eingang in die Stadt alſo, nachdem man den Vorhof paſſiert hatte, beſchützte der Thorthurm,

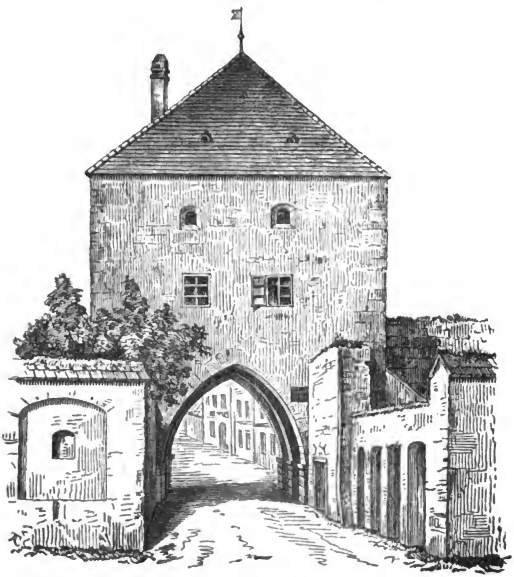


Fig. 45. Korneuburg.

der circa 60 Schritte hinter dem Vorbau ſtand und zu dem der erwähnte Gang durch die erſte Mauerreihe durchführte. Der Thorthurm hat eine faſt quadratiſche Anlage und erſcheint in Fig. 44 abgebildet.

Auch in Nieder-Oeſterreich befand ſich ein Thor mit derartigem, wenn auch viel einfacherem Vorbaue, es war dies das Schiffthor zu Korneuburg, das man aus Verkehrsrückſichten (!) in neueſter Zeit abbrach. Fig. 45 u. 46

Digitized by Google

veranſchaulichen deſſen Außenſeite und Grundriß; er ſoll unter Rudolph II. (1603) entſtanden ſein. Der Vorbau zeigt ſich zunächſt als ziemlich ſchmaler Gang zwiſchen hohen Mauern und endigt gegen außen in einen ſiebeneckigen, ebenfalls ummauerten Raum, gewiſſermaßen als Sammelplatz für die Vertheidiger bei einem auszuführenden Ausfalle oder nach demſelben, um ſie wieder in die Stadt aufzunehmen.

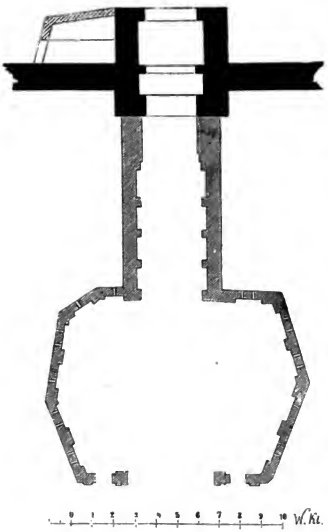
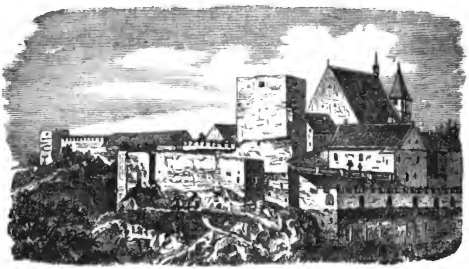


Fig. 46. Korneuburg.

Wir konnten natürlich uns bei unſerer Darlegung der Eigenthümlichkeiten in mittelalterlichen Befeſtigungen nur auf die hauptſächlichen Einrichtungen und Anlagen beſchränken und werden in Folge noch hinreichend Gelegenheit finden, dieſelben zu ergänzen und auf deren Details zurückzukommen und aufmerkſam zu machen.



Anſicht von Eggenburg.

Oesterreichische Gedenkblätter.

I.

Ein vaterländischer Held im Türkenkriege.

Von Dr. Isidor Proschko.

Ziel gekannt!
Kraft gespannt!
Muth voran!
Herz obenan!

So lautet der Wahlspruch im Leben und thatenreichen Wirken jener treuen Söhne unseres großen österreichischen Gesammt-Vaterlandes, welche voll Liebe und Begeisterung für Habsburgs hochedles Herrscherhaus demselben ihr Gut und Blut, ihr Athmen und Leben von ihrer Jugend an geweiht haben. Ein solcher für angestammtes Kaiserhaus, für Recht und Religion begeisterter Held war Christoph Freiherr von Teuffenbach von der Linie Teuffenbach-Mayrhofen, ein Sohn des edlen Freiherrn Andreas von Teuffenbach und der Frau Susanne gebornen Freiin von Seisseneck. Er hatte im Jahre 1546 an der Universität zu Wittenberg mit seinem Bruder Gabriel seine Studien vollendet, dann Reisen unternommen, stand nach seiner Rückkehr im Jahre 1565 als junger Rittmeister in Schwendi's Heer und vollbrachte eine herrliche Waffenthat, als ihn der türkische Heerführer Ali-Begh bei Lippe überfiel und von ihm mit vollwichtigen Säbelhieben und guttreffenden Kugeln zurückgejagt wurde.

Nun reihte sich Blatt um Blatt im schönen Kranz seines thatenreichen Lebens. Schon während des Krieges gegen den Halbmond in Ungarn rückte er bis zur Charge eines Obersten vor. Als solcher wurde er zu den vereinigten kaiserlichen und churfächsischen Truppen vor Gotha entsandt, wo Johann Friedrich, der Sohn des nach der Schlacht bei Mühlberg geächteten Churfürsten dieses Namens, welcher den Landfrieden gebrochen hatte, bekämpft, in Gotha belagert und zur Unterwerfung gezwungen wurde. Hier

Digitized by Google

legte Christoph Freiherr von Teuffenbach abermals Proben seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung ab.

Aber auch seine hohe geistige Begabung fand gar bald die rühmlichste Anerkennung. Denn, als er von diesem Kampfe in Sachsen zurückgekehrt war, wurde er von seinem Kaiser mit dem Bischofe von Erlau, Anton Veranz, an den damals so mächtigen Sultan Selim II. nach Constantinopel entsendet, um den Frieden zu erzielen. Es gelang ihm den kampflustigen Sultan zur Abschließung eines achtjährigen Waffenstillstandes zu bewegen, welcher um die Mitte des Monates Februar 1568 begann und in Folge dessen sich das durch die Kriege gegen den Halbmond so sehr erschöpfte Land Ungarn wieder erholen konnte. Kaiser Maximilian ernannte jetzt den ebenso tapferen als geistvollen Freiherrn von Teuffenbach zum Ober-Commandanten des Szathmárer Comitates und beauftragte ihn zugleich mit dem tapferen Grafen Niclas Salm und dem edlen Franz von Roggendorf mit der Ordnung des Kammerwesens in Ober-Ungarn. Im Jahre 1584 sehen wir ihn als Stadt-Commandanten in der alten Vindobona, im Jahre 1585 als obersten kaiserlichen Feldhauptmann, im Jahre 1587 aber als ein äußerst thätiges und hochgeachtetes Mitglied der Gesandschaft, welche der Kaiser nach Polen abgehen ließ, um für die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Könige zu wirken, welches Ziel leider nicht erreicht wurde. Im wiederausbrechenden Türkenkriege führte er 1593 bei Kaschau seine Truppen gegen die Türken, nahm selbst die Fahne in die Hand und vorwärts ging es jetzt mit ganzer Front gegen die zahllosen Haufen der Turbanträger. Da wurde nun alsbald Sabatska eingenommen und gegen Fülek im Sturmschritte vorgerückt. Während nun von Temesvar herüber die türkischen Heer-Pauken ihren dumpfen Klang ertönen ließen und der in dieser Stadt sein Feldlager haltende Pascha mit seinen riesigen Schaaren gegen die Truppen Teuffenbachs heranstürmte, saß dieser bereits mit seinem Commandostabe hoch zu Roß und auf den Wink seines blitzenden Degens schmetterten die Trompeten seiner tapferen Krieger dem heranstürmenden Pascha mit lustigen Klängen die Antwort auf seinen Schlachtgruß mit den Heer-Pauken entgegen und d'rauf und d'ran ging es, vorwärts und immer weiter vorwärts mit ganzer Front und geschlossenen Gliedern in die Massen der rothen Turbanträger hinein und die blanken Säbel seiner tapferen Husaren und die Kugeln seiner schußfertigen Musketiere mähten so gewaltig unter den Osmanen, daß diese schon nach dem ersten Sturme auf die kaiserlichen Truppen bei Fülek zurückwichen. — Nun säbelten die tapferen Krieger Teuffenbachs eine solche Masse der braunen Turbanträger nieder, daß nicht weniger als sechstausend derselben auf dem Platze blieben, die andern aber in alle vier Himmelsgegenden davon jagten und daß selbst der grimme Pascha mit seiner Leiche den Boden decken mußte . . .

Digitized by Google

Jetzt führte Freiherr von Teuffenbach seine Truppen neuerdings gegen Fülek und am St. Johannistage, den 24. November, fiel die Stadt durch Sturm in seine Hände; am 27. November aber ergaben sich auch die im innern Schloße verschanzten Türken durch Capitulation. Der tapfere Feldherr drang nun weiter und weiter im Lande vor und jagte den Feind allmälig aus allen kleineren und befestigten Plätzen; dann begann er die Belagerung von Hatvans.

Wohl stürmte nun der Pascha von Ofen mit zehntausend Türken herbei, um den Kampf mit dem tapfern Freiherrn aufzunehmen; aber er wurde von diesem so kraftvoll empfangen, daß seine Janitscharen und Spahis nach allen Seiten zerstoben. Einen anderen tapferen Kampf bestand Freiherr von Teuffenbach gegen die Türken im Jahre 1596 bei Keresztes.

Nachdem er als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres längere Zeit seine Thatkraft und Kriegserfahrung erprobt hatte ruhte er von seinen siegreichen Kämpfen in der alten Königsstadt Prag aus und gab dort auch seinen edlen Geist in die Hände seines Schöpfers zurück. Die halbe schwarze Rüstung, unter welcher sein treues Herz für das Kaiserhaus so warm geschlagen hatte, ist noch jetzt eine der historischen Zierden der Ambraser Sammlung.

Die Geschichte des Vaterlandes aber ruft dem edlen Hingeschiedenen an seiner Grabstätte die wahren und tiefempfundenen Worte zu:

Du warst ein Mann der Ehre, Du warst ein Mann der That!
Der was er angelobte auch treu erfüllet hat.
Du trugst ein Herz voll Liebe zu Deinem Kaiserhaus,
Du trugst die Ehrenfahne in's Schlachtgewühl hinaus.
D'rum wird Dich ewig nennen mit Stolz das Vaterland,
Dich, der als Mann der Ehre wie Gold im Feuer stand,
D'rum ruft Dir hochbegeistert die Nachwelt dankend nach:
Im Lorbeerkranze strahlet der Name Teuffenbach.

II.

Ein Engel des Friedens.

Von Dr. Isidor Proschko.

Wahrhaft große und schöne Lebensbilder vaterländischer Ehrenmänner bietet das Pantheon unserer Geschichte, insbesondere seit der große Ahnherr des österreichischen Kaiserhauses, Rudolph von Habsburg, dem Rechte und der Ordnung im deutschen Reiche wieder Geltung verschaffte.

Digitized by Google

Richtet der Vaterlandsfreund seinen Blick auf die historischen Denkmäler Alt-Oesterreichs, des treuen Landes Tyrol, der schönen grünen Steiermark, so findet er unter andern die geschichtlichen Nachweise über den Ursprung eines Hauses der Ehre, des Muthes und der treuesten Anhänglichkeit an den angestammten Landesfürsten, eines Hauses, welches auch in Neu-Oesterreich im herrlichen Glanze dasteht, des Hauses Trautmannsdorf.

Schon die Geschichte des großen Kampfes des Kaisers Rudolph gegen den Böhmenkönig Premysl Otakar II. erzählt: wie dreizehn tapfere Anhänger dieses adeligen Geschlechtes der Trautmannsdorfe in der Schlacht bei Laa durch ihren Heldentod ihre Treue für das Haus Habsburg bewährten.

Im dreizehnten Jahrhundert gewahren wir einen Albert Stuchs von Trautmannsdorf, welcher „unter den ersten Gezeugen" die Handfeste Herzogs Albrecht für die Steiermark im Jahre 1292 unterfertigte. Als Herzog Friedrich der Schöne in dem unglücklichen Kampfe gegen seinen Nebenbuhler und Vetter, den zum deutschen Kaiser erwählten Herzog Ludwig von Bayern am 28. September des Jahres 1322 zwischen Ampfing und Mühldorf eine schwere Niederlage erlitt, da stritten auch die treuen Trautmannsdorfe tapfer an seiner Seite und waren die Vordersten in seinem Heere, und die Chronik jener Zeit berichtet: daß vier Trautmannsdorfe in dieser Schlacht den Heldentod fanden, sechzehn gefangen wurden und nur drei derselben sich noch retten konnten; — und da war es unter diesen Gefangenen der edle Hector von Trautmannsdorf, welcher während des Herzogs Friedrich Gefangenschaft in Trausnitz sein treuer Leidensgefährte wurde.

Bekanntlich erfolgte später durch die Ehrenhaftigkeit und Treue Friedrich des Schönen dessen Aussöhnung mit Ludwig, und dieser begann nun auch den treuen Hektor von Trautmannsdorf so hoch zu achten, daß er ihn zu seinem Kammermeister ernannte. Da trat aber diesem sogleich ein Neider entgegen, des Kaisers Rath Siegfried Frauenberger, und ein Streit über das Alter ihres beiderseitigen Adels wurde nach damaliger Sitte durch einen Zweikampf entschieden, in welchem Hektor von Trautmannsdorf, wie Hormayr sagt: „seinen Gegner sieghaft fällte mit Helm und Kleinod, Hals und Haupt, seinen Gefangenen dann der Gemahlin des Kaisers, Margaretha, schenkte, und vom Kaiser Ludwig am St. Georgitag des Jahres 1336 einen Kampfbrief erhielt, der seinen Sieg und die Bestätigung eines erprobtermaßen 352jährigen Adels enthielt, und bis auf den heutigen Tag ein ebenso seltenes als für die Geschichte der Begriffe und Sitten der Vorzeit interessantes Denkmal ist".

Einen andern Tapfern dieses adeligen Geschlechtes nennt die Vaterlandsgeschichte in der Person des edlen Niclas von Trautmanns-

Digitized by Google

dorf, welcher in der bekannten Siegesschlacht bei Pavia am 24. Februar 1525 als Oberste sieben Fähnlein deutschen Fußvolkes in den Kampf führte.

Wahrhaft groß und strahlend ist aber das Lebensbild des Reichsgrafen Maximilian von Trautmannsdorf, der in der Landeshauptstadt der schönen Steiermark am Tage nach Christi Himmelfahrt, am 13. Mai des Jahres 1584, als der Sohn des Friedrich von Trautmannsdorf und der aus demselben Adelgeschlechte entsprossenen Frau Eva von Trautmannsdorf, das Licht der Welt erblickte.

Schon sein Vater stand dort in hohen Ehren; er war Kriegs-Präsident, geheimer Rath und ein großer Vertrauensmann des Inner-Oesterreich regierenden Erzherzogs Carl und dessen Sohnes, des nachmaligen Kaisers Ferdinand — und so stieg nun Maximilian von Trautmannsdorf auf der Leiter der Ehre mächtig empor, so daß er alsbald die ehrenvolle Stelle eines Obersthofmeisters der Gemahlin Anna des Kaisers Mathias bekleidete.

Wohl war die damalige Zeit noch eine gar düstere, in welcher das Vourtheil, der Aberglaube und arger Fanatismus nicht geringe Rollen spielten. Wer erinnert sich nicht des argen Treibens der parteilichen und befangenen Richter in den Hexenprocessen, der Schwindeleien der Alchymisten und Goldmacher, der grausamen Vorgänge bei den Torturen — wahrlich! die sogenannte „gute alte Zeit" war in mancher Beziehung eine „sehr schlechte", und eine große Mannheit gehörte dazu sich über die vielen Vorurtheile in jenen Jahrhunderten hinwegzusetzen.

Ein solcher charakterfester Mann ohne Vorurtheil war Maximilian v. Trautmannsdorf. „Was ihm", sagt Hormayr, „an Schulgelehrsamkeit gebrach, ersetzte reichlich sein schneller, durchdringender Verstand der gleich geschickt war, den rechten Ausweg in der verwickeltsten Sache zu finden, und eingewurzelte Widerwärtigkeiten durch standhaften Gleichmuth zu ermüden. Sein Aeußeres war sanft, voll würdevollen Anstandes und zuvorkommender Freundlichkeit. Seine Verschwiegenheit diente zum Sprichwort. Sein ganzes Leben hindurch war er mehr Minister als Hofmann, stets auf der Seite der guten Sache und der Mäßigung, und darum auch stets gewiß, am Ende über alle Feinde zu siegen. Kleinliche Bekümmernisse um seinen Einfluß machten ihn nie wanken. Er verließ mehrmals den Hof, als er kein Gehör fand, übernahm aber den geringfügigsten und beschwerlichsten Auftrag mit gleicher Bereitwilligkeit wie die wichtigsten und dankbarsten". Sein Wahlspruch war: Sint temporalia in usu, aeterna in desiderio.

Mit diesen edlen Seeleneigenschaften betrat nun Maximilian von Trautmannsdorf die schöne Bahn, auf welcher er endlich ein ehrenvoller Helfer und Streiter Oesterreichs und Deutschlands, ein wahrer Engel des Friedens wurde.

Digitized by Google

Nachdem er nach dem Ableben des Kaisers Mathias den neuen Herrscher Ferdinand II. zur Wahl und Kaiserkrönung am 9. September 1619 nach Frankfurt am Main begleitet hatte, war es vorzugsweise seine Klugheit und Thätigkeit, durch welche in der Hauptstadt Bayerns das feste und glückliche Bündniß des Kaisers Ferdinand mit dem Herzoge Maximilian von Baiern und dessen Bruder, dem Churfürsten von Cöln, zu Stande kam, wornach auf dem Churfürstentag zu Regensburg im Jahre 1622 die Churwürde des geächteten Winterkönigs Friedrich von der Pfalz auf den genannten Herzog Maximilian in Baiern übertragen wurde.

Bekanntlich war Kaiser Ferdinand II. genöthigt gewesen diesem Herzog für seine thatkräftige Hilfeleistung und seine Geldvorschüsse das Land ob der Enns pfandweise zu überlassen, das nun der Kaiser zurückverlangte.

Da war es wieder der kluge und thatkräftige Maximilian von Trautmannsdorf, der die Verhandlung hierüber zum glücklichen Abschluße brachte. Seine hohen Verdienste um das Reich und seinen Landesfürsten wurden vom Kaiser schon im Jahre 1623 durch die Erhebung Maximilians von Trautmannsdorf in den Reichsgrafenstand belohnt. Auch der König von Spanien zeichnete ihn durch die Verleihung des Ordens des goldenen Vließes aus*).

Auch Albrecht von Waldstein, der stolze und eigenwillige Herzog von Friedland, erkannte den hohen moralischen Werth Maximilians von Trautmannsdorf; er konnte demselben seine aufrichtige Achtung nicht versagen und gab diese auch gegenüber dem Kaiser kund. Da konnte es nun auch nicht anders kommen, als daß Kaiser Ferdinand II. seinen treuergebenen Reichsgrafen als rechten Mann erkannte, um dem Herzog von Friedland den Befehl seines Monarchen zu überbringen: daß er mit seinen Truppen aus Böhmen und Schlesien nach Ober-Ungarn abmarschiere, wohin der Führer der deutschen Kriegsbanden, Graf Ernst von Mansfeld das Kriegsfeuer zu zu tragen sich anschickte — und Waldstein fügte sich in der That.

Aber die Flamme, die in dem Innern dieses ehrgeizigen und herrschsüchtigen Feldherrn brannte, schlug immer mächtiger empor und der Verdacht, daß er den geheimen Riesenplan hege: sich endlich selbst mit Hilfe der Schweden die böhmische Krone auf das Haupt zu setzen, wurde rege.

„Als nun Graf Maximilian von Trautmannsdorf dort, im Jahre 1633, im Sommer von seiner Herrschaft Teinitz aus den Herzog in Pilsen besuchte, sagte ihm dieser geradezu: „er habe ihn immer höher geschätzt, denn den Fürsten Eggenberg. So wolle er ihm auch nicht bergen, er wolle fürohin

*) Anderthalb Jahrhunderte später erhielt das Geschlecht von Trautmannsdorf das Fürsten-Diplom.

Digitized by Google

nur sein eigener Herr und Niemanden unterworfen sein. Zum mindesten müße der Kaiser ihm nebst Friedland die Herzogthümer Gloggau und Sagan, beide Lausitzen, Mähren und die Neumark Brandenburg frei und eigen übergeben und dem obersächsischen Kreise einverleiben. Sonst könne das Vertrauen länger nicht bestehen, und wie der Kaiser sich den Diener gewählt, so würde auch er sich den Herrn finden".

Eine solche Sprache mußte nun den edlen, für seinen Kaiser und Herrn mit aller Treue begeisterten Grafen wahrhaft überraschen. Seine Antwort war eine ernste Warnung an den Herzog von Friedland, die aber erfolglos war.

Weltbekannt sind die weiteren Vorgänge in Eger, die vorlauten Aeußerungen der Günstlinge Waldsteins, Terzky und Illo, und sein tragisches Ende, welches, wie Hormayr sagt, „Oesterreich aus der größten Gefahr rettete, so es jemals bestanden".

Als hierauf die Dinge in Deutschland eine andere Wendung nahmen und der Sieg bei Nördlingen gegen die Schweden erfolgte, zu welcher Graf Trautmannsdorf den jungen König Ferdinand III. begleitet hatte, schloß der Graf im Namen seines Monarchen am Sanct Bernardstage des Jahres 1635 mit dem Churfürsten von Sachsen den Prager Frieden, und ein noch größeres „Werk der großen Aussöhnung" vollführte er dreizehn Jahre später, im Jahre 1648, durch den von ihm mit seiner großen Staatsklugheit herbeigeführten Vertrag des Friedens von Münster und Osnabrück, durch welchen der dreißigjährige Krieg beendet wurde.

So war also, wie Hormayr weiter sagt, das ganze Leben dieses hochsinnigen und edlen Mannes „nur eine fromme Bemühung zur Wiederherstellung des allgemeinen Friedens". Bei der westphälischen Friedensunterhandlung waren, wie der Geschichtsforscher weiter bemerkt, an ihm „vorzüglich zwei Dinge hochzuachten, nämlich: daß er die Liebe des so wichtigen Geschäftes und des gemeinen Wesens seine oft schon gereizte persönliche Empfindlichkeit allezeit aufopferte, denn Servien und Oxenstierna (die Bevollmächtigten Frankreichs und Schwedens), unwillig darüber ihren Siegestrotz durch sein kluges und standhaftes Benehmen in Schranken gehalten zu sehen, verabsäumten nichts, Ungeduld und Ueberdruß in ihm zu wecken und sich also des imponirenden Gegners zu entledigen; ferner: daß er (die Seele des Ganzen, mit besonderen geheimen Vollmachten versehen und in der That der Retter Oesterreichs, Deutschlands, des Continents von ewiger Kriegsgräuel), gleichwohl den Erfolg mit bescheidener Entsagung seinen gelehrten Mitarbeitern zuschrieb. Dennoch ist es Thatsache, daß Trautmannsdorf dem heilenden Friedenswerke das Leben, der gelehrte Vollmar nur sein ehrwürdiges Gewand gegeben habe". Höchst ehrend war für den Grafen ein eigenhändiges Schreiben, welches der Kaiser nach dem Abschluß des westphälischen Friedens am 10. Mai 1649 aus Presburg an ihn richtete.

Digitized by Google

Graf Maximilian von Trautmannsdorf überlebte diese schönsten seiner Erfolge nicht lang; er wurde schon im zweiten Jahre darnach, am 7. Juni des Jahres 1650, zu Wien in das bessere Jenseits hinübergerufen. Aber ruht auch seine irdische Hülle in stiller Gruft, so lebt sein berühmter Name doch fort im Ehrenbuche der österreichischen Vaterlandsgeschichte, strahlend für alle Zeit im Lichte der Unsterblichkeit! *)

III.

Der Pestkönig von Wien.

Biographische Skizze von Joseph Maurer.

Der erste Schwarzenberg, der in Oesterreich ansässig wurde, war Graf Ludwig von Schwarzenberg (1586—1646). Dieser war bei dem strengen katholischen Erzherzog Ferdinand von Steiermark, später Kaiser Ferdinand II., Kämmerer und Rath, dann Hofmarschall und zuletzt Gouverneur der „windischen Lande" in Oesterreich. Seinen Grundbesitz in Oesterreich brachte ihm eine reiche Heirat zu. Als er 31 Jahre alt war, ehelichte er die zweiundachtzigjährige Frau Anna Neumann von Wasserleonberg, der bereits vier Männer gestorben waren. Ihrem fünften und letzten Manne vermachte sie ihren ganzen Besitz in Geld Kleinodien und Gütern, insbesondere die große Herrschaft Murau in Steiermark. Da aber seine Kinder aus zweiter Ehe früh starben, so nahm er den Erben der jüngeren schwarzenbergischen Linie in den Niederlanden zu sich und vermachte ihm in seinem Testamente all seinen Besitz in Oesterreich und Deutschland. Dieser Erbe Graf Johann Adolph ist der Ahnherr der heutigen Fürsten Schwarzenberg.

Er war geboren 1615, wurde 1635 Kämmerer, 1646 geheimer Rath und dann Obersthofmeister bei dem Erzherzog Leopold Wilhelm, der damals Gouverneur in den Niederlanden war. Noch bevor der Erzherzog dieses Amt niederlegte, begab sich Graf Schwarzenberg nach Wien, wo er am Hofe bald vorwärts kam. Im Jahre 1662 wurde er Präsident des Reichshofraths und gehörte dadurch zum Minister-Rath. Da er von Haus aus reich war, dabei als kluger und sparsamer Haushalter galt, so vermehrte er seinen Reichthum stark.

*) Reichsgraf Maximilian hatte sieben Söhne von denen besonders Maximilian als einer der tapfern Vertheidiger Wiens im Jahre 1683 gegen die Türken in der Vaterlandsgeschichte ehrenvoll genannt ist, und Karl, welcher als Maltheser-Ritter und Adjutant des berühmten Feldherrn Grafen Montecuccoli im Jahre 1665 bei St. Gotthard den Heldentod fand.

Digitized by Google

Er richtete dabei sein Hauptaugenmerk auf das Königreich Böhmen. 1660 überließ ihm Erzherzog Wilhelm, um seine Schulden bei ihm zu tilgen, die große Herrschaft Wittingau; im nächsten Jahre kaufte Schwarzenberg Frauenberg, ein Jahr später Kornhaus und dann noch eine Reihe anderer Güter in Böhmen Franken und Steiermark, so daß sein Einkommen jährlich mit 150.000 fl. berechnet wurde.

Kaiser Leopold I. erhob ihn 1668 zum Fürsten, zwei Jahre darnach zum Reichsfürsten; die Herrschaft Schwarzenberg wurde als Reichsfürstenthum erklärt. Den Fürstentitel erhielt aber nur der nächste Erbe und Besitzer, wie dies damals in ähnlichen Fällen zumeist so Gebrauch war.

Den ersten Fürsten Schwarzenberg überlebten nur zwei seiner Kinder, nämlich seine Tochter Ernestine, welche seit 1666 mit dem Fürsten Johann Christian von Eggenburg vermählt war, und ein Sohn Ferdinand Wilhelm Eusebius, geboren am 3. März 1652 in Brüssel, wo sein Vater am Hofe des Erzherzogs Leopold Wilhelm weilte. Die erste Erziehung erhielt der Knabe von der Mutter, der er die ersten acht Jahre seines Lebens anvertraut war. Dann nahm ihn sein Vater zu sich nach Wien und nach vier Jahren nach Prag. Der junge Graf war meist kränklich und sein Hofmeister Franchimont scheint seiner Schwächlichkeit sehr viel nachgegeben zu haben, so daß ihm der Vater endlich schrieb, er möge aus dem jungen Herrn keine „Apotheken" machen und nicht die Arznei zur Gewohnheit werden lassen.

Im Jahre 1665 führte ihn sein Vater nach Deutschland, wo er ihm von den Unterthanen der fränkischen und bayrischen Güter die Erbhuldigung leisten ließ als „ihrem von Gott und der Natur geordneten rechten Erb- und Landesherrn". Dann begleitete ein Hofmeister den jungen Studenten an die Schule von Besançon, wo er Latein, Französisch, Philosophie und etwas Mathematik lernte. Er war still, fleißig und ehrbar. Sein Beichtvater und Philosophie-Professor Claude d'Orival schrieb über ihn seinem Vater: „Der junge Graf versäumt nie eine Lehrstunde, schreibt seine Philosophie selbst und kann allen seinen Mitschülern zum Muster dienen". 1667 brach der französisch-spanische Krieg aus, Fürst Schwarzenberg berief seinen Sohn zurück und schickte ihn nach kurzem Aufenthalte in Wien nach Prag. Sein jetziger Hofmeister war der Tridentiner Ferrari; Dr. Eligius Manderfeld war sein Lehrer und Correpetitor. Dieselben hatten als Erziehungs-Instruction die Weisung erhalten dafür zu sorgen, daß der junge Graf „rechtsliebend, leutselig, theilnehmend für die Untergebenen, hochherzig und vorsichtig, freigebig aber nicht verschwenderisch werde". Im November 1668 zogen sie mit ihrem Zögling nach Rom, wo sie den ganzen Winter zubrachten. Die Zeit wurde zur Fortsetzung der philosophischen und juristischen Studien benützt,

Digitized by Google

auch Reit- und Fechtübungen wurden nicht außeracht gelassen. In einem Schreiben an seinen Vater schilderte der junge Graf diesem seine Tagesordnung folgendermaßen: Um 1/2 6 Uhr morgens kommt der italienische Fechtmeister, dann wird bis 10 Uhr studirt, von 10—11 Uhr ist Geschichtsunterricht mit Herrn Ferrari in italienischer Sprache aus Livius und Guicciardini. Um 11 Uhr kommt der Tanzmeister. Mittag wird gespeist. Dann kommt der Claviermeister bis 2 Uhr. Dann folgen die Rechtsstudien mit Dr. Manderfeld bis 1/2 5 Uhr. Abends ist zuweilen Uebung auf dem Fechtboden". Dabei lernte der junge Graf Rom und das römische Leben kennen, verkehrte viel im Hause des Cardinals von Hessen, des österreichischen Gesandten von Plittersdorf und mit anderen jungen österreichischen Edelleuten, die sich gleich ihm in der ewigen Stadt aufhielten.

Nachdem so der Winter angenehm und lehrreich vergangen, kehrte Schwarzenberg im Frühjahre 1670 nach Wien zurück. In Rom war er noch gefirmt worden und hatte zum Pathen den Cardinal Chigi erhalten. In Wien legte er dann den Eid als Kämmerer ab, begab sich für einige Zeit nach Wittingau und Frauenberg und setzte dann seine Studien in Salzburg fort. Auf der dortigen Universität studirte er besonders deutsches Staatsrecht und Cameralistik. Der Erzbischof Max Gangolph rühmte „die guten Qualitäten und das empfehlende Benehmen" des Grafen. Daß er dieses Lob verdiente, dafür sind zum Theile noch heute die Beweise verhanden da im fürstlich schwarzenbergischen Archive eine Menge Schriften des Grafen Ferdinand aus seiner Studienzeit aufbewahrt werden; denn er schrieb eifrig selbst seine juristischen Collegienhefte, verfaßte kleine Abhandlungen und riesige Auszüge aus Josephus Flavius, Strada, Sleidan u. A.

Die Schulstudien waren damit abgeschlossen. Nach Vollendung derselben schickte ihn sein Vater 1673 auf Reisen. Die Fahrt des jungen Grafen sollte ihn mit seiner zukünftigen Gemahlin bekannt machen. Er war damals noch sehr jung, nämlich einundzwanzig Jahre alt, etwas schüchtern und steif, aber wohlgebildet sittsam und ehrlich.

Das Augenmerk des Fürsten war auf die Familie der Reichsgrafen von Sulz gerichtet, mit denen die Schwarzenberg seit alter Zeit in Verbindung standen. Der regierende Graf Ludwig Johann von Sulz war der letzte männliche Sproße seines Hauses; seine drei Töchter konnten einmal ein reiches Erbe erwarten.

Die älteste Tochter Maria Anna war um ein Jahr älter als Graf Ferdinand. Dieser reiste im Mai 1673 über Innsbruck, Reutte, Lindau, Schaffhausen nach Thiengen, wo der Graf von Sulz seinen kleinen Hof hielt. Wie es die damals herrschende steife spanische Sitte erforderte, war der erste Besuch etiquettenmäßig und kühl. Schwarzenberg schickte seinen

Digitized by Google

Reiſebegleiter, den Secretär ſeines Vaters, Johann von Ottogröven, voraus, damit er mit dem Grafen von Sulz offen über den Zweck der Reiſe ſpreche. Dabei bemerkte er: „daß Seine landgräfliche Excellenz von ſelbſt hochvernünftig judiciren würden, daß vor Einrichtung des Werkes vor allen Dingen die Perſonalia vorhergehen, und geſehen werden müße, ob ſein Herr Graf der Dame et vice versa ob die Dame dem Herrn Grafen gefallen werde, und wie deren humores ſympathiſiren möchten". Graf Sulz verſicherte: „Von Fräulein Maria Anna könne er ſonſt mit Grund die Wahrheit atteſtiren, daß ſie eines ſolchen Naturells ſei, daß ſie gegen ihren künftigen Gemahl ſich alſo zu comportiren und deſſen Humor alſo vor- und nachzugeben wiſſen werde, daß hoffentlich keine üble Ehe zu beſorgen; ſie ſei zwar nicht ſonderſt ſchön, auch nicht ſchandtlich, in der Einöde zu Thiengen ſei ſie nicht viel unter den Leuten geweſen, alſo daß ſie als ein noch junges Fräulein nicht viel discuriren, auch nicht wie die öſterreichiſchen Damen ſich verhalten könne, hoffe aber, die Sachen würden bald zu erlernen ſein". Graf Schwarzenberg machte ſich am 11. Juni auf den Weg nach Thiengen. Im Schloße wurde er im Vorhofe vom Grafen empfangen und in die Wohnung geleitet. Am Abend holte ihn der Schloßherr wieder ab und führte ihn in die Tafelſtube, wo ſie bereits die Gräfin, eine geborne Königsegg, und ihre drei Töchter erwarteten. Der Reiſebegleiter des Grafen ſchickte an deſſen Vater eine genaue Reiſe-Relation nach Hauſe und bemerkte darin: „Der Herr Graf Ferdinand machte den Damen eine Reverenz und ging darauf zur Tafel, das Fräulein Maria Anna ſaß meinem Grafen zur rechten Seite, er aber hat die ganze Abendzeit nicht mit Deroſelben ſondern ſtets mit dem Grafen von Sulz geredet". Am nächſten Tage machten die beiden Grafen nach Mittag einen Spaziergang im Blumengarten vor dem Schloße. Auch die Landgräfin kam mit ihren Töchtern hinab; Schwarzenberg gab ſich aber den Anſchein, ſie gar nicht zu beachten. Erſt am Abende ſprach er einige Worte mit ſeiner künftigen Braut. Der Reiſebegleiter berichtet über ſie: „So viel ich nach und nach abnehmen konnte, fehlt es dieſem Fräulein gar nicht an Witz und Verſtand, denn was ich von ihr reden gehört, hat ſie mit Vernunft und herzhaft ausgeſprochen; ſie iſt von einer wohlproportionirten Länge und eines geraden Leibes, das Geſicht iſt nicht deform; ſie hat große ſchöne Augen, das Weiße in denſelben iſt mit etwas gelben Aederlein vermiſcht; ſie hat ſchöne rothe Lippen, eine weiße Haut und braunſchwarze Haare, in Summa: die Perſon iſt nicht übel geſtaltet, und würde ſich der Herr Graf Ferdinand accedente Landgrafiatu damit vergnügen laſſen, inſonderheit wenn ſie vorher eine kurze Zeit bei Hof wäre und eine mehrere Freiheit und Kühnheit in Reden und Geberden angenommen und ihren Verſtand etwas evenirt

Digitized by Google

hätte, zu welchem allem sie gar bequem zu sein scheint". — Dieser Besuch des Grafen Schwarzenberg war zwar nur flüchtig gewesen, aber Braut und Bräutigam hatten dennoch an einander Gefallen gefunden. Als der junge Graf im December von seiner Reise nach Hause kam, konnte bereits die Vermählung für das Frühjahr 1674 festgesetzt werden. Graf Ferdinand Schwarzenberg reiste früher nach Wittingau zu seiner Mutter, um sich deren Segen zu erbitten. Dann reiste er über Salzburg Linz und Lindau nach Langenargen, woselbst noch am Tage seiner Ankunft, 22. Mai, die Hochzeit des jungen Paares gefeiert wurde.

Das junge Ehepaar begab sich nach Böhmen auf das Schloß Frauenberg. Nach einem Monate besuchte sie hier Fürst Schwarzenberg und schrieb von da an den Grafen von Sulz: „Ich habe meine geliebte Schnur von Gestalt und Gemüth also ausgestattet gefunden, daß ich von dieser meiner ersten Zusammenkunft höchlich befriedigt und beruhigt bin, zumalen so viel verspüre, daß dieses Ehepaar sich einander alle Lieb und gute Neigung erweiset. Gott wolle seinen Segen ferner erweisen und uns die Freude vergönnen, daß wir von ihnen tugendsame Enkel sehen mögen".

Zu Ende Sommer des Jahres 1674 begab sich Graf Schwarzenberg nach Wien, um dort seine Frau bei Hofe vorzustellen und selbst in den Staatsdienst einzutreten. Er wurde 1675 Regimentsrath in Nieder-Oesterreich, 1677 Reichshofrath; er verließ bald den Staatsdienst, um sich dem Hofdienste zu widmen. Er wurde 1678 Oberststallmeister der Stiefmutter des Kaisers, Eleonora von Mantua. Seine Herrin war eine Dame von Geist und Lebhaftigkeit, die sich gern in die öffentlichen Geschäfte mischte, alle Geheimnisse der Politik erfuhr und insbesonders lebhaft für die österreichische Erbfolge in Spanien wirkte. Das Hofamt strengte unsern Grafen nicht sehr an und brachte ihn wenig mit dem öffentlichen Leben in Verbindung.

Die Stadt Wien befand sich damals in einem geordneten und erfreulichen Zustande, sie nahm einen bedeutenden Aufschwung. Abraham a Sancta Clara sagte von ihr: „Alles war in der Stadt im höchsten Wohlstand, nichts mangelte, was zu Lust und Gunst der Welt beitragen konnte". Dieser Aufschwung und alles fröhliche Leben wurde jedoch durch die furchtbare Pest getödtet, welche in den Jahren 1679 und 1680 ihren Umzug durch Oesterreich und Deutschland hielt. Die ersten Fälle zeigten sich mit Beginn des Jahres 1679 in der Leopoldstadt. Pater Abraham a St. Clara schreibt darüber in seinem „Merks Wien", das er während der Pestzeit als Haus-Caplan des Landmarschalls Hanns Balthasar Grafen von Hoyos im Landhause verfaßt hat: „Erstlich hat der Tod seinen Anfang genommen in der Leopoldstatt, so vor etlichen Jahren wegen der schlimmen Inwohner die

Digitized by Google

Judenſtatt genannt ware, und alldort eine lange Zeit hero, jedoch auf eine geſparſame Manier die Menſchen verzehret, nachgehends iſt ſolche Seuch über die Donau oder vielmehr über den Arm der Donau in die andere Vorſtatt geſchlichen, und iſt anfänglich das Anſehen geweſt, als traue ſich der Tod nicht in die Reſidenz-Statt, ſondern wolle ſich mit den Vorſtätten befriedigen, wie er dann dieſelbe umb und umb ziemlich verwüſtet, jedoch ſolchergeſtalten, daß mehriſten Theil die unſaubere Winkel von dieſem Uebel angegriffen, und nur gemeiner Pöbel wie auch das ſchlimme Lotter-Geſindel, von welchen kein Statt befreyt, dem Tod unter die Senſen gerathen, daß alſo nicht ohne Frevel die Red gegangen, der Tod nehme nur die Spreyer hinweg, durchſuche die Bettler-Säck und wolle ſeinen Hunger mit gemeinem Geſindl-Brod in den Vorſtädten ſtillen, alſo gar vermuthlich vor ſeiner die Herren-Häuſer und reicher Leute Bewohnungen die Salva quardia erhalten. Holla! ſagt der Tod, damit ihr gleichwohl ſollt wiſſen, daß mir keine Veſtung zu ſtark, und ſolle ſie auch verſehen ſein mit Baſteien, die hoch wie der Diezberg in Kärnten, der Schöckl in Steiermark, der Gaſteiner in Salzburg, der Caravacas in Bayern, der Läberberg im Schweizerland, der Fichtelberg in Böhmen, der Kallenberg in Oeſterreich u. ſ. w. und ſoll ſie auch umgeben ſein mit einem Graben, der dem großen Oceano könnte Waſſer leihen, ſo will ich ohngeachtet alles dieß die Statt erobern, welches dann leider geſchehen iſt in dem Julio und hat ſolcher Tod faſt mitten im Auguſt das öffentliche Plündern und grauſame Rauben vorgenommen“ *).

Das Volk hatte anfangs nicht an die Möglichkeit einer Peſt geglaubt. Als dieſe aber dennoch kam und eine ſolche Ausbreitung gewann, da wurde alles von einem wilden Schrecken erfaßt. Der erſte Punkt der Infections-Vorſchrift ordnete an: „Meide jeden inficirten Ort, flieh aus dem verpeſteten Haus“. Die Edelleute Bürger und Kaufherren flüchteten ſich deshalb aus der Stadt. Ein Zeitgenoſſe berichtet: „Man hat Tag und Nacht nichts anderes zu hören gehabt als das klägliche: Behüt dich Gott“. Auch der Hof verließ Wien, nachdem der Kaiſer mit ſeiner Familie und ſeinem Hofſtaate bis Mitte Auguſt in der verſeuchten Stadt ausgeharrt hatte. Noch am 9. Auguſt hatte er auf dem Leopoldsberge den Grundſtein zu der noch heute ſtehenden Leopolds-Kirche gelegt. Am 17. Auguſt begab er ſich mit der Kaiſerin und mit zahlreicher Begleitung nach Maria-Zell, deſſen Gnaden-Capelle er mit einem großen ſilbernen Gitter im Werthe von 30.000 fl. ſchmückte, um durch die Fürbitte der Mutter Gottes die Abwendung der Peſtgeißel zu erlangen. Die „jungen Herrſchaften“ wurden

*) „Merks Wienn“, 1680 S. 39—41.

Digitized by Google

am 15. August von Wien nach Znaim gebracht, wohin ihnen die verwittwete Kaiserin Eleonora folgte, um daselbst die Zurückkunft des Kaisers und der Kaiserin zu erwarten und sich dann mit denselben nach Prag zu begeben.

Die Abreise des Kaisers war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Wer sich noch für gesund hielt und hinreichend Geld besaß, um eine Reise zu unternehmen und sich anderswo ernähren zu können, wer nicht durch seine Verhältnisse oder heilige Pflichten zurückgehalten wurde, floh aus der Unglücksstadt mit ihren Todesgefahren. Ganze Wägen voll Edler und Bürgerlicher, Reichen und Armen, Jungen und Alten wurden aus der Stadt fortgeführt. Den Behörden kam diese Flucht so Vieler nicht unerwünscht, denn dadurch hatten die Zurückgebliebenen mehr Raum und auch mehr Sicherheit vor der Ansteckung, und dann konnte bei so starker Abnahme der Bevölkerung die Seuche desto rascher enden. Auch die Bettler, fahrenden Schüler und Soldaten wurden aus der Stadt verscheucht; nur die Obrigkeiten, Geistliche, Handwerker und Arbeiter blieben darin zurück. Jedes Haus, in dem ein Pestfall vorgekommen, war geächtet und wurde von niemanden mehr betreten. Viele Häuser waren verlassen oder ausgestorben, und Diebe und Räuber brachen in dieselben ein. Die Lebensmittel stiegen im Preise, Handel und Verkehr standen still. Während die Einen in den Kirchen auf den Knieen lagen, brachten die Anderen in Verzweiflung ihre Nächte bei Spiel und Trunk zu.

Abraham a St. Clara schreibt über diese Zeit: „Bei der Zeit zu Wienn aber, weil bald an diesem Eck ein Kranker lehnte, auf der andern Seite ein Sterbender seufzte, über etliche Schritt ein Todter lag und die Körper auf öffentlichen Wegen auch den Fuhrleuten den Paß verstellten, auf solche Weise haben zu Wien die Gassen geredt und männiglich gleichsamb zur Buß und Pönitenz ermahnt: Auf, auf ihr sündigen Menschen; die Axt ist schon an den Baum gesetzt, der Zorn Gottes ist vor der Thür, die Stimme des Allerhöchsten wird euch berufen zur Ewigkeit, der heilige Erzengel Michael hält schon die Wage eure Werke hierdurch zu beurtheilen; auf, auf! und thut die wenigen Tage und Stunden, so euch noch übrig sind, der Buße schenken, denn diese ist allein noch der Schwamm, der eure Sünden abwaschen kann, diese ist allein das Feuer, das euren Schuldbrief verbrennen kann, diese ist allein der Ast, an dem ihr euch noch vor dem Fall der ewigen Verdammniß könnt erhalten. Auf solche Weise redeten einem jeden alle Gassen und Straßen zu, und das Pflaster das man mit Füßen trat, erinnerte alle, daß sie ein Pflaster über ihre Gewissenswunden unverweilt suchen sollten; wie denn mit Verwunderung zu sehen war, daß die Leute häufig den Gotteshäusern zugeeilt, und mit nassen Augen

Digitized by Google

den Beichtvätern zu Füßen gefallen, ſich alſo zu dem Tod vorbereitet; wie dann deren viel hundert kaum den Altar und die Kirche verlaſſen, bei der Rückkehr nach Hauſe von der Hand Gottes berührt worden, Beulen und Tipel an dem Leib entſtanden, ja Viele bereits vor dem Beichtſtuhl urplötzlich niedergefallen, daß man ſie halbtodt zur Thüre hinausſchleppte. Etliche, bei denen noch ein Funke von Curage ſich blicken ließ, traten auf öffentlicher Gaſſe zuſammen, jedoch mit verſtopften Naſenlöchern und geräuchten Schnupftüchern, erkundigten ſich aber nicht mehr nach alten Brauch, was etwa der Courir aus dem Reiche, oder was die Zeitung von Madrid mitbringe, ſondern es war das traurige Reden von dem gegenwärtigen Elend, und wenn ſie nach abgekürztem Discurs ſich von einander beurlaubten, ſind ihnen die Augen übergegangen, als prophezeihten ſie ſich ſelber daß ſie den dritten Tag einander nicht mehr ſehen würden". *)

Im September war das Elend am allerärgſten, die Seuche hatte ihren Höhepunkt erreicht. An Krankenpflegern und Todtengräbern war trotz der guten Bezahlung ein Mangel eingetreten. „Man ſah den ganzen Monat nichts als Todte tragen, Todte führen, Todte ſchleifen, Todte begraben, ja ſo weit wuchs das Elend, daß die bedrängte Stadt, weil der Bedienten hiezu eine große Anzahl erforderlich war, mit öffentlichen Trommelſchlag durch etliche Wochen Todtenträger und Todtengräber anwarb, und hat ſolche Trommel einen ſo traurigen Schall von ſich gegeben, daß hiedurch männiglich beſtürzt wurde, daher aus tauſend gemeinen Leuten kaum einer ſich zu ſolcher Dienſtverrichtung eingefunden, die man doch mit überhäufigen Geld bezahlen mußte, weshalb man alle Kerker, Thürme, Amts- und Stockhäuſer emſig durchſuchte, um diejenigen, die ohnehin durch ein gerichtliches Urtheil ihrer Unthaten wegen ihr Leben verwirkt hatten, zu ſolchem Dienſte anzuhalten, deren größter Theil aus den eiſernen Banden des Kerkers unter die Senſe des Todes gerathen iſt" **). Im Lazarethe wurden alle Aerzte, Bader, Krankenwärter und Leichenknechte in wenigen Tagen hinweggerafft. Bis Mitte November waren in Wien und ſeinen Vorſtädten viele tauſend Menſchen der Seuche zum Opfer gefallen. Die Geiſtlichkeit hatte ihrer Pflicht den Kranken die Sacramente zu ſpenden und den Sterbenden beizuſtehen Genüge geleiſtet; es fielen ihrer nicht weniger als 438 dem Tode an der Peſt anheim, darunter 172 Weltprieſter, 38 Kapuziner, 33 Karmeliter, 36 Jeſuiten, 42 Auguſtiner, dann noch Minoriten, Franciscaner, Paulaner, Benedictiner u. a. Ueber ſolch einen verſtorbenen Geiſtlichen erzählt uns Patres Abraham a St. Clara: „Da muß ich hiezu ſetzen,

*) „Merks Wienn" S. 41—45".
**) „Mercks Wienn" S. 55 u. 56.

Digitized by Google

was man mir für eine Wahrheit aus dem Lazareth berichtet hat. Die Siechknechte sagen aus, daß sie im Anfang des September viele Todte auf den Straßen und Gassen angetroffen und unter andern auch einen Priester todt auffanden bei der Planken des spanischen Klosters in der Vorstadt, welcher halb kniete, mit der rechten Hand die Planken, mit der linken ein kleines Büchl, welches insgemein das Diurnum genannt wird, haltend. Die Siechknecht, welche auf allen Raub begierig waren, wollten ihm das Büchl aus der Hand reißen, konnten aber solches mit aller Gewalt nicht zuwege bringen und mußten ihn also mitsammt dem Büchl begraben".*) Derselbe Schriftsteller führt auch die verstorbenen Geistlichen mit Namen und mit Angabe ihres Ordens an.

Von den Cavalieren waren einige in der Stadt geblieben, unter ihnen der Statthalter von Niederösterreich Graf Conrad Stahremberg, der Landmarschall Graf Hans Balthasar Hoyos, der Vicepräsident der Hofkammer Graf Quintin Jörger, der Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Graf Ludwig Hofkirchen und der junge Graf Ferdinand Schwarzenberg. Schwarzenberg zeichnete sich in dieser bedrängnisvollen Zeit durch seinen Muth, seine Hilfe und seine aufopfernde Thätigkeit derart aus, daß ihm allgemein der Name „Pestkönig" beigelegt wurde, und sein Name für immer mit der Geschichte Wiens verknüpft bleibt. Der Pestarzt Johann Christoph von Schack stand dem Grafen Schwarzenberg rathend und helfend zur Seite, so daß dieser gegen alle Gefahr gefeit schien, was nicht wenig beitrug ihm den genannten Titel zu geben.

Der Kaiser hatte bereits Ende März eine Commission zusammenberufen, um der drohenden Seuche durch eine geordnete Sanitätspolizei entgegenzuwirken. Außer mehreren Aerzten waren die Grafen Jörger und Schwarzenberg Mitglieder dieser Commission. Die Infections-Ordnung, welche sie für die Stadt und das Land erließ, war von den alten ähnlichen Vorschriften von 1551 an bis 1646 nicht sehr verschieden. Sie begann mit der Ermahnung nun ein gottseliges Leben zu führen; sie befiehlt die Ausschaffung der fremden Bettler, die Sperrung der Straßen, die Schließung der Schulen, die Reinigung der Häuser und Wohnungen, die Errichtung von Lazarethen, die Anstellung von Aerzten und Professoren. Ein Sanitäts-Collegium überwachte die Durchführung des Gesetzes, sowie die Zu- und Abnahme der Krankheit. Mitglieder derselben waren der niederösterreichische Regimentsarzt Spindler als Vorsitzender, der Rector und Professor Dr. Khazzius, der Leibarzt der Kaiserin, Dr. Paul von Sorbait Johann André von Liebenberg, Stadtrichter später Bürgermeister, und der Regierungs-

*) „Merks Wienn" S. 1001 f.

Digitized by Google

Secretär Dr. Schnitzenbaum. Es iſt ein beſonderes Verdienſt des Grafen Schwarzenberg, daß er für eine genaue und energiſche Durchführung der Infections-Ordnung und für die allgemeine Ordnung und Sicherheit perſönliche Sorge getragen hat. Von all' den Gräuelſcenen, welche die Kranken und Todten darboten, ließ er ſich nicht abſchrecken, täglich in den Straßen herumzureiten, alles zu überwachen und das nöthige anzuordnen. Mit eiſerner Strenge hielt er in jenen Tagen der Auflöſung aller Bande dennoch eine gewiſſe Ordnung in der Stadt aufrecht. Er trachtete, daß die nothwendige öffentliche Reinigung nach Möglichkeit geſchehe. Diebe und Räuber, die er ertappte oder von denen er vernahm, ließ er dem Stadtrichter überliefern, Bettlern und Quackſalbern wies er die Thore. Um Diebe, die von außen in die Stadt hereinkamen um hier Beute zu machen, abzuſchrecken ließ er vor jedem der ſieben Stadtthore einen Galgen aufrichten. Die Häuſer ließ er nach Kranken und Todten durchſuchen, um dieſe in die Todtengruben die man rings um die Stadt aufgegraben, bringen oder jene in das Lazareth tragen zu laſſen. Heilmittel brachte er ſelbſt in die Lazarethe und ſpendete Troſt den Kranken, während er durch ſeine Geldmittel Hilfe den Geſunden bot. Schon ſein muthiges unerſchrockenes Auftreten war von großem Werthe, weil er dadurch die übergroße Furcht der Zaghaften bannte und die minder Furchtſamen zum thätigen Beiſtande ermunterte. Freilich zog ihm ſelbſt dieſes männliche und barmherzige Wirken Feinde — natürlich nur bei böſen Leuten, denen er eben ihr trübes Handwerk legte — zu. Einige dieſer Uebelthäter, es waren wahrſcheinlich Siechenknechte, die er wegen ihrer Unordnung und ihres Ungehorſames wegen beſtraft hatte, überfielen ihn bei einem ſeiner Rundgänge und warfen ihn in eine Peſtgrube zu den an der Seuche Verſtorbenen. Schwarzenberg entkam wieder aus dieſer Todesgrube und zog ſich ſelbſt durch dieſen Aufenthalt in dem Rieſengrabe der Peſt dieſe Krankheit nicht zu, was ihn in den Augen des Volkes zu einem beſonders beſchützten Weſen machte. Es wird von ihm hie und da auch erzählt, daß er in der Peſtgrube eine Dame gefunden, die noch nicht todt war, die er alſo rettete und die dann ſeine Frau wurde. Da Schwarzenberg ſchon ſeit 1674 verheiratet war, ſo ergibt ſich die Unrichtigkeit dieſer Angabe von ſelbſt. Vom Grafen Styrum wurde erzählt, daß er ſeine Braut auf einem Leichenkarren entdeckt und dann vom ſicheren Tode im Grabe errettet habe; Leichenknechte hatten nämlich die Sterbende, um ſie zu berauben, als ſie ſchon arg von der Peſt befallen war, ohneweiters zu den anderen Leichen auf den Karren geworfen.

Graf Schwarzenberg wurde in ſeinem edlen Werke unterſtützt von dem Oberſt-Lieutenant der Stadt-Guardia Graf Wilhelm Daun, vom Vice-Präſidenten der niederöſterreichiſchen Regierung Graf Franz Mollart, vom

Digitized by Google

Stadtrichter Dr. Schmutz, vom Bürgermeister Dr. Fugenschue und von mehreren ausgezeichneten Aerzten, wie Sorbait, Stumpf, Rostmann, Schack u. A. Der Pestarzt Joh. Christ. von Schack hatte ihm gerathen recht häufig kalte Waschungen und Bäder zu nehmen und mäßig in Speise und Trank zu sein. Das und ein fröhliches und unverzagtes Gemüth erhielten den „Pestkönig" frisch und gesund und frei von der Pest. Joh. Christ. von Schack hatte dies einfache Mittel in Constantinopel erprobt. Dorthin war er in seiner Jugend mit kaiserlichen Abgesandten als Leib-Chirurg gegangen und hatte dort die Pest in ihrer Heimat beobachtet. Als sie ärger als je in Constantinopel wüthete, berathschlagten die Aerzte, wie ihrer Ausbreitung Einhalt zu thun. Endlich stimmten alle überein, daß diese Krankheit einen verborgenen Charakter habe, den nur die Secirung eines daran Gestorbenen enthüllen könne. Diese Operation aber schien unmöglich, weil es sicher war, daß der Arzt, der sie vollbringe, binnen wenig Stunden ein Opfer der Ansteckung werden müße, die dann so heftig auftreten würde, daß an kein Gegenmittel zu denken sei. Und dennoch erbot sich der junge Chirurg Schack sich zum Wohle Aller dieser Gefahr zu unterziehen, einen an der Pest Verstorbenen zu seciren und alles aufzuzeichnen, was ihm dabei auffiele. Schack setzte seinen letzten Willen auf, beichtete und communicirte um Mitternacht. In seinem Hause war noch vor weniger als vierundzwanzig Stunden ein Mann an der Pest gestorben. Sobald der Tag anbrach, eilte der Chirurg in das Gemach, wo die Leiche lag. Mit Schreibzeug und Pergament versehen, schloß er sich dort ein. Er begann und vollendete die Secirung. Während derselben schrieb er seine chirurgischen Bemerkungen nieder. Dann tauchte er das, was er geschrieben in Weinessig, begab sich zu Bette und in einer Stunde überfiel ihn die Pest. Während dieser gefährlichen Untersuchung hatte der Arzt die Bemerkung gemacht, daß die Form, die eine solche Krankheit annimmt, mehr in den Säften des Körpers liege, als daß sie durch die Ansteckung entstände, welch' letztere vielmehr nur die gelegentliche Ursache zur Erscheinung der Krankheit ist, und daß die Ansteckung in demselben Krankheitsherde blos nach Verschiedenheit der individuellen Disposition hervorgebracht wird. Die kurze Zeit, die ihm nach der Secirung noch geblieben, benützte er dazu, um das Mittel in's Haus zu schaffen, das nach seiner Meinung allein nur helfen konnte. Er behandelte sich mit dieser einfachen Arznei: kaltes Wasser und Eis — und genas. Diese in der Türkei gemachten Erfahrungen wandte nun Schack auch während der Pestzeit zu Wien an und entriß dadurch Viele dem Rachen des Todes. Ihm verdankte es auch Schwarzenberg, daß er so munter und gesund aus diesen unzähligen Gefahren hervorging. Schack war ein treuer Mitarbeiter des „Pestkönigs". Und was er von Kaiser Leopold nicht annahm — die Stelle eines Leib-

Digitized by Google

arztes — das nahm er ſpäter von Schwarzenberg an, deſſen Leib- und Hof-Chirurg er wurde.

Für die Sicherheit ſeines Vaters, ſeiner Gemahlin und ſeiner Kinder hatte Graf Schwarzenberg vorgeſorgt, indem er ſie gedrängt hatte aus der verpeſteten Stadt zu fliehen und zuerſt nach Linz und dann nach Böhmen ſich zu begeben.

Im Jahre 1680 konnte man die Peſt in Wien ſchon für erloſchen betrachten, während ſie in den Provinzen raſch um ſich griff und viel Leute hinwegraffte und erſt beim Beginn der ſtrengen Winterkälte erloſch.

Die niederöſterreichiſchen Stände feierten ein Dankfeſt zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, bei dem P. Abraham a Sancta Clara am 17. Juni „mitten in der Stadt Wien bei einer unglaublichen Menge des Volkes“ die Schlußpredigt am Graben vor der neuerrichteten proviſoriſchen Dreifaltigkeitsſäule hielt, die erſt 1693 durch die jetzt noch ſtehende erſetzt wurde.

Im Jahre 1683 verlor Graf Ferdinand Schwarzenberg ſeinen Vater. Er erbte den Fürſtentitel und als der einzige Sohn alle großen Güter in Franken Böhmen und Steiermark. Da er mit der Uebernahme ſeiner Erbſchaft, mit der Ordnung der Geſchäfte ſehr viel beſchäftigt war, ſo entſagte Schwarzenberg ſeinem Hofamte, um einige Jahre nur ſich und ſeiner Familie und ſeinen eigenen Sorgen zu leben. Am 1. December 1683 wurde er zur Würde eines geheimen Rathes erhoben und 1685 zum Oberſthofmarſchall ernannt. Nach einigen Jahren, 1692, wurde er Oberſthofmeiſter der regierenden Kaiſerin Eleonore, und ſtand dieſem ſeinen Amte mit Glanz Ernſt und Würde vor.

Als der Zar Peter 1698 in Wien verweilte, entfaltete der Hof eine beſondere Pracht. Bei der großen „Nationenwirthſchaft“, d. h. dem großen Maskenballe am 21. Juli erſchienen 117 Herren und Frauen maskirt, der Kaiſer und die Kaiſerin als Wirth und Wirthin. Fürſt Schwarzenberg nahm an dieſem Feſte nicht mehr Theil; denn ſeine Frau war in jenem Jahre erkrankt und am 18. Juli 1698 in dem neuen Palais am Neuen Markt geſtorben. An dem Tage, an welchem ſich bei Hofe alles für den Maskenball in der Favorite coſtümirte, wurde ſie in der Auguſtiner-Kirche in die Gruft gelegt. Ein Portrait aus den Jahren 1686—1690 zeigt ſie als eine ſchlanke Frau ohne leuchtende Schönheit aber von anmuthigen Geſichtszügen, kleinen Augen und einem hübſchen Munde. Sie war eine ſtille einfache fromme Frau.

Fürſt Ferdinand Schwarzenberg hatte Kummer und Sorgen aller Art in Hülle und Fülle und auch für thätiges Wirken war allenthalben geſorgt; denn es war keine geringe Aufgabe ein ſo rieſiges Vermögen zu verwalten. Sein Hofhalt entſprach ganz der Lebensweiſe und dem Beſitze

Digitized by Google

einer wahrhaft fürstlichen Familie. In der Kanzlei und auf den Gütern arbeiteten mehr als hundert Beamte: ein Hof- und Kammerrath, Verwalter, Buchhalter, Steuerschreiber, Kastner, Registratoren, Gärtner, Förster, Jagd- und Fischmeister und andere. Fürst Ferdinand Schwarzenberg war aber nicht blos ein guter und sorgfältiger Administrator, sondern auch ein wahrer Mehrer des Familienvermögens. Es ist zum staunen, wie viel Güter er erwarb. Er kaufte in Steiermark sechs Güter, in Böhmen zehn Herrschaften und Freihöfe. Das Fürstenthum Schwarzenberg in Franken vergrößerte er durch das Rittergut Burggrub. Durch die Erbschaft seiner Frau kamen vier Quadratmeilen deutscher Boden an das Haus Schwarzenberg. Wie es damals Sitte war, verband er seinen ganzen Besitz in ein Fideicommiß, wie es sein Vater schon angestrebt hatte. In seinem Testamente nahm er auch Rücksicht auf eine Secundo-Genitur, insbesonders für eine deutsche Linie des Hauses Schwarzenberg. Durch seinen ausgedehnten Besitz gehörte er in den böhmischen steierischen österreichischen und mährischen Herrenstand und vertrat deßwegen wie sein Vater den neuen österreichischen Grundadel. Auch von seinem Münzrecht machte er Gebrauch, denn er ließ in Wien Nürnberg und Köln Münzen und Medaillen prägen.

Fürst Ferdinand Schwarzenberg hatte eine feine edle Gestalt. Ein Portrait zeigt ihn in der Tracht seiner Zeit mit einem buntgestickten Rock und einer Allonge-Perrücke, aus welcher ein längliches Gesicht mit sanften feinen Zügen herausleuchtet. Ein Lächeln ruht auf den Lippen, und die offenen schönen Augen blicken ruhig in die Welt. Fürst Ferdinand war von Jugend auf ein ernster stiller Charakter, ohne große Leidenschaften, ohne eine Schuld im Gemüthe. Er war so geworden, wie sein Vater es gewünscht hatte: leutselig, theilnehmend für Untergebene, hochherzig und edel, vorsichtig, freigebig aber nicht verschwenderisch. Ein Hauptzug seines Charakters war der feste Rechtssinn; er bestand auf seinem Schein, aber er haßte alles Unrecht in öffentlichen und privaten Dingen. All' seine Handlungen richteten sich nach dieser Anschauung. Er, wie alle Hofherren Kaiser Leopold I., erinnerte sich zwar der ständischen Freiheiten, aber er fügte sich der Regierung und folgte als treuer Vasall der österreichischen dynastischen Politik. Er besaß einen echt frommen christlichen Sinn, den er durch zahlreiche Meß-, Pfarr- und Spitals-Stiftungen bekundete. Er war wie sein Vater und Großvater ungemein schreibselig. Seine Tagebücher und Briefe füllen ganze Bände. Damit er seinen Nachkommen über den Stand und die Verwaltung Rechenschaft gebe, schrieb er noch kurz vor seinem Tode einen Bericht über seinen Vermögensstand. Darnach hatte er geerbt 1,073.329 fl.; nachdem er verschiedene Posten seines Vaters berichtigt hatte, waren ihm noch 951.769 fl. rein verblieben. Er brachte aber sein Vermögen auf 3,170.399 fl., erwarb

Digitized by Google

sich also 2,194.186 fl., mit welchem Ergebnis er zufrieden war. Er forderte seine Nachkommen auf, zur Tugend und Sitte der Vorfahren sich zu bekennen, zur Treue für das Haus Oesterreich und den katholischen Glauben, zur Barmherzigkeit und Milde für die Armen, für die Wohlfahrt der Unterthanen und den Wohlstand des Hauses zu sorgen, „der nicht ohne sauren Schweiß und ruhmwürdige Assiduität der Vorfahren erworben wird".

Fürst Schwarzenberg war immer kränklich. Schon 1692 hatte er über seine Gesundheit von der medicinischen Facultät in Padua, welche damals in besonderem Rufe stand, ein Gutachten eingeholt und schon 1697 verzeichnete er in seinem Tagebuche Todesahnungen, die sich in ihm regten. Es war ihm auch wirklich kein langes Leben gegönnt, denn er erreichte nur ein Alter von 51 Jahren, indem er nach kurzer Krankheit am 22. October 1703 in Wien starb. Wie sein Vater und seine Frau wurde er in der Gruft der Schwarzenberg in der Augustiner-Kirche beigesetzt. Von den zehn Kindern, welche ihm seine Frau in den vierundzwanzig Jahren ihrer Ehe geboren hatte, überlebten ihn nur ein Sohn und vier Töchter.

Der Schwester des Fürsten Ferdinand sei auch noch zu gedenken, der Fürstin Marie Ernestine von Eggenberg. Sie war drei Jahre älter als ihr Bruder, eine liebenswürdige energische Frau, die Freundin und Rathgeberin ihres Bruders und nach dem Tode ihrer Schwägerin die Beschützerin seiner Kinder. Ihr Mann besaß die großen Güter der Eggenberg in Böhmen und Oesterreich, war Herzog von Krumau und gefürsteter Graf von Gradiska er war aber sehr schwach, ehrgeizig und tiefverschuldet. Der Kaiser und Fürst Ferdinand borgten ihm bis zu 200.000 fl. Durch die Vermittlung des letzteren gewann er 1690 einen wichtigen Proceß gegen den Fiscus, durch dessen Fürwort erhielt er 1690 den Titel eines geheimen Rathes und 1692 den Orden des goldenen Vließes. Er wollte sich dafür seinem Schwager dankbar erzeigen und setzte in seinem Testamente 1696 für den Fall, daß sein Neffe Anton Eggenberg und dessen Nachkommen im zweiten oder dritten Gliede ohne männliche Erben sterben würden, den Sohn des Fürsten Ferdinand Schwarzenberg, Adam Franz, zum Erben der böhmischen Güter ein. Fürst Ferdinand ließ ihm aber auf diese Mittheilung hin antworten: „Er habe ihm diese kleinen Dienste mit Freuden geleistet aber keinen Privatnutzen dabei gesucht; er sei ihm für sein Anerbieten sehr verbunden, aber er wünsche, daß er und sein Vetter Descendenten ohne Zahl haben und der Fall des Aussterbens niemals eintreten möge". Ein baldiges Erlöschen des Geschlechtes Eggenberg war damals nicht leicht zu erwarten; denn Fürst Johann Christian hatte zwar keine Kinder, aber es lebten damals sein jüngerer Bruder Fürst Johann Seifried Landeshauptmann von Krain und dessen Sohn Anton, der 1701 ebenfalls

Digitized by Google

Landeshauptmann von Krain wurde. Dieſer erhielt zwar auch einen Sohn, Namens Johann Chriſtian, aber alle dieſe Fürſten Eggenberg ſtarben raſch nach einander, der letzte derſelben im Jahre 1717 im Alter von 13 Jahren. So trat das Teſtament des Fürſten Johann Chriſtian in Kraft und Fürſt Adam Franz Schwarzenberg trat in den Beſitz des Herzogthums Krumau mit den Herrſchaften Netolic, Worlik, Klingenberg u. a., welche Kaiſer Ferdinand II. 1622 ſeinem berühmten Miniſter Johann Ulrich von Eggenberg geſchenkt hatte. Fürſt Adam Franz Schwarzenberg trat jedoch den Beſitz erſt 1719 nach dem Tode ſeiner Tante an; denn die Fürſtin Erneſtine hatte den Fruchtgenuß und führte die Verwaltung dieſer Güter. Auch ihr Familienvermögen und ihr bewegliches Gut fiel an das Haus Schwarzenberg. Sie hatte nur den einen Wunſch ausgeſprochen, an gleicher Stätte neben ihrem Bruder in der Auguſtiner-Kirche ruhen zu dürfen.

IV.

Ein kleiner Beitrag zur Peſtgeſchichte 1713.

Von Pfarrer Ferdinand Juſt.

Im „Oeſterr. Jahrbuch" v. J. S. 233 f. wurde erwähnt, daß Puchberg am Schneeberg a. 1679 von der Peſt verſchont geblieben iſt. Als aber dieſer unheimliche Gaſt nach vierunddreißig Jahren abermals in Nieder-Oeſterreich erſchien da war auch für Puchberg eine Zeit ſchwerſter Beängſtigung angebrochen; denn diesmal, a. 1713, blieb es von der ſchrecklichen Geißel nicht verſchont.

Zu den Haupterwerbszweigen der Puchberger gehört ſeit Jahrhunderten der Handel mit ſog. Schnittwaare und mit Holzkohle. Die „Schnittwaare", d. i. Bretter, erzeugen ſie auf ihren mit Waſſerkraft betriebenen Sägen, deren es in Puchberg etliche 30 gibt, und die Holzkohle brennen ſie in den Meilern. Fuhrleute nun, die in ſolchen Geſchäften in Wien zu thun hatten, ſchleppten von dort die Peſt ein. Anfangs ſuchte man das Auftreten der gräßlichen Seuche zu verheimlichen; allein gar bald hatte ſie ſo um ſich gegriffen daß ſich nichts mehr vertuſchen ließ. Ueber Puchberg wurde nunmehr zur Verhütung weiterer Verſchleppung behördlicherſeits die Contumaz verhängt; das Ausfahren mit Brettern und Kohlen war durch 22 Wochen, d. i. von Ende Auguſt 1713 bis Ende Januar 1714 ſtreng unterſagt. 102 Perſonen fielen der Peſt zum Opfer.

Digitized by Google

Tom. II fol. 144 der Sterbe-Matrik enthält zwischen dem Matrik-Act vom 21. August 1713 und dem vom 6. September desselben Jahres die Anmerkung:

„Infra hoc tempus usque ad Sext. Septembr. inclusive circa circiter „54 Personae a peste correpta et hinc inde sepultae sunt. Quibus omnibus „Lux acterna luceat.*)

Diese Aufschreibung stammt von der Hand des damaligen Ortsseelsorgers Johann Georg Kopp, von dessen Hand sich fol. 150 weiter folgendes findet:

„In alhiesiger Pfare Buchberg seint an der Pest / welche die Leuth durch „die Klaider von Wienn hiehero gebracht, von selbiger Krankheith aber Nichts be„kannt, biß eß recht eingerisen / in allem gestorben 102 Personen Und seint an „undterschiedl. Orthen begraben wordten: welchen gott eine fröliche auferstehung „verleihen wolle.

Eandem Relationem Venerabili Consistorio Salisburgensi ex decreto feci, tamquam Provisor Loci: Joannes Georgius Kopp.**)

Namentliche Eintragungen in die Pfarr-Matrik hat Johann Georg Kopp keine gemacht, wahrscheinlich in Folge der allgemein herrschenden Beängstigung und Verwirrung und der daraus resultirenden Unmöglichkeit die nöthigen Daten genau zu erheben. Vom 6. September bis Ende December 1713 kommen nur vier Matrik-Acte von Verstorbenen vor und diese scheinen keine Opfer der Pest zu betreffen.

In Bezug auf die Beerdigung der Pestleichen sagt der Ortsseelsorger, daß diese „hinc inde", „an unterschiedlichen Orten" begraben worden sind. Daß man sie nicht in geweihte Erde gelegt hat, erklärt sich daraus, daß der damalige Ortsfriedhof, der die Pfarrkirche umschlossen, klein war und nicht genug Belegraum hatte. Zudem war unter der Bevölkerung eine arge Panik entstanden, so daß sich alles scheute die Pestleichen zum Kirchenfriedhofe zu tragen. Vielleicht waren auch sanitäre Rücksichten maßgebend. Durch emsige Nachforschungen ist es mir gelungen jene „unterschiedlichen Orte" auffindig zu machen.

Ein solcher Pestfriedhof befindet sich auf der Einsattlung zwischen den Filialen Schwarzengründen und Rohrbachgraben. Diese Einsattlung krönt eine Capelle, die, wie das Volk sich erzählt, zur Pestzeit erbaut worden ist und noch den Namen „Pestkreuz" führt.

---

*) Innerhalb dieser Zeit, nämlich bis zum 6. September wurden beiläufig 54 Personen von der Pest ergriffen und hie und da beerdigt. Das ewige Licht leuchte ihnen Allen.

**) Denselben Bericht erstattete ich an das Hochwürd. Consistorium in Salzburg in Folge Auftrags als Orts-Seelsorger: Johann Georg Kopp, Ortsseelsorger.

Digitized by Google

Ein Pestfriedhof ist im Gebiete der Katastral-Gemeinde Stolzenwörth etwa 200 Schritte oberhalb des herrschaftlichen Gasthofes neben der nach Grünbach führenden Bezirksstraße. Dort steht ein gemauertes „Kreuz", in dessen Nische sich ein auf Blech gemaltes Bild der allerheiligsten Dreifaltigkeit mit einer Inschrift befindet, die uns mittheilt daß dieses Bild im Jahre 1740 aufgestellt und im Jahre 1849 renovirt worden ist. Der dargestellte Gegenstand weist darauf hin daß man es hier mit einem „Pestkreuze" zu thun habe; ab und zu hört man es auch so nennen.

Ein dritter Begräbnisplatz ist hinter dem Hause Nr. 51 der Filiale Sierning. Dort befindet sich nämlich eine kleine Anhöhe, die im Volksmunde den Namen „Lastergrube" führt. Ein Pestkreuz scheint dort niemals errichtet worden zu sein. Daß man hier abermals eine Begräbnisstätte für Pestleichen vor sich habe, besagt schon die Bezeichnung „Lastergrube", eine Bezeichnung, die heutzutage nicht mehr gang und gäbe ist und die durch das jetzt gebräuchliche „Massengrab" verdrängt ist.*) Noch ein anderer Beweis läßt sich für die Richtigkeit dieser Behauptung liefern. Johann Apfler, Kleinhäusler am Oehler Nr. 34, weiß folgendes mitzutheilen: Oft und oft erzählte seine Mutter Theresia, geb. Krumböck, geb. a. 1799, es haben, als sie noch recht jung war, Bursche und Mädchen sich bei einer Hochzeit mit der Musik auf den kleinen „Anger", die Lastergrube, begeben und dort aufspielen lassen und haben dort getanzt; da sei ein alter Mann unter die lustige Gesellschaft getreten und habe ihr mit Entrüstung vorgehalten, es sei ungeziemend, ja frevelhaft, über den hier eingegrabenen Leichen zu tanzen, und diese Verwarnung habe denn auch ihre Wirkung nicht verfehlt.

Die Bevölkerung bezeichnet noch als einen vierten Beerdigungsplatz mehrere Stellen hinter den Häusern der Filiale Schneebergdörfl und erzählt unter anderem, es haben sich im Pestilenz-Jahre 1713 zwei Mädchen aus einem dortigen Bauernhause, die sehr putzsüchtig gewesen seien, an einem Samstage abends in recht eitler Weise geziert, seien aber am folgenden Tage in diesem ihren Schmucke als Opfer der Pest hinter dem Hause beerdigt worden.

Erwähnenswerth ist noch, daß in der hiesigen Filiale Oedenhof ein auf Blech gemaltes Bild der sog. Pest-Heiligen (Maria, Sebastianus, Rosalia und Rochus) an einem Baume angebracht sich befindet. Zweifellos stammt dieses Bild aus dem Pestjahre 1713 und die Sage erzählt, es sei dies Bild dort angeheftet worden, weil die Pest bis dorthin und nicht weiter gereicht habe.

*) In der österreichischen Mundart begegnet uns das Wort „Laster" noch häufig im Sinne von: viel, eine Menge, massenhaft; so in den Redensarten: Das kostet ein Laster Geld! Sind da ein Laster Menschen zusammengekommen.

Digitized by Google

Es ist wohl selbstverständlich, daß die in aller Eile an ungeweihter Stätte, an unterschiedlichen Orten bestatteten Pestleichen der kirchlichen Einsegnung nicht verlustig geworden sind. J. G. Kopp berichtet auch hierüber fol. 150 mit den von ihm geschriebenen Worten:

„Demum ter Optimo Maximo denuo placato et peste cessante mihi „a Reverendissimo ac Gratioso Dno Domino Archidiacono Bernardino Piscon „etc. etc. data fuit licentia, a peste corrèptos et hinc inde sepultos Christiano „more aqua lustrali conspergere eisque benedicere.*)

In diesen Zeiten, wo sich die menschliche Ohnmacht und Hinfälligkeit so deutlich zeigte, wo die Gemüther mit Angst und Entsetzen erfüllt waren und menschliche Hilfe nirgends zu erblicken war, war es nicht anders möglich, als daß das religiöse Leben sich in außerordentlicher Weise äußerte. Lassen wir unseren Gewährsmann sprechen Er sagt tom. II fol. 150 folgendes:

„NB. — Ex voto:

„Eodem anno 1713 alß alhier die Pest graßierte Vnd allen Meinen pfarr-„kindern daß sonst Nothwendige ausfahren gesperrt, auch 22 wochen nirgens aus-„dürfen, haben wir eine Procession auff den schneeberg Zur Ehren d allerheyligsten „Treyfaltigkeith angestellt, auch aldort verlobt (et quidem Jurato) wan gott der „allgüttigste Vns alhier auff den berg erhören Vnd die laidige sucht von Vns, und „diesem orth abwenden werde, daß wir, daß ist die ganze gemain Buchberg Jährlich „mit einem Priester / wan Er H. Pfarrer selbst nit wolte od. Könte; cum Licentia „parochi ibidem Sacrificium missae pro qualitate aestatis. Zue verrichten: „haben auch gott sei Danckh so will erhalten durch Vnser gebett vnd geliebt, daß „die Pest von denen häusern, darin es graßierte, nit mehr weitter khommen. „Studeat igitur meus successor, ne ex segnitie votum hoc irritetur, sed magis „facile torpentem plebem ad grande hoc votum exstimulet“ **).

An einer zweiten Stelle ist zu lesen:

„Nota. Die alhiesige ganze Pfarmenig ***) hat Zur Zeit der Pest verlobt, „Tag deß hl. Beichtiger Rochi Vnd der hl. Jungfrau Rosaliae ewig feyerlich Zue „den begehen sambt iedesmahl einem gesungenen lob-ambt, davor dem Hrn. Pfarr „vor Jedes ambt die gemain einen guldten Zue bezahlen schuldig ist. Haec vota „facta sunt Coram Altari et Crucifixo: Anno 1713: et tantum inde impetra-„verunt, ut pestis praeter illas domos, in quibus grassabatur, ulterius non „pervenerit“ †).

*) Nachdem endlich der dreimal heilige Gott versöhnt und die Pest gewichen war, wurde mir von dem Hochw. und gnädigen H. H. Archidiacon Bernhard Piscon ꝛc. ꝛc. die Vollmacht ertheilt, die an verschiedenen Orten begrabenen Pestleichen der christlichen Sitte gemäß mit Weihwasser zu besprengen und einzusegnen.

**) Möge es sich mein Nachfolger angelegen sein lassen und sorgen, daß dieses Gelübde nicht etwa durch Lauigkeit unerfüllt bleibe, ja er möge vielmehr das leicht erschlaffende Volk zur Erfüllung dieses großen Gelübdes anspornen.

***) „Menig“, erkennbar u. a. in dem noch heute üblichen „männiglich“, so viel als Allgemeinheit, Gemeinde.

†) Dieses Gelübde wurde gemacht vor dem Altare und dem Gekreuzigten — im Jahre 1713 — und es wurde dadurch erwirkt, daß die Pest sich nicht mehr weiterverbreitete.

Digitized by Google

Es war gewiß keine Kleinigkeit, was die Puchberger mit dem Gelübde, alljährlich in Proceſſion auf den Schneeberg zu gehen, auf ſich genommen haben; denn der Weg dahin geht größtentheils bergan und dauert fünf Stunden. Ferner mußten die Wallfahrer Speiſe und Trank mit ſich tragen. Der Sage nach, die ſich ſehr viele Leute hier erzählen und die auch Pfarrer Alois Nickl in dem von ihm a. 1857 angelegten Gedenkbuche der hieſigen Pfarre anführt, wurde einmal bei einem ſolchen Gottesdienſte auf dem Schneeberge die conſcrirte Hoſtie von dem Winde fortgeweht und der Kelch umgeſtürzt. Die Pfarrgemeinde ſchritt in Folge deſſen bei der Kirchenbehörde um Abänderung dieſes Gelübdes ein und ſchon im Jahre 1721 wurde es umgewandelt. Tom. II auf dem zwiſchen fol. 150 und f. 151 eingefügten Blatte heißt es hierüber:

„NB. Votum hoc per dispensationem Celsissimi Consistorii laxatum „fuit Ao. 1721: in tantum, ut s. s. Sacrificium Missae in Eccl. sub domo „Parochiali aut Matrice persolvatur.*)

Später wurde das Gelübde auch in Bezug auf das Ziel der Proceſſion abgeändert. Niemand von den jetzt lebenden Bewohnern des Puchberger Thales hat jemals eine Proceſſion auf den Schneeberg mitgemacht; hingegen pilgert die hieſige Pfarrgemeinde alljährlich am Dreifaltigkeits-Sonntage nach Gutenſtein (auf den Mariahilferberg) und hat dabei die Abſicht und die Meinung, das zur Peſtzeit gemachte mittlerweile abgeänderte Gelübde einer Proceſſion auf den Schneeberg einzulöſen.

Bis auf den heutigen Tag hat ſich bei der hieſigen Bevölkerung eine beſondere Verehrung der Peſt-Heiligen ſowohl bei den täglichen Privat-Andachten, wie bei dem öffentlichen Gottesdienſte zumal an den Tagen des heil. Rochus un der heil. Roſalia erhalten.

---

*) Dieſes Gelübde wurde durch Diſpens des Hochwürdigſten Conſiſtoriums im Jahre 1721 erleichtert und dahin abgeändert, daß das hl. Meßopfer in der Pfarr- oder Mutterkirche dargebracht werden ſoll.

Digitized by Google

Die confessionale Frage in Oesterreich 1848.

Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit.

Von Frh. v. Helfert.

(Fortsetzung aus den Jahrbüchern 1882, 1883, 1884.)

XI.

Revolution.

Der 15. Mai 1848 bezeichnete in fast allen von der Revolution ergriffenen europäischen Ländern einen bedeutungsvollen Abschnitt, sei es zum Bruch mit derselben wie in Neapel und Madrid, sei es zu ihrem gewaltigeren Aufschwung wie in Paris, Berlin und in den Ländern unseres Kaiserstaates, in welch' letzteren die Ereignisse überall mehr oder weniger von confessionalen Fragen begleitet und Elementen durchflochten waren.

Im Gebiete der ungarischen Krone hatte es durch die erste Zeit den Anschein als sollten die Dinge, einzelne nationale Aufregungen abgerechnet, ihren verfassungsmäßigen Gang weiter nehmen. Am 24. Mai wurde in Pest das Ministerium für Cultus mit drei Sectionen für die katholischen, für die protestantischen und unitarischen, für die griechisch-nicht-unirten Angelegenheiten eingerichtet. Minister war Baron Joseph Eötvös Katholik, Unterstaats-Secretär Professor Karl Szász vom berühmten calvinischen Collegium zu Nagy-Enyed; unter den vier Sections-Chefs befand sich der gr. n. u. Bischof Platon Atanacković von Ofen, der katholische Domherr Anton Korizmics von Veszprim, Michael v. Nyéky (ursprünglich „Gruber") Lutheraner, und Gabriel von Lónyay Calviner*). Wie man sieht war auf die verschiedenen

*) Janotyckh Archiv I 3. 73, S. 67.

christlichen Confessionen ausreichender Bedacht genommen. Der radicalen Partei war damit allerdings nicht gedient. „Sollte die Freiheit des Glaubens und des Gottesdienstes nicht die Abstraction confessionalen Unterschiedes seitens der Staats-Organe gebieten? Wenn keine Religion als Staats-Religion anerkannt wird, so ist die Confession eine Privat-Angelegenheit des Einzelnen, der Familien, der Gemeinden". Die Staats-Organe hätten sich daher, meinte man von dieser Seite, zu den kirchlichen Gemeinden, die ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen berufen wären, ebenso objectiv zu verhalten wie zu den politischen Gemeinden *).

Die ungarische Regierung faßte jedoch ihre Mission nicht in diesem indifferenten Sinne auf, sondern suchte ihre ordnende und schützende Thätigkeit auf alle Glaubensbekenntnisse in gleicher Weise zu erstrecken. Am 26. April schrieb der Palatin einen Kirchen-Congreß der Nicht-Unirten für den 15. Mai a., 27. n. St. aus und bestimmte als Regierungs-Commissär den Obergespan und Grafen von Temes Peter Csernovics (von Abstammung Serbe Čarnojević, Crnović); der Metropolit Joseph Rajačić sollte die gesetzlichen Einleitungen dazu treffen **). Tags darauf erging ein Rundschreiben des Barons Eötvös an die protestantischen Kirchen-Districte zur Abhaltung einer Conferenz am 1. August zu Pest; den Gegenstand der Berathung sollte §. 3 des Gesetzes von 1848 bilden, laut dessen der Staat grundsätzlich die Bestreitung der Kirchen- und Schul-Bedürfnisse für die Glaubensbekenntnisse auf sich genommen ***). Im letzten Landtage hatte die ungarische Geistlichkeit auf ihren Zehent ohne alle Entschädigung verzichtet, wodurch manche vom untern Curat-Clerus den Haupttheil ihres Einkommens verloren; der Minister forderte darum alle Oberhirten der Diöcesen und Districte auf, eine Conscription der betreffenden Seelsorge-Stationen mit deren Einkünften nach einem vorgeschriebenen Formulare abzufassen und einzusenden, 6. Mai †). Der Minister soll mit dem Plane umgegangen

*) Allg. Ö. Ztg. Nr. 122 (N. F. 32) vom 2. Mai, S. 612 f.

**) Janotyckh Archiv I Z. 87 S. 76 f. Diese Ausschreibung fand in Gemäßheit des G.-A. XX §. 8 vom Jahre 1847/48 statt, laut welchem das „ungarische verantwortliche Ministerium" beauftragt war, „in möglichst kurzer Frist, jedenfalls vor dem nächsten Landtag, einen durch die ganze Confession zu wählenden Kirchen-Congreß einzuberufen."

***) Ebenda Z. 88 S. 77.

†) Ebenda Z. 116 S. 101.

Digitized by Google

sein das Pazmaneum von Wien nach Pest zu übertragen u. dgl. m. Allein in dieser administrativen Thätigkeit wurde er durch das unterbrochen was sich, zum Widerstande gereizt durch den immer selbstischer und alleingebietender auftretenden Magyarismus, in den verschiedenen andersnationalen Gebieten zu entwickeln begann.

Unter dem schüchternen friedsamen Völklein der Slovaken war es die protestantische Geistlichkeit die sich an die Spitze der Bewegung stellte. Der Pfarrer von Hluboka bei Senic Jos. Miloslav Hurban belehrte das Volk unter freiem Himmel, in Stadt und Dorf, über dessen angeborene Rechte und forderte es zur Vertheidigung derselben gegen seine tyrannischen Unterdrücker auf. Als er sich in den ersten Tagen Mai in die Liptau begab wo die nationale Angelegenheit weiter besprochen werden sollte, erschien Graf Nyáry und der Commandant der Senicer Nationalgarde Baron Schmertzing in seiner Pfarrgemeinde und verlangten die Aufhissung der ungarischen Dreifarbe; da die Leute sich nicht fügten wurde einige Tage später Militair in das Dorf gelegt. Für den 10. Mai war Stuhl-Versammlung angesagt zu welcher die Hluboker in Abwesenheit ihres Pfarrers dessen Caplan Ludevit Šulek bestimmten; allein er sowie der Pfarrer Jaroslav Daniel Borik von Vrbovce wurden von den Magyaren festgenommen und in Haft gesetzt. Einige Tage später war die Rückkehr Hurban's aus der Liptau angesagt, dessen Wagen und Pferde vor dem Pfarrhofe von Pritrz hielten. Sogleich wurde die Pfarre umringt, Nyáry und Schmertzing mit 80 Senicer Nationalgarden besetzten alle Ausgänge und drangen in das Innere, wo sie dem Pfarrer Ladislaus Paulini die Pistole auf die Brust setzten damit er ihnen den Aufenthalt des Gesuchten anzeige; alle Räumlichkeiten wurden durchstöbert; bis in die Keller, bis in die Krypta der Kirche drangen die Männer der Volkswehr, warfen die Särge auseinander und erbrachen sie, wobei ein goldener Leuchter, ein Ring a. a. abhanden gekommen sein soll. Darauf bemächtigten sie sich des Hurban'schen Gespannes und jagten damit nach Hluboka. Die arme Pfarrersfrau war zum Tode erschrocken, sammelte sich aber gleich wieder und führte sie in die Wohnzimmer, in die Kinderstube, öffnete ihnen selbst einige Gelasse und lud sie ein darin Nachschau zu halten. Nachdem sich überall nichts gefunden hatte zimmerten die Magyaronen aus den für den Schulbau bereit gehaltenen Pfosten einen Galgen und richteten ihn vor der Pfarre und Kirche auf: „Da muß er hängen wenn wir ihn

Digitized by Google

haben!" *) Sie bekamen ihn aber nicht. Hurban, Ludevit Štúr, Hodža und andere Führer wandten sich jetzt nach Prag und Wien, um Freischaaren zu werben und an deren Spitze mit bewaffneter Hand in ihre gedrückte Heimat zurückzukehren.

Ungleich bedenklicher lauteten die Zeitungen aus dem Süden. Aus Agram wurde berichtet daß die Geistlichkeit allenthalben an die Spitze der Bewegung trete und, um dem Volke recht lebhaft die Gefahr vor Augen zu stellen, ein eigenes Corps zu bilden gesonnen sei. Unter den Serben kam es in der zweiten Hälfte April an verschiedenen Punkten zu gewaltsamen, mitunter sehr blutigen Auftritten, in Groß-Kikinda und Alt-Becse, Zombor, 24. und 26., in Mohol, Sz. Tamas, Földvár, Groß-Becskerek. Am 1. Mai a., 13. n. St., nicht erst am 15./27. wie die Regierung befohlen hatte, trat in Karlovic unter freiem Himmel vor der erzbischöflichen Wohnung ein serbischer National-Congreß (srbsky marodni sabor) zusammen, der bis zum 5./17. tagte, den Metropoliten Rajačić zum Patriarchen, den bei der Armee in Italien dienenden Obristen Stephan Šuplikac de Vitez zum Woiwoden der serbischen Nation ausrief, der Pester Regierung den Gehorsam aufkündigte und eine Deputation an den Thron des Kaisers beschloß. An demselben Tag gab die Blasendorfer Romanen-Versammlung das Zeichen zum Losbruch in Siebenbürgen. Inzwischen hatte Eötvös, nach erhaltener Kunde von den „schmachvollen" Vorfällen von Kikinda, seinen Erlaß vom 26. April zurückgenommen: der gr. n. u. Kirchen-Congreß sollte nicht am 15. Mai, sondern erst am 15. a. 27. Juni n. St. und nicht in Karlovic sondern unter den Kanonen der Festung Temesvár, „dem Versammlungsorte des Congresses vom Jahre 1790", stattfinden **). Allein dazu kam es nicht. Der von jetzt an reißende Strom der Revolution nahm seinen eigenen verheerenden Weg auf welchem wir ihn, weil dies vorwiegend in die Kriegs- und politische Geschichte einschlägt, nicht weiter verfolgen können ***). Nur das sei hier im allgemeinen bemerkt, daß bei dieser vielgetheilten Bewegung überall der Clerus aller christlichen Confessionen eine bedeutsame Rolle spielte. Wie wir dies bei den Slovaken, bei den Kroaten, bei den Serben gesehen, so nahm auch auf der ungarischen Seite sowohl die katholische als die protestantische Geistlichkeit eifrigst Partei, sei es durch Wort und That,

*) Nár. Nov. Nr. 44 v. 27. Mai S. 173 f.

**) Janotyckh Archiv I Z. 147 S. 131, Z. 182 S. 166—168.

***) Österr. Jahrb. 1882 S. 154.

Digitized by Google

sei es durch Geldopfer die sie auf den Altar des Vaterlandes niederlegten. Gleich in den ersten Wochen des jetzt allseits entbrennenden Kampfes war zu vernehmen, daß die Zöglinge des Wiener Pazmaneum 100 fl. für Zwecke der patriotischen Freischaaren gesammelt hatten, daß der Domherr Nicolaus Körmöczy von Kolocsa den vierten Theil seines Einkommens dem Finanz-Minister zur Verfügung gestellt habe ꝛc.

Auch in der Reichshauptstadt bezeichnete Mitte Mai ein neues Stadium der Revolution, oder vielmehr den Beginn der eigentlichen Revolution, insofern alles vorangegangene von der einen Seite freie Gewährungen des gütigsten der Kaiser, von der andern doch mehr Gassen-Ausschreitungen gegen einzelne missliebige Persönlichkeiten oder Classen von Personen waren. Erst der 15. Mai brachte ein Attentat auf die geheiligte Person des Monarchen und den Umsturz der von ihm verliehenen Verfassung vom 25. April. Es erfolgten die Flucht des Hofes am 18. und, nachdem die Bestürzung von welcher die Stadt im ersten Augenblicke heimgesucht worden durch die revolutionären Elemente wieder verscheucht war, die Barricaden-Tage vom 26. bis 28. Mai. Auch hier spielte, wie in den ungarischen Ländern, die Geistlichkeit überall mit, aber, mit einer einzigen Ausnahme, nicht thätig, sondern leidend. „Niemand als die Jesuiten sind es", so las man in den radicalen Journalen, „die den Kaiser entführt und denen wir die allgemeine Verwirrung zu danken haben. Der 15. Mai hat sich an ihren Rechten und Privilegien vergriffen, das mußte wieder rückgängig gemacht werden. Allein der Jesuitismus hat sich stark verrechnet; er täuscht sich gewaltig wenn er meint die früheren Zeiten zurückführen zu können." Als ein Zögling und Beschützer der Jesuiten und Förderer all' ihrer reactionären Intriguen, als die Seele der volksverrätherischen Camarilla galt der Ajo der Prinzen des Erzherzogs Franz Karl Graf Heinrich Bombelles, dem jetzt die Straßen-Literatur Wiens in der ekelsten Weise ihren Kehricht und Unrath nachwarf. Ein riesiges Placat „Judas der Erzschelm" prangte an den Mauern, nachdem Rank's „Volksfreund" zuerst die Entdeckung gemacht hatte daß der 18. Mai nichts als ein Werk des von den Jesuiten gedrillten Grafen Bombelles gewesen. Als dann die Barricaden-Zeit kam machten die Arbeiter ihre Witze; in einer Pflastervertiefung hatten sie große Töpfe für ihre Mahlzeit aufgestellt: der eine war „der Hoyos", der zweite „der Montecuccoli", der dritte „Judas der Erzschelm".

Digitized by Google

Einen großen Theil der Zeche in diesen Tagen mußte der Clerus bezahlen. „Des Erzbischofs Betten Matratzen Strohsäcke", so erzählten die Helden der Straße mit großem Behagen, „flogen zum Fenster hinaus und wurden zu Barricaden verwendet", während Studenten und Arbeiter die Keller öffnen ließen und gleich am ersten Tage so viel soffen, daß am zweiten an das Thor geschrieben wurde: „Es ist kein Wein mehr da!" Das war auch, meinte Schall's „Schnellpost", „ganz natürlich da sie sich zu ihrer harten Barricaden-Arbeit doch stärken mußten." Nicht besser erging es den Klöstern die gute Miene zum bösen Spiele machten, was manche heitere Scene hervorrief; wie jener Arbeiter der, um die Mittagszeit zu Speise und Trank in das Schotten-Stift beordert, sich bei dem Studenten meldete: „Herr Student, ich kann nicht zweierlei Wein im Tag trinken, und da ich heute bei den Dominicanern gefrühstückt habe, möchten Sie nicht erlauben daß ich auch dorthin zum Mittagessen gehe?" Zum Dank dafür war unter den Volkswünschen, die am Abend des 27. auf gedruckten Zetteln vertheilt wurden, zu lesen: „6) Aufhebung der Klöster." Auch die Pfarrer gingen nicht leer aus. Wie ein Lauffeuer ging es durch alle Blätter: „ein Pfaffe (das Wort Priester wird hier entheiligt)" aus der Leopoldstadt habe den sich dort versammelnden Arbeitern viele tausend Gulden geboten, damit sie gegen die Studenten einen Angriff machen sollten; „die Braven packten jedoch ihn und das Geld zusammen und lieferten beide, den werthvollen und den werthlosen Gegenstand, an die Universität aus." Der „Freimüthige" (Nr. 48 S. 197 f.) schlug mit scheinheiligem Augenverdrehen die Hände zusammen: „Ein Beichtvater des Volkes, ein Prediger christlicher Leute! Mit diesem Gelde hätten 27000 Arbeiter für drei Tage Brod haben können, anstatt sie zum Mordschlag aufzufordern. Es ist unerhört! Dieser Schänder der Menschheit muß öffentlich abgestraft werden, sonst gibt es keine Gerechtigkeit auf Erden!" ... „Ein Pfaffe aus der Leopoldstadt", wer konnte das anders sein als Pfarrer Wiesinger? Andere widersprachen und nannten den Pfarrer von Mistelbach, Don Hieronymus Schmidt von den Barnabiten. Es zeigte sich aber nachher daß es weder Wiesinger noch Schmidt, daß es überhaupt kein Pfarrer war; daß es keine 25000 oder 27000 oder 30000 fl., sondern blos einige 20 oder 30 fl. waren die der Betreffende bei sich trug; endlich daß er nicht die Arbeiter gegen die Studenten hetzen, sondern sie mit Worten des Friedens nur von der Gemeinschaft mit den Studenten abhalten wollen. Letzteres wird sich ohne

Digitized by Google

Zweifel an mehr als einem Orte ereignet haben, weil ja doch alle besseren Elemente der Stadt und Vorstädte mit diesen endlosen Ruhestörungen nicht einverstanden waren, und daraus erklärt es sich daß die einen von einem Hofmeister in einem adeligen Hause namens Wieser — daher die Verwechslung mit „Wiesinger" —, die andern von einem „simplen Bauer" aus Mistelbach wissen wollten, diese den Schauplatz der Friedensmahnung in die Brigittenau, jene nach Fünfhaus verlegten.*)

Zur Charakteristik des 18. Mai und die Hoffnungen des Jesuitismus. Allg. Öst. Ztg. Nr. 143 (N. F. 53) vom 23. Mai.

Judas der Erzschelm oder Graf Bombelles. Volksfreund Nr. 24 v. 23. Mai: „Es ist heraus, der Rädelsführer ist entdeckt, Graf Bombelles war es der den kaiserlichen Hof zu dem unerhörten Schritte einer Flucht von Wien bewogen hat . . . Dieser Graf Bombelles war es auch der die Jesuiten nach der Schweiz bringen half. Bombelles ist der schwärmerische Freund der Jesuiten und Liguorianer" . . .

Graf Bombelles oder Judas der Erzschelm. Auszug a. d. Zst. der Volksfreund d. d. 23. d. M. 1 Bogen groß Quer-Fol. (Placat); 3 Auflagen.

Der Erzbischof und die k. k. Theresianische Akademie als Weinschänker. Von Fr. Herz. Schnellpost Nr. 28 v. 29. Mai S. 110 f. „Herr Erzbischof, leisten Sie auf die Eigenschaft eines Weinschänkers Verzicht, und all' ihr Klöster wo dieser Unfug noch besteht, leistet freiwillig und ungesäumt zum Wohle Eurer besteuerten Mitbürger, der Wirthe, darauf Verzicht und verkauft an diese Eure Weine die ihr nicht für den eigenen Bedarf benöthiget."

Jesuitenspuke. Ein Pfaffe der Geld an die Armen vertheilt. Freim. Nr. 51 vom 3. Juni S. 209: . . „Die Reactionärs fangen wieder an ihr höllisches Spiel zu treiben, und die Gelder werden wohl aus dieser Quelle fließen."

Die sich in's Privatleben zurückgezogenen Ersten Wiener Spatzen treten wieder in activen Stand und halten ungenirt ihre Versammlungen. Von Franz Ullmayer. 2 Bl. kl. 4°. Lell; mit Titelbild. „Dritter Spatz: Ich komme so eben von der Regie, da hab ich gesehen wie ein Pfarrer mit einem falschen Bart Geld unter die Arbeiter ausgetheilt hat, damit dieselben gegen die Studenten seien. Alter Spatz: Das ist ein gräßlicher Mensch, den muß man aufziehen, sonst gibt er keine Ruh'; doch aber nicht satyrisch, sondern strangularisch."

Steckbrief nachgesandt dem Grafen Bombello. Gezeichnet von einem Erzfeinde aller aristokratischen Streiche Hugo Jacques Petri. 1 Bl. fol. Klopf und Eurich; 3. Juni. „Haare: Jesuitisch ergraut. Augen: unverschämte, freiheitswidrig. Trägt Schnur- oder Backenbart? Ganz jüdisch, er verkauft alles, selbst den Kaiser" ꝛc.

*) Vgl. Wr. Ab. Ztg. Nr. 54 v. 30. Mai S. 227 mit Wr. K. Ztg. Nr. 37 v. 24. Juni S. 147 f.

Digitized by Google

Am 2. Juni wurde in Prag der Slaven-Congreß eröffnet und da, wie sich ein Mitglied aus der Wojwodschaft ausdrückte, „der Slave alles mit Gott beginnt — apud Slavos omnia cum Deo incipiunt“, zogen die Versammelten aus dem Museal-Gebäude am Graben zur Teyn-Kirche, vor deren Cyrill- und Methud-Altar der Priester Václav Štulc ein Gebet sprach worin er dem Allgütigen heißen Dank dafür abstattete daß sich endlich in den Herzen der Slaven der Geist der Eintracht und Bruderliebe geregt habe, und den Herrn der himmlischen Heerscharen anrief das Werk zu segnen, zum Heile der Nation sowie des Gesammt-Vaterlandes. Von da erst bewegte sich der Zug auf die Sophien-Insel wo um 10 Uhr vormittags die Eröffnungs-Sitzung stattfand. Unter den Theilnehmern befanden sich, namentlich aus dem südlichen Ungarn und Slavonien, nicht wenige vom griechischen Ritus, und da für deren Gottesdienst keine Kirche in Prag vorhanden war, beschloßen sie einen solchen auf dem Roßmarkt vor der Statue des heiligen Wenzel unter freiem Himmel abzuhalten. So bewegte sich denn abermals aus dem Museal-Gebäude am Sonntag 4. Juni ein feierlicher Zug der serbischen und illyrischen und einiger galizischen Abgeordneten über den breiten Graben auf den Roßmarkt, die beiden schönsten Plätze der böhmischen Hauptstadt. Es war ein hier nie gesehenes Schauspiel, das eine neugierige Menge herbeizog. Blumenstreuende Mädchen schritten voran; die technische und philosophische Cohorte, die Slavia in ihrem anmuthigen Gewand, die Svornost mit Partisanen bewaffnet und mit der alten St. Wenzels-Fahne in der Mitte, gaben das Ehrengeleite; die Chöre Jelen's (Sophien-Akademie) und Mašek's stimmten abwechselnd die Weisen „Hospodine pomiluj ny“ und „Svatý Václave“ an. Der Neusatzer Protopresbyter Paul Stamatović celebrirte unter Assistenz des Presbyters Nikanor Gruić aus Karlstadt die Messe, welche Mitglieder der serbischen Sendschaft unter Leitung des Lipovaner Mönchs Olympius (Alimpi) Miloradov mit slavischen Ritual-Gesängen und Responsorien begleiteten. Bei dem Memento mortuorum vor der Wandlung gedachte Stamatović der Koryphäen des Slaventhums von dem Serben-Car Dušan bis auf die jüngst verstorbenen böhmischen Blastenci Hněvkovský, Kalina, Jungmann; und es machte auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck statt der gewohnten lateinischen Gebete slavische Laute zu vernehmen. Zur heiligen Communion brach er das Brot unter die anwesenden Süd-Slaven und Rusinen seines Ritus, als ersten dem greisen Vuk

Digitized by Google

Stefanović Karadžić. Dann bewegte sich der Zug zurück über den untern Roßmarkt und Graben ins Museal-Gebäude, überall von Sláva- und Živio-Rufen auf die Böhmen, die Illyrier, die Polen, die Slovaken ꝛc. begleitet, während aus allen Fenstern zu beiden Seiten der Straße weiße Tücher flatterten*) ...

Während in solcher Weise in Prag ernste Dinge in ernster Weise berathen und verhandelt wurden, gab es in Wien lärmende Festlichkeiten aller Art, überall die Studenten voran und der gefeierte „akademische Feld-Caplan" Füster in ihrer Mitte. Am 30 Mai wurde ein Verbrüderungsfest im Odeon gefeiert, wo auch Füster erschien von jubelndem Hoch begrüßt und umdrängt, so daß er Mühe hatte durch die Menge zu seinem Platze zu kommen. Einige Abende später wurde ihm ein Fackelzug gebracht; Arbeiter kamen mit Fahnen auf denen sein Bildnis angebracht war vor seine Wohnung ihn zu begrüßen. Am Pfingst-Montag wollten die Burschen im idyllischen Hainbacher Thal, zwischen Hadersdorf und Mauerbach, einen „Commersch" abhalten. Es kam darüber bei einem Theile der Bevölkerung zu allerhand Besorgnissen denen ein Artikel der Wr. Ztg. „Ein ernstes Wort in ernster Zeit" (Ab. Beil. Nr. 69 vom 10. Juni) Worte lieh. Darüber gewaltige Entrüstung auf der andern Seite. Eine Deputation des Vereines der Literaten erschien am 11. vormittags im Sicherheits-Ausschuß und verlangte Genugthuung, besonders wegen des in dem Aufsatze gebrauchten Ausdruckes „Bacchanalien". Füster sprach gegen den Antrag, aber in einer für einen Priester etwas eigenthümlichen Weise. „Der Artikel", meinte er, „trage eine düstere katholische Färbung an sich und lüge; die Theilnehmer an ähnlichen Festen hätten zu wenig Geld um Bacchanalien zu feiern"; der Artikel sei ein Seitenstück zur Kapuzinade in „Wallenstein's Lager". Zuletzt mahnte Fischhof die Abgesandten „nicht studentischer" sein zu wollen als die Studenten selbst; es liege kein Grund zur Anklage vor. Am Tage darauf fand das Gelage in der That statt, wobei es, wie kaum gesagt zu werden braucht, bunt und toll genug zuging. Auch der akademische Feld-Pater fand sich ein, trank mit dem gereiften Scheffenegger, unter den Studenten „das bemooste Haupt" genannt, Bruderschaft und hieß sich dessen „Fuchs". Wir wollen es ihm glauben daß von seiner Seite nichts weiteres vorfiel**)

*) Schopf V. S. 11, 18 f.

**) Füster Memoiren I. S. 238 f.

Digitized by Google

und daß die zahlreichen Auftritte ziemlich unzweideutigen Charakters, mit denen sein Name im Stadtgespräch verflochten wurde, leere Erfindungen waren. Daß es sich aber für den Verfasser des „Mentor für die studierende Jugend", für einen Lehrer der Religions-Wissenschaft an der Universität, für einen Priester überhaupt nicht schickte mit übermüthigen jungen Leuten zu „kneipen", zu „poniren", Festen von so ausgelassener Lustigkeit als gefälliger Theilnehmer beizuwohnen, das scheint der Feld-Caplan der Wiener Legionaire nicht im entferntesten geahnt zu haben.

Das Verbrüderungs-Fest im Odeon oder der überraschende Fackelzug mit Musik, gebracht dem Pillersdorf Pannasch Füster. Von B. Knöpfelmacher. 1 Bog. Gr. Quer-Folio. Lell. 30. Mai.

Erwiderung auf die Verleumdung des Herrn Professor Füster. Im Namen mehrerer gutgesinnter Fabriks-Arbeiter; ½ Bog. Quer-Folio: „Mit tiefer Verachtung blicken wir auf jene Partei die es wagte Ihr Thun und Lassen vor dem Volke zu verdächtigen, da doch Ihre edlen Absichten von allen Gutgesinnten mit größter Achtung gewürdiget werden."

* * *

In der Hauptstadt Böhmen's, so wie vielfach im Lande, lag es seit geraumer Zeit wie ein Alp auf den Gemüthern, wie die Ahnung eines Gewaltigen das früher oder später erfolgen müße.

Der „blinde Jüngling" — „slepý mládenec" und dessen uralte Weissagungen, die im Wechsel der Zeiten immer durch neue vermehrt wurden, und die Ritter des Berges Blanik spuckten wieder in den Köpfen des gemeinen Volkes, zum großen Verdruße der Aufgeklärten die den Leuten diese Märchen als lächerlich und der jetzigen Zeit unwürdig ausreden wollten*). Der blinde Jüngling, hieß es, werde sich jetzt bei hellem Tage zeigen, die gepanzerten Ritter aber werden aus ihrem Verließe hervorbrechen und die Feinde des böhmischen Namens niederwerfen. In mehreren Gegenden verbreiteten Wallfahrer vom Prager Johannis-Feste die Nachricht: um Mitternacht von 15. zum 16. Mai sei an das Neuthor geklopft worden, und als die Thorwärter öffneten hätten sie

*) Nár. Nov. Nr. 20 v. 28. April S. 78: Tajnosti venkovské. Unterzeichnet H. J. Dem Volke sei das Märchen vom blinden Jüngling nicht auszureden; sich dagegen aussprechen heiße in ein Wespennest stoßen; „der blinde Jüngling ist der Prophet des Volkes wie Jizka dessen Held".

Digitized by Google

einen Ritter in silberner Rüstung auf einem weißen Pferde mit der St. Wenzels-Fahne in der Rechten gesehen, gefolgt von zahlreichen Panzerreitern; der Ritter sei langsamen Schrittes auf den Roßmarkt geritten, habe sich vor der Statue des h. Wenzel aufgestellt, die Stadt mit dem heiligen Kreuze gesegnet und sei dann verschwunden. Der Ritter aber, das war der heilige Wenzel selbst! Am 30. Mai wurde in Chrudim ein St. Wenzels-Verein eingeweiht, um 10 Uhr Vormittag bei dem St. Wenzels-Altare ein feierlicher Gottesdienst gehalten, vom Chor herab und von den Mitgliedern des Vereines das St. Wenzels-Lied gesungen. Abends war die Beseda beleuchtet; ein vom Maler Anderle gemaltes Transparent, zu beiden Seiten Fahnen in den Landesfarben, zeigte auf weißem Roße den heiligen Landes-Patron in die Stadt hinein galoppirend; Gruppen von Leuten wechselten den ganzen Abend vor dem Bilde: „Seht den heil. Wenzel, wie er jüngst an das Prager Thor gepocht hat daß es in der ganzen Stadt zu hören war!" *)

Von deutscher Seite wurden begreiflicherweise alle derlei Kundgebungen mit großem Mistrauen verfolgt, welchem Schicksale das Wenzels-Lied: Svatý Václave oroduj za nás selbst anheimfiel. So die Allg. Öst. Ztg. Nr. 126 (N. F. 36) vom 6. Mai F. M. über „die czechischen Söhne der Slava die noch zur Stunde im Kirchengebet singen: Vor der Pest, Herr, bewahre uns, vor den Türken und dem Deutschen"; wogegen A. B. (Anton Beck) in der Ab. Beil. z. Wr. Ztg. Nr. 37 vom 8. auftrat und den Angreifer aufforderte anzugeben, in welcher Kirche er dieses Gebet gehört, in welchem liturgischen Werke er es gelesen habe. Als hierauf ein L. L. in der Wr. Ztg. Nr. 130 vom 10. S. 624 mit der Berufung auf die Stelle replicirte:

vyžeň Němce	vertreibe die Deutschen
cizozemce	die Fremden

duplicirte Anton Beck ebenda Nr. 133 vom 13. unter dem Titel „Die Hymne an den h. Wenzeslaus": es sei zwar richtig daß sich in den Cancionalen des XV. und XVI. Jahrhunderts jene Stelle finde, deren Entstehung in die Zeit der erbitterten Kämpfe zwischen Böhmen und Deutschen falle; seit jener Zeit aber sei sie weder in ein Gesangbuch aufgenommen noch in einer Kirche gesungen worden.

In der Landeshauptstadt selbst warf das große Ereignis der ersten Juni-Woche, die Eröffnung des Slaven-Congresses, das Zusammenströmen so vieler vordem nie gesehener Gäste aus entfernten Ländern

*) Nár. Nov. Nr. 56 v. 10. Juni S. 224.

Digitized by Google

neuen Zündstoff in die aufgeregten Gemüther so daß es nur insgeheim wirkender Aufreizer und dann eines äußern Anlasses bedurfte um die lang verhaltene Gährung zum Ausbruch zu bringen. Am Pfingst-Sonntag, 11. Juni, las der gr. kath. Domherr Gregor Ginilewicz von Przemysl vor dem Haupt-Altar der Teyn-Kirche eine Messe nach griechischem Ritus, die in aller Ordnung ablief. Aber am Nachmittage wurde von den Studenten, erbittert über die Weigerung des Commandirenden Windisch-Grätz ihnen die verlangten Waffen und Kanonen auszufolgen, und ohne Frage aufgehetzt von verschiedenen Drängern, darunter polnischen Sendlingen, denen es darauf ankam einen Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht herbeizuführen, eine Volksversammlung im St. Wenzelsbade veranstaltet, bei welcher es an den heftigsten Reden nicht fehlte. Für den Tag darauf wurde eine kirchliche Feier auf dem Roßmarkt verabredet, ein Platz der darum gewählt wurde weil sich nicht weit von dem Standbild des h. Wenzel die Wohnung des Divisionärs EH. Karl Ferdinand und die Neustädter Hauptwache befand, was sich der aufgeregten Menge gegenüber als Popanz ausnutzen ließ. Die Messe fand in der That um 11 Uhr vormittags statt und wurde nach römisch-katholischem Ritus von dem ehemaligen Miletiner Pfarrer Johann Arnold gelesen*). Theilnehmer waren nicht wie neun Tage früher Mitglieder des Slaven-Congresses, sondern Studenten Nationalgarden Arbeiter, aber auch viel arbeitsscheues Gesindel. Mit den geheimen Absichten ihrer Veranstalter stand der Priester der sie las, einer der thätigsten, aber zugleich edelsten böhmischen Patrioten, nicht im entferntesten Zusammenhang, und eben so wenig mit den Auftritten die noch während der Messe durch allerhand Neckereien gegen die vor der Hauptwache in Parade aufgestellten Grenadiere begannen, sich darnach vor dem General-Commando fortsetzten und binnen wenig Stunden den größeren Theil der Stadt in ein verbarricadirtes Lager umwandelten. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen ergriff der Prager Erzbischof — er war kein Denis Affre! — eilends die Flucht; allein vor dem Reichsthore, so erzählte man sich in der Stadt, wurde sein Reisewagen von einem Studenten mit dem Gebote: „Marsch zurück!" abgewiesen, und

*) Horatius Cocles Die Prager Pfingstwoche (Gottlieb Haase Söhne) S. 8 Anm. Dieser Johann Arnold ist nicht zu verwechseln mit Emanuel Arnold, einem jüngeren Bruder Johann's, den ich im Jahrg. 1882 S. 107 f. und 1883 S. 130 fälschlich zu einem Geistlichen (P.) gemacht habe.

Digitized by Google

erst am nächsten Morgen sei er unter militairischer Bedeckung mit heiler Haut durch das Sandthor entkommen; er begab sich zu seinem Bruder Joseph, Kreishauptmann in Pisek. Dadurch befand sich die Stadt in dieser kritischen Zeit ohne Oberhirten, und Bakunin konnte ohne Widerspruch sein Haupt-Quartier im Refectorium des Prager Alumnats aufschlagen, wie denn überhaupt das Clementinum, aber auch das nahe Kreuzherren-Kloster die örtlichen Mittelpunkte des Aufstandes auf der Altstadt bildeten; auch mußten sie Speise und Trank liefern so weit ihr Vorrath langte, gleich den Wiener Stiftern und Klöstern zur Zeit der Mai-Barricaden. Wenn aber die geistlichen Bewohner jener beiden Gebäude aus diesem Anlasse von gewisser Seite thätiger Mitschuld an dem Aufstande geziehen wurden, so war dies eine ebenso alberne oder boshafte Erfindung, wie der ähnliche Verdacht der zur selben Zeit auf das wendische Seminar und dessen Präses geworfen wurde *). Für eine strafbare Betheiligung der Prager Geistlichkeit an den traurigen Pfingst-Ereignissen fehlt jedes beglaubigte Zeugnis, wohl aber sind Züge von gegentheiligem Charakter bekannt geworden. So von einer Deputation aus dem Bunzlauer und Bidschover Kreise welche am 16. Juni, den Pfarrer Karl Vinařický von Kovaň an der Spitze, ob dem Prager Schlosse mit der Bitte um schonende Behandlung ihrer Hauptstadt erschien, was derselben von dem LandesChef Grafen Leo Thun in beruhigender Weise zugesichert wurde **). Am 17. Juni bewegte sich aus der Teyn-Kirche ein Zug von Bürgern mit weißen Fahnen, in ihrer Mitte ein Priester mit dem Allerheiligsten, über den Platz und durch die umliegenden Straßen; ein Stadtverordneter in schwarzem Anzug mahnte die Leute mit ergreifenden Worten vom bewaffneten Widerstande abzulassen: „der Anblick dieser Gruppe ergriff jedermann; das Volk fiel auf die Knie und weinte Thränen der Reue und Zerknirschung im Anblick des Allerheiligsten" ***).

Die Auditoren des Fürsten Windisch-Grätz haben eine „weitverzweigte Verschwörung", die dem Aufstand zugrunde gelegen, zu entdecken geglaubt, und sind von der andern Seite wegen dieses „leeren Hirngespinstes" verlacht und gehöhnt worden. Die Einen wie die Andern hatten Recht und Unrecht. Daß die radicalen Elemente der Hauptstadt, geführt von einigen unter dem Banner des Slaven-Congresses herbei-

*) Jahrbuch 1884 S. 214.

**) Schopf VI S. 60, 8; Wortlaut der Adresse S. 118, CCLXXXVII.

***) Schopf VI S. 68, 7.

Digitized by Google

gekommenen Fremden, vor allem dem Russen Bakunin, es darauf angelegt hatten einen Losbruch herbeizuführen und daß für diese Zwecke ihre Sendschreiben und Sendboten, unter dem aufreizenden Vorgeben daß Prag in Gefahr sei, durch das Land flogen, das war eine Thatsache die kein Spott Karl Havlicek's und Genossen zu entkräften vermochte. Beweis dessen daß nicht blos aus der nächsten Umgebung der Hauptstadt bewaffnete Schaaren herbeieilten, sondern auch in vielen sehr entfernten Gegenden des Landes Zuzüge ausgerüstet wurden und sich auf den Weg machten oder dazu bereit waren. Diese Zuzüge wurden an manchen Orten mit einer ernsten Feierlichkeit eingeleitet, wie am 17. in Chrudim, wo für die in den Kampf „für Freiheit und König" ausziehenden Männer auf dem großen Platze bei der Statue nach dem Vorbilde von Prag eine Messe gelesen wurde; tiefste Ruhe und Andacht herrschte dabei, worauf unter Segenswünschen der Abschied von den Ausmarschierenden folgte. Das, wie gesagt, sind Thatsachen die sich nicht wegläugnen lassen.

Wenn aber die Prager Militair-Partei an die Spitze dieser „weitverzweigten Verschwörung" die ersten Männer des Landes gestellt meinte, wenn sie Palacký und selbst den friedsamen Stubengelehrten Šafařik vor das Kriegsgericht rufen wollte, Brauner mit einer gewissen Ostentation aufheben und auf die Burg führen ließ, den Fürsten Georg Lubomirski, den Busenfreund des Priesters Wenzel Štulc, ohne die Dazwischenkunft des Grafen Franz Thun jun. wohl gar erschossen hätte, so waren das Misgriffe der gröbsten Art. Denn es gehörte wahrhaftig keine besondere Überlegung dazu, um sich überzeugt zu halten daß denjenigen, welche die Notablen aller österreichischen Slaven-Stämme zur Berathung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten berufen hatten und nun zu ihrer großen Befriedigung in der Hauptstadt Böhmens versammelt sahen, kein ärgerer Streich gespielt werden konnte als durch einen gewaltsamen Losbruch dieses ihr eigenes Werk vernichtet zu sehen. In der That, so lächerlich die von der andern Seite aufgestellte Behauptung war, Windisch-Grätz habe, um der ihm verhaßten Freiheit einen Riegel vorzuschieben, durch seine Soldaten den Zusammenstoß herbeigeführt *), so hätte sie immer noch mehr Glaubwürdigkeit, weil Vernünftigkeit für sich, als die seitens der Prager Kriegsrichter erhobene Beschuldigung, die Führer des Slaven-Congresses hätten zum offenbaren Nachtheil desselben auf einen

*) Siehe z. B. Kopp Ereignisse der Pfingstwoche. (Prag 1848, Friedrich Kretzschmar) S. 39.

Digitized by Google

Aufstand hingearbeitet. Auch mußte ja Brauner bald wieder auf freien Fuß gesetzt werden, und ist überhaupt die Untersuchung nicht zu jenem Schluße gediehen, der den von der Militair-Partei gehegten Argwohn auch nur einigermaßen rechtfertigen konnte.

Ebenso grundlos war aber jene andere aus dem Schooße der deutsch-böhmischen Geistlichkeit hervorgegangene Unterstellung, welche die Prager Pfingst-Ereignisse mit der einige Wochen früher abgehaltenen Mai-Versammlung der Prager Priester *) in Zusammenhang brachte. Dort, sagten sie, sei zuerst jener Vorschlag der Einführung slavischen Gottesdienstes gemacht worden der sodann am 4. Juni vor dem Reiterbilde des heil. Wenzel in Vollzug gesetzt wurde; von jenem Auftreten Náhlovský's an habe man, um Gefallen in den Augen des frommen Volkes zu finden, bei allen ähnlichen Anlässen mit dem nationalen den religiösen Charakter herausgekehrt; von vielen Svornostern sei eine St. Wenzels-Münze am Halse getragen worden; durch die Straßen Prags habe man bei Aufzügen mit Vorliebe alt-slavische Kirchengesänge angestimmt; den fremden Priestern, den verheirateten Popen habe die clericale Anti-Cölibats-Partei besondere Aufmerksamkeit erwiesen und darauf gerechnet demnächst die „Frauen Popinen" in den Mauern der böhmischen Hauptstadt zu begrüßen. Ein Vierer-Ausschuß, hieß es weiter, bestehend aus dem „erz-radicalen" Cooperator Wiesinger, dem P. Štulc Redacteur des „Blahověst" und den evangelischen Predigern Růžička und Friedrich Wilhelm Košut, habe großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewonnen. Bei der slavischen Messe auf dem Roßmarkt hätten die Eingeweihten den Deutschen, dem katholischen Clerus so weit dieser nicht am Aufstande theilnehmen würde, und dem Adel den Tod geschworen; das St. Veits-Fest, ein Seitenstück zur Pariser Bartholomäus-Nacht, sei bestimmt worden die Schlächterei auszuführen und ein slavisches Reich zu verkünden mit dem Grafen Buquoy als König und dem Pater Štulc als Bischof. Als der Losbruch wirklich erfolgte, habe das Seminar einen Hauptsammelplatz der Aufständischen abgegeben; aus Klöstern sei verderbliches Feuer auf die Truppen unterhalten worden; viele Priester habe man im Kampfe mit gezücktem Schwerte an der Spitze der Aufrührer gesehen ... Es bedarf wohl keiner Worte um die Unwahrheit aller dieser Thatsachen darzuthun. Es ist ja längst erwiesen welch un-

*) Jahrg. 1884 S. 196—203.

Digitized by Google

sinnige Gerüchte über die Prager Pfingst-Ereignisse verbreitet und von Vielen steif und fest geglaubt wurden, Gerüchte die auch nach Wien ihren Weg fanden, wo u. a. eines Tages vor dem Sicherheits-Ausschusse Beschwerde gegen die böhmische Geistlichkeit erhoben wurde weil sie das Volk aufhetze und fanatisire; ein Priester in Budweis habe mit dem Schwerte an der Seite einen Kreuzzug gegen die gottlosen Deutschen gepredigt u. dgl. m. Einige der ausgesprengten Lügen sind von maßgebender Seite ausdrücklich als solche gebrandmarkt worden, so vom Hauptpfarrer am Teyn Wilhelm Gewinner, einem Deutschen, der eine Erklärung des Inhalts veröffentlichte: seiner Kirche sei von keiner Seite irgend ein Schaden oder eine Entheiligung zugegangen . . .

Was den Fürst-Erzbischof betraf, so hielt er sich selbst nach dem Aufstande von seiner Residenz fern, kam von Pisek nur auf einige Stunden nach Prag und ging von da auf sein Schloß Schwaz bei Teplitz. „Wir hätten den Oberhirten", ließ sich hierüber die Wr. Kirchen-Ztg. schreiben, „am liebsten in unserer Mitte und glauben auch daß er nirgends sicherer wäre, da das Hauptlager neben seiner Residenz aufgeschlagen ist. Auf eine bloße Villeggiatur ist bei dieser Zeit doch nicht zu denken".

Der Ausbruch des Aufruhrs in Prag am 12. Juni 1848. Auf Grundlage gerichtlicher Erhebungen dargestellt. 2 Bl. fol. Prag, Gottlieb Haase Söhne.

Blutige Scenen in Prag. Am 12. Juni. 2 Bl. 4°, Ludwig; 2 Aufl.

Wie der Teufel als Liguorianer dem Fürsten Windischgrätz in Prag eine ergebenste Visite macht; 1 Bl. fol. Fridrich: „Nun, Pater, wie seid ihr zufrieden mit mir?" ‚O köstlich, gnädigster durchlauchtigster Herr. Aber noch ist's nicht genug. Ein kleiner Streifzug mit Mord und Brand in das Land geleitet könnte nicht schaden' . . .

Wie es in Prag aussieht. Wr. Kirch. Ztg. Nr. 32 vom 13. Juni S. 127 f. Ebenda Nr. 36 v. 22. S. 144, Nr. 40 v. 1. Juli S. 159 f., Nr. 42 v. 6. S. 167 f. Der Berichterstatter P. Hermann Dichtl (s. Jahrg. 1884 S. 220, wo der Name fälschlich Distl, Diestel geschrieben ist) ließ sich die unglaublichsten Bären aufbinden, wovon oben im Text einige Proben gegeben wurden. Er berichtet allen Ernstes, es seien Kinder geviertheilt und die einzelnen Viertel aufgehangen worden. Ein böhmischer Priester habe öffentlich gepredigt, „daß die lieben Čechen die Deutschen dem Herrn opfern müßten." — P. Dichtl, ganz überzeugt die Mai-Versammlung und der Juni-Aufstand seien eins, trifft bei letzterem überall auf bolzanistischen Anhang und auf die versteckte Hand des „Anti-Coelibatus", der Miene gemacht habe „als wenn es heißt va banque" . . . Von demselben Correspondenten rührt auch die Angabe her, der Bürgermeister habe das Verlangen gestellt daß in der Kirche am Teyn slavischer Gottesdienst eingeführt werde;

Digitized by Google

allein der Hauptpfarrer habe sich dessen standhaft geweigert. — Ein Nachspiel zu den Kämpfen versichert er S. 167 f. selbst erlebt zu haben, und das dürfen wir ihm darum glauben. Aber gerade dieses Ereignis trägt einen ganz verschiedenen Charakter von den andern die er sich blos auf dem Wege von Gerüchten zutragen lassen. Sein Beruf, erzählt er, habe ihn an das Sterbebett eines „der feurigsten im Kampfe" geführt, der Reue und Leid erweckt und zuletzt gesagt habe: „Wir wollen ja nur das Gute, warum zeigt man uns es nicht? Warum sprechen die Priester nicht? Wir würden ja ihnen lieber als Anderen glauben! Warum flieht der Erzbischof wie ein Miethling als er den Wolf auf uns hereinstürzen sieht? Wenn wir wie eine zerstreute Heerde herumirren, so ist es gewiß nicht unsere Schuld!" . . .

In Schopf's sehr in's Einzelne gehender Schilderung der Prager Juni-Ereignisse (Volksbewegung in Böhmen VI. Heft) ist mir die einzige Mittheilung aufgestoßen daß „nach der Erzählung glaubwürdiger Personen" (S. 24 X) ein Franciscaner bei dem Barricaden-Bau der nahen Obstgasse eine Fahne ergriffen und die Leute zur Ausdauer im Kampfe angeeifert habe. Wem aber die maßlosen, nicht blos Uebertreibungen, sondern geradezu Lügen aus jener Zeit bekannt sind, die insgesammt unter dem Aushängeschild „glaubhafter Zeugenschaft", „verläßlichster Quelle" in die Öffentlichkeit geschleudert wurden, der wird von dem fahnenschwingenden Franciscaner kaum etwas anderes halten als von den im Text erwähnten schwertumgürteten Priestern.

In Folge der Beschießung der Prager Altstadt hatten einige Statuen der Karlsbrücke gelitten. So waren dem Standbilde des heil. Joseph, dann einem Engel zur Seite des heil. Norbert die Köpfe abgerissen worden, an welchen Umstand das Volk nachträglich eine Unglücks-Prophezeiung des blinden Jünglings knüpfte: „Wenn die Heiligen auf der steinernen Brücke die Köpfe verlieren, wird es in Prag blutige Tage geben". Aber noch bedeutsameres sollte kommen. Einige Leute, die am Morgen des 2. Juli über die Brücke gingen, glaubten die Statue des heil. Johann v. Nepomuk in geänderter Stellung zu finden: das Gesicht von der Alt- und Neustadt abgewandt und gegen die Kleinseite gerichtet. „Der Heilige", hieß es sogleich, „ist böse auf die aufrührerischen Städte. Er gibt der Altstadt sein Misfallen zu erkennen. Auf der Kleinseite wird es friedsam bleiben, mag es am andern Ufer noch so gräulich zugehen". Die Kunde verbreitete sich schnell durch alle Quartiere der Stadt, und nun gab es Tag für Tag ein Zuströmen von allen Seiten, ein Stehenbleiben und Ansammeln vor dem Standbild, ein Hinundwiderstreiten unter den Leuten: „Er steht wie er immer gestanden" — „Nein, er hat sich gedreht" — „Er hat sich nicht gedreht". Die klüger sein wollten meinten: der letzte Sturm habe die Strahlen des Heiligenscheines etwas

Digitized by Google

in andere Richtung gebracht; oder vielleicht eine Flintenkugel sei angeprallt; ja einige meinten die Soldaten hätten mit Absicht diese Rückung vorgenommen. Aber die Mehrzahl gab sich mit solchen Auslegungen nicht zufrieden; ja es gab solche die den Leuten in die Ohren flüsterten: „Auch im Sarg soll er sich umgedreht haben". Man sprach von öffentlichen Gebeten die veranstaltet, von Processionen die abgehalten werden müßten um den Heiligen zu versöhnen.

Wie sich der Johann v. Nepomuk auf der Moldau-Brücke mit dem Hintern gegen die Alt- und Neustadt umgekehrt hat, oder wunderbare und wahrhaftige Geschichte, welche sich am 2. Juli des Heils 1848 in Prag zugetragen hat; 1 Bl. fol. Klopf und Eurich. — S. auch Bohemia Nr. 106 vom 2. Juli. Laterne Nr. 5 S. 19. Der Prager Correspondent der Wr. K. Ztg. Nr. 48 vom 20. S. 192 glaubte steif und fest an das Wunder: „Das Factum ist so wenig zu läugnen als zu läugnen ist daß die Brücke selbst auf ihren unerschütterlichen Pfeilern ruht"; wolle man schon eine natürliche Ursache annehmen, so könne „höchstens die Erscheinung durch eine elektrische Kraft erklärt werden."

* * *

Was war es mit den Juden in dieser Zeit? Die Revolution hat ihre Lage nicht wesentlich geändert. Wo sie ihr neues gelobtes Land gefunden hatten, nämlich in den tonangebenden Kreisen von Wien, da genoßen sie dies jetzt mehr wie je. Wo sie vordem gedrückt und gehaßt wurden, da geschah es auch nachher und nahm der Widerwille gegen sie nicht ab, sondern zu.

„Die Begebenheiten des 15. und 18. Mai", ließ sich das Wiener „Central-Organ für Juden" schreiben, „sind weltgeschichtlich, und jedem der an den Weltereignissen nur einigermaßen theilnimmt bekannt"; Dr. Engel und andere hätten ihre Popularität aufs Spiel gesetzt um nur die aufgeregten Massen zu beruhigen; der Minister des Innern habe Goldmark, Unger, dem jungen Mannheimer ein Zeugnis ihres untadelhaften Benehmens ausgestellt ꝛc.*) Alle öffentlichen Gewalten standen im Dienste der Juden. Als in diesen Tagen ein anonymes Placat gegen die letzteren erschien, ließ das „Central-Comité der Nationalgarde zur Aufrechthaltung der Ordnung" eine vom Grafen Montecuccoli als Präsidenten unterzeichnete Kundmachung anschlagen, worin es derlei Ausfälle als gemeinschädlich brandmarkte; die Juden, hieß es

*) C. O. f. Juden Nr. 9 vom 28. Mai S. 128.

Digitized by Google

darin, seien „nur das Durchhaus zu den Häusern, zu dem Besitz, zu dem Eigenthum, zu dem Leben aller andern Bewohner der Residenz". Das Studenten-Comité bestand zum größeren Theile — wie einige wollten, zu zwei Dritttheilen — aus Juden: Frankl und Fleſch, Taujig und Tauſenau, Mannheimer, Bock, Kapper ꝛc. ꝛc. Als ſich am 2. Juni der Sicherheitsausſchuß conſtituirte wurde Fiſchhof Präſident; von den beiden Vice-Präſidenten war einer ausnahmsweiſe Chriſt, Hornboſtl; der andere war Karl Freund, Secretär der k. k. oberſten Hof-Poſtverwaltung in Wien. War es zu wundern wenn man von einer „Juden-Oligarchie" in Wien ſprach, der ſelbſt das Miniſterium ſeinen Tribut zolle? Eines Tages — ſo erzählte das wohlunterrichtete Central-Organ für Juden Nr. 18 vom 11. Juli S. 209 — bat Pillersdorff den Präſes des Sicherheitsausſchuſſes, der ſich von einem oder zwei Collegen begleiten laſſen möge, „in Amtsangelegenheiten" zu ſich und legte ihm die Frage vor ob: der Ausſchuß verlange daß er abdanke? Fiſchhof ſtellte ihm, „um das Miniſterium und das liberale Princip zugleich zu retten", zwei Bedingungen: directe Wahlen ohne Cenſus und die Abſetzung des Grafen Leo Thun.

Triumfbogen jüdiſcher Nation. Geſetzt von G. E. Haas. 1 Bl. fol. M. Lell: „Ich war eines Tages im Club der Volksfreunde als dieſer noch ſein Lager bei der „Kaiſerin von Oeſterreich" aufgeſchlagen hatte: ich glaubte das gute Barebone-Parlament vor mir zu haben, ſo viele Iſaak Jakob Amon und Ephraim ſah ich vor mir. Angefangen von Dr. Tauſenau bis zum Dr. Goldmark lauter Juden und nichts als Juden . . . Es war an dem Tag da Pillersdorff ein Vertrauens-Votum empfing, den dieſelben Juden ein paar Wochen ſpäter wieder ſtürzten". Beim Anblick des Studenten-Comité habe er ſich gewundert, „daß man nicht die Frage aufgeworfen, ob nicht lieber hebräiſch ſtatt deutſch zu debattiren ſei".

Das im Text erwähnte anonyme Placat ſoll am 19., die Kundmachung des Grafen Montecuccoli am 20. Mai erſchienen ſein; der Wortlaut der letzteren iſt abgedruckt im Centr. O. Nr. 9 vom 28. Mai S. 128. In meiner Sammlung findet ſich nichts dergleichen unter den genannten Tageszahlen, die daher vergriffen ſein müßen.

Das gerade Widerſpiel der Stellung der Juden in Wien war ihre Lage in Prag und im Königreiche überhaupt; denn hier war und blieb ſie eine gedrückte. „Den Vorwurf der Zudringlichkeit und Vorlautigkeit" ſo ließ ſich eine zeitgenöſſiſche Stimme aus ihrer Mitte vernehmen, „kann man den hieſigen Juden nicht machen"; im National-Ausſchuße verhielten ſich die jüdiſchen Mitglieder mäuschenſtill „und ſelbſt in der

Digitized by Google

Journalistik sind sie höchst schweigsam" *). Wenn es in Prag einen Krawall gab hatten die Juden und die Judenstadt jedesmal zu zittern. So bei den wiederholten Unruhen der Kattun-Drucker, die in dieser erwerblosen Zeit von ihren Arbeitsgebern, fast durchaus jüdischen Firmen, Fortbezahlung des Lohnes und Abschaffung der Maschinen verlangten, auch wohl besondere Gaben von 200, 300, 400 fl. von ihnen erpreßten. Manche der Fabriksherren brachten in der That große Opfer, ließen weiter arbeiten und speicherten Massen erzeugter Waaren, für die sich keine Aussicht von Absatz bot, in ihren Lagern auf, ohne doch ihre seit Jahren störrischen Drucker zur Ruhe bringen zu können. Am 10. Juni gab es Ansammlungen vor dem Altstädter Rathhause, wobei Juden die den Aufstandslustigen in den Wurf kamen allerhand Schimpf und Unglimpf erfuhren. Der Bürgermeister und das Stadtverordneten-Collegium nahmen die Fabricanten in Schutz und verwiesen die Drucker warnend zur Ruhe**); allein wer konnte in dieser vielbedrohten Zeit auf stramme Durchführung erlassener Gebote zählen? L. Eppstein löste seine Fabrik auf und zog sich mit seiner Familie von Prag fort. „Wenn die Behörden nicht bald die Augen öffnen", ließ sich der Pester „Ungar" (Nr. 139 vom 14. Juni S. 1110) aus Prag schreiben, „über das furchtbare Unheil das der ganzen böhmischen Industrie und mit ihr tausenden redlicher Familien, deren Loos ohnehin ein sehr beklagenswerthes war, nach und nach immer näher droht, wenn sie nicht bald mit aller Energie einschreiten, scheint auch den andern Fabriks-Besitzern kein anderer Ausweg übrig zu bleiben" ***).

Mit Ausnahme der „Concordia" hatte keine Abtheilung der Prager Volkswehr Juden in ihren Reihen geduldet, worüber von einzelnen ihrer Glaubensgenossen bittere Klage geführt wurde†). Als aber die blutigen Pfingst-Ereignisse hereinbrachen, da kehrte sich das Verhältnis um: die Juden waren glücklich sich in ihr Ghetto zurückziehen und dort ver-

*) C.-C. f. Juden S. 179 Prag 11. Juni.

**) Schopf V S. 89 f. Allg. Oe. Ztg. Nr. 164 S. 789.

***) Vergl. Humorist Nr. 134 vom 5. Juni S. 556: „Aus Prag geht uns die bestimmte Nachricht zu daß eine große Anzahl zum Theil sehr vermögender jüdischer Familien, durch die confessionalen und sprachlichen Reibungen bewogen, den Entschuß gefaßt hat nach America auszuwandern und diesen Entschluß schon im Laufe des nächsten Monats zur Ausführung zu bringen gedenkt".

†) Bohemia Extra-Nr. 13 vom 10. Juni Beil. S. 2 „Frage" von S. M. W.

Digitized by Google

rammeln zu können*), während die Aufständischen wiederholt in die Judenstadt sandten und die Bewohner zur bewaffneten Theilnahme am Kampfe und zum Bau von Barricaden, von denen die Altstadt vollgepfropft war, aufforderten. Die Juden widerstrebten lang weil sie nicht ohne Grund ihren früheren Verfolgern mistrauten; erst am dritten Tage des Kampfes fanden sie sich „nach vielem Drängen" herbei in ihrem Stadttheile zwei Barricaden zu errichten. Aehnliches mochte auch an andern Orten im Lande vorgefallen sein. In Kolin z. B. wurden den Juden Waffen gegeben und von ihnen gefordert am bewaffneten Zuzug nach Prag theilzunehmen; die Sache kam ihnen sehr ungelegen, aber bei 30 ließen sich zuletzt doch herbei dem Aufgebot zu folgen. Ob einige von diesen bei der Běchovicer Metzelei am 17. zu Schaden kamen, ist nicht bekannt geworden; es scheint nicht der Fall gewesen zu sein, weil sonst die Judenschaft mehr Lärm darüber geschlagen haben würde. Im Gegentheil kamen die Juden nachderhand in den Verdacht Anzeiger abgegeben zu haben, was das einträchtige Verhältnis, das bis dahin in Kolin zwischen Christen und Juden bestanden hatte, nun in sein Gegentheil umwandelte, so daß die Juden, um sich nicht täglichen Insulten auszusetzen, aus den Reihen der Nationalgarde traten**).

Den Prager Juden wurde in den Pfingsttagen kein Haar gekrümmt; was Wiener Flugblätter darüber haarsträubendes berichteten war einfach erfunden. Die Furcht unter den Juden war allerdings groß; aber dies war bei der übrigen Bevölkerung, soweit sie nicht am Straßenkampfe theilnahm, nicht minder der Fall; was fliehen konnte floh, Jud und Christ, die einen wie die andern nicht selten unter Lebensgefahr. Ebensowenig vergriff sich der Aufstand am Eigenthum der Juden; im Gegentheil an jüdischen Kaufmannsthüren las man die Worte: „Svatá majetnost každého, ať žid nebo křesťan — Heilig das Eigenthum eines jeden, sei er Jude oder Christ!" Trotzdem waren auch in dieser Hinsicht die lächerlichsten Gerüchte im Umlauf: es sei bei dem Aufstande auf den Adel, auf die Deutschen und auf die Juden abgesehen gewesen; sie sollten theils ermordet theils aus dem Lande — die Juden mit 3 fl. C.-M. Zehrgeld auf den Kopf — gejagt, das Vermögen der Adeligen

*) C.-O. f. Juden S. 168: „Man war so innig überzeugt daß die Judenstadt im Nothfalle aufs tapferste gegen jede Plünderung vertheidigt werden würde, daß sich viele Christen, besonders Geistliche, hineingeflüchtet" (!?!)

**) Ebenda Nr. 17 vom 11. Juni S. 210: A. S. Kolin im Juni 1848.

Digitized by Google

den Bürgern, das der Deutschen den Mitgliedern der Svornoſt zugeſprochen, das der Juden dem Pöbel preisgegeben werden u. dgl. m. Es iſt auch gar nicht daran zu zweifeln daß die meiſten jener Schreckensbotſchaften, von denen alle deutſchen Zeitungen jenſeits der Gränzen Böhmens ſtrotzten, die Augsburgerin an der Spitze, von jüdiſchen Feiglingen oder Prahlhänſen ausgegangen ſind. Die Folge davon war erneuerte Anfeindung der Juden, die man jetzt beſchuldigte ſie hätten den Soldaten Blei und Pulver zugeſchmuggelt; es gab „Flamänder" — die Prager Seitenſtücke zu den Wiener „Kappelbuben" — die darauf ſchwören wollten ſie hätten die Brodlaibe geſehen, in denen die Munition verhüllt wurde.

Wohl gab es unter den böhmiſchen Juden ſolche die in richtiger Erkenntnis ihrer Lage ſich von dem Beſtreben beſeelt zeigten das Heimatsgefühl zu pflegen und dadurch eine aufrichtige Annäherung an die Nationalen anzubahnen. Möchte doch, ließ ſich M. Teller vernehmen, auch der Jude im Lande mit Rubes ausrufen können: „Já jsem Čech, a kdo je více, slyšet ať se dá — Ich bin ein Böhme, und wer es mehr, der laſſe ſich vernehmen!" Leider zählten Erſcheinungen ſolcher Art zu den Seltenheiten, und glich ihre Mahnung jener des Rufenden in der Wüſte.

Im Intereſſe der jüdiſchen Einwohner Böhmens. Jungbunzlau den 28. Juni 1848. Von David Mendl. C. O. f. Juden Nr. 15. v. 6. Juli S. 194—196. Am 11. Juni, alſo am Tage vor dem Losbruch, und ſelbſtverſtändlich außer allem und jedem Zuſammenhang mit demſelben, fand im ſ. g. jüdiſch-böhmiſchen Landhauſe zu Prag eine Verſammlung von 36 Männern aus verſchiedenen Gegenden des Landes ſtatt, die einen Aufruf an die geſammte Judenſchaft des Landes beſchloß; es ſollte ein Comité, gebildet aus zwei Vertrauensmännern aus jedem der 16 Kreiſe Böhmens und den Vertretern der Hauptſtadt, am 5. Juli zuſammentreten, dasſelbe die allgemeinen Angelegenheiten berathen, Schritte zur Förderung derſelben thun u. dgl. Über das Verhältnis der Prager Judenſchaft zu jener des offenen Landes wurde geſtritten und ſcheint darüber die ganze Sache in die Brüche gegangen zu ſein. Mendl ſprach ſich entſchieden gegen die von den Pragern beanſpruchte Hegemonie aus.

Trauerblatt. Neueſte Nachrichten aus Prag. Schreckliches Schickſal der Prager Juden oder Überfall und Plünderung der Judenſtadt, 13. Juni in der Nacht. 2 Bl. 4°, Joſ. Ludwig; 2 Aufl.

Die Prager Judengemeinde im Jahre 48. C. O. f. Juden Nr. 16 v. 9. Juli. Der Verfaſſer S. H. (ohne Zweifel: Simon Hock) wirft dabei einen Rückblick auf die Jahre 1648 und 1748, die gleich 1848 den Prager Juden ungünſtig geweſen ſeien.

Digitized by Google

Toleranz der Čechen von M. Teller; C. O. f. Juden Nr. 22 v. 30. Juli S. 238—241: „O könnte ich in tausend und aber tausend Exemplaren die vor mir liegende Brochüre „Český lev“ unter das Volk vertheilen und vorzüglich die Worte S. 31 in die Herzen des Volkes eingraben: ‚Hochgesinnt ist der böhmische Löwe, denn er will daß auch der Nicht-Katholische gleich den Söhnen der katholischen Kirche sich freuen könne gleicher Rechte der Freiheit und des Glaubens‘“.

In Ungarn gab es im Mai Wiederholungen jener Auftritte die im März und April in so vielen Städten vorgefallen waren, oder doch Anläufe dazu. In Pest entstanden zeitweise Gerüchte daß es von neuem gegen die Juden losgehen solle; es geschah aber nichts bedeutenderes. Dagegen erhielt die ungarische Hauptstadt, gleich jener des Kaiserstaates, ihren — Heinrich Spitzer. „Das erste Opfer der gräulichen Ofener Blutnacht“, wo des Commandirenden FML. Baron Lederer Grenadiere die ungebetenen Katzen-Musikanten mit blanker Waffe auseinander trieben, war ein Jude, Mediciner im dritten Jahre, Sohn des Notars Burger aus Großwardein; er starb um den 27. Mai und wurde am 29. begraben*). Um dieselbe Zeit gab es in Presburg einen Auflauf, den die Unvorsichtigkeit des Sohnes eines jüdischen Großhändlers aus Pest hervorrief. Derselbe, mit einer Wiener National-Kappe auf dem Haupte, war am 29. vormittags von dem Dampfschiff „Nádor“ an's Land gestiegen und begann dem ihn umdrängenden Haufen von den Wiener Ereignissen des 26. und 27., von der Einmüthigkeit zwischen Bürgern und Studenten, von den tapferen Barricaden-Vertheidigern zu erzählen. Er war in der Verlesung des Placates „Was wir wollen“ begriffen, als er von zwei Advocaten Dr. Reinhard und Grohmann gefaßt und unter dem Jubel derselben Menge, die ihm eben erst begierig gelauscht hatte, unter fortwährendem Geschimpf und Drohungen in die Stadt geführt wurde; um Mittagszeit wurde über ihn „Standrecht“ gehalten das ihn „nicht-schuldig“ erklärte und auf der Stelle freiließ, was nicht hinderte daß nachderhand der Vorfall seitens der Juden zu Ungunsten der Presburger Behörden auf das unverschämteste aufgebauscht wurde. Für die Pfingsttage waren sowohl in Presburg als in Pest neue Juden-Krawalle angesagt. Doch verlief die Zeit in Presburg ganz ruhig. Das Gebäude der Todesco'schen Stiftung stand noch immer als Ruine da, indessen hatte man für die

*) Klein's Ungar Nr. 129 v. 31. Mai S. 1030; Presb. Ztg. Nr. 69 vom 5. Juni S. 526.

Digitized by Google

Schule andere Räumlichkeiten frei gemacht wo der Unterricht seinen regelmäßigen Fortgang nahm. Viele Juden wohnten wieder in der Christen-Stadt, nachdem sie von ihrer Gemeinde ein Zeugnis und vom Magistrate den Erlaubnisschein dazu erhalten hatten. Die Untersuchung über die Oster-Vorfälle war beendet, einige Hauptstänker hatte man auf die Festung geschickt, Herr v. Tarnóczy rüstete sich zur Abreise. Auch in Pest erfüllte sich die Drohung neuer Juden-Verfolgung nicht. Dagegen fand in der Nacht vom Pfingst-Sonntag auf den Montag, 11. 12. Juni, also einen Monat und einen Tag nach der nächtlichen Schlägerei vor der Wohnung des Commandirenden in Ofen, ein Zusammenstoß zwischen italienischen Soldaten vom Regiment Ceccopieri Nr. 23 und Freiwilligen der mobilen Nationalgarde in der großen Invalidenhaus-Caserne statt der einen blutigen Verlauf nahm, mehrere Verwundungen und einige Tödtungen zur Folge hatte. Letztere traf auch einen jüdischen Freiwilligen namens Tauber aus Gran, dessen Leiche am 13. feierlich zur Erde bestattet wurde; der Ober-Rabbiner L. Schwab hielt eine deutsche, der Rabbiner Löw aus Pápa eine ungarische Rede an dem Sarge eines Jünglings, „dem es nicht vergönnt war das schöne Loos, wonach Du hienieden getrachtet, das Loos für des Vaterlandes Ruhm und Wohlfahrt zu kämpfen und zu fallen."

Denn schon hatten die Juden Ungarns den klügern Theil erwählt: die Sache ihrer bisherigen Verfolger und Unterdrücker zu der ihrigen zu machen. Sie ersahen nur zu bald nicht blos ihre größere Sicherheit sondern auch ihren größeren Vortheil darin, wenn sie sich auf die Seite der Revolution, oder wie es damals hieß: des bedrohten Vaterlandes warfen, und gewiß wurde nichts unterlassen was die von diesem und jenem aus ihrer Mitte gebrachten Opfer zur öffentlichen Kenntnis und Geltung bringen konnte: wie „ein junger Israelit" eine Erbschaft von 10.000 fl. angetreten, aber sich gleichwohl in die Reihen der Freischaaren gestellt und die Summe, falls er binnen drei Jahren stürbe, dem Lande vermacht*); wie der Huthändler Mai in Pest auf eigene Kosten zwei Mann Nationalgarde ausgerüstet und sich auf drei Jahre verpflichtet ihnen Montur Löhnung und Brod zu leisten; wie die Pester Judengemeinde 50.000 fl. für patriotische Zwecke gespendet habe u. dgl. m. Dabei benützten ihre Organe jeden Anlaß den Magyaren als dem herrschenden

*) Stiria vom 3. Juni S. 270 aus dem „Pester Spiegel".

Digitized by Google

Stamme zu schmeicheln und wider deren Gegner, besonders die Slaven zu hetzen. In Pápa, in Groß-Kanisza u. a. stellen sich 110 Juden zum Kampfe gegen die Kroaten*). In Tyrnau melden sich 14 Juden-Jünglinge gegen die Slovaken und werden mit Eljen-Rufen angenommen; es treffen zwar die Presburger Freiwilligen ein die sich weigern in's Feld zu ziehen wenn ein Jude in ihre Reihen trete; allein dafür kommen über 130 Freiwillige aus Neutra, an deren Spitze der Vorsteher der Juden-Gemeinde Gerstel, ebenso andere aus Neustadtl a. d. W. ꝛc. „Die Harschele", sagte ein Bürger, „haben uns sehr gute Dienste geleistet, sowohl durch ihre genaue Kenntnis der Gegend als durch ihre geschickten Scharfschützen." Dafür lobte sich denn Israel die Magyaren. „Es ist eine auffallende Erscheinung", schrieb der „Ungar" Nr. 133 S. 1060, „daß die Judenverfolgungen gerade in jenen Städten und Ortschaften sich in mehr oder minder roher Weise kundgaben, in denen die deutsche oder slavische Bewohnerschaft die Mehrzahl bildet, während die rein ungarischen Ortschaften nicht nur keinerlei Antipathie, sondern viele Sympathie für die Juden zu erkennen geben." Als Beweise dieser Sympathie wurde dann auf das genaueste registrirt: daß in Sátoralja-Ujhely, in Lugos, hier durch das besondere Verdienst des Vice-Gespans Christoph v. Jakabffy, in Kaschau auf den mit großer Majorität angenommenen Antrag eines Stadtverordneten, die Juden der Nationalgarde eingereiht wurden; daß im Torontaler Comitat der Kaufmann Hermann Gutmann mit 1400 Stimmen zum Gerichtstafelbeisitzer, in vielen Orten der Szabolcser Gespanschaft Juden zu Geschwornen, in Oros sogar ein armer Jude Lisser zum Geschwornen und Gemeinde-Cassier gewählt worden ꝛc.**)

Allein trotz dieser Errungenschaften im Einzelnen sah sich die ungarische Judenschaft noch weit von dem Ziele auf das sie mit vollen Segeln lossteuerte, für das sich aber außerhalb ihrer Kreise niemand begeistern wollte. Ein Stück von Emanuel Kohn und Heinrich Mengold „Censor und Literat, zeitgemäßes Schauspiel in einem Acte", worin die Emancipations-Frage stark in den Vordergrund gedrängt

*) C. O. f. Juden Nr. 18 vom 14. Juli S. 218.

**) Hiebei ist jedoch zu bewerken daß 1848 Lugos eine fast ausschließlich deutsch-rumänische, Kaschau eine vorwiegend deutsch-slavische Stadt waren und im Torontaler Comitat die Magyaren in verschwindender Minorität waren, daher diese Punkte eben nicht als Beispiele des judenfreundlichen Magyarenthums angeführt werden konnten.

Digitized by Google

wurde, fand beim christlichen Publicum entschieden kühle Aufnahme, 31. Mai. Von einer Zurücknahme der Pester Ausnahmsmaßregeln vom 22. April*) war nicht die Rede. Man schien im Gegentheil die dort anbefohlene Conscription allen Ernstes durchführen zu wollen; alle unverheirateten Juden die sich über keinen Erwerb auszuweisen vermöchten sollten sogleich aus der Stadt, solche die sich die Landes-Zuständigkeit nicht zu verschaffen wüßten binnen drei Monaten in ihre Heimat zurückgewiesen werden ꝛc. Klein's „Ungar" (Nr. 150 S. 1203) vermerkte es der Regierung sehr übel daß in den amtlichen Kundmachungen des „Közlöny", z. B. bei Concursen, das mosaische Religions-Bekenntnis in so herausfordernder Weise betont werde: „der Jude A.", „der Israelite B."; daß für eine Aerarial-Licitation in der Marmaros der ausdrückliche Beisatz gemacht worden: „Juden sind ausgeschlossen"; daß in den neuen Zunftverordnungen die Juden gar nicht erwähnt würden u. dgl. m. Der Pester Reichstag selbst war einer unbedingten Emancipation der Juden so wenig günstig, daß sich von dessen neun Sectionen nur drei dafür aussprachen, die sechs anderen dagegen verlangten daß zuvörderst ein Ansiedelungs- und Naturalisirungs-Gesetz zustande komme; auch solle sich die Regierung wegen Durchführung socialer und nationaler Reformen im Judenthum mit intelligenten Vertretern desselben ins Einvernehmen setzen. Letzteres hatte die Bildung des „Central-Reform-Vereines der ungarischen Israeliten", 8. Juli, zur Folge.

Auch ein erfreuliches Bild aus Ungarn. C. O. s. Juden Nr. 9 v. 28. Mai S. 129. Von einer beabsichtigten Juden-Verfolgung in Szerdahely auf der Insel Schütt, die durch das entschiedene Auftreten des Richters Zeilig und des Stuhlrichters im Keim erstickt wurde.

Öffentlicher Dank der Juden von Groß-Tapolcsány. Presb. Ztg. Nr. 68 S. 524. Daß sie von Verfolgungen verschont geblieben rechneten sie den Officieren von Franz-Joseph-Dragonern, an deren Spitze dem Obristen Joseph Ritter Gutjahr v. Helmhof, der jedem Juden zu dessen Sicherheit einen Soldaten in's Haus gegeben, dem Stadtrichter Krajcsovics, dem Dechant und Stadtpfarrer Vincenz v. Kubicza sowie der Nationalgarde dankend an.

Über die Presburger Vorgänge am 27. Mai s. Constitution Nr. 65 v. 9. Juni S. 802 f. Die den Verhafteten begleitende Menge habe bei jedem Blocke an dem man vorüberkam gerufen: „Schau Jud, das wird dein Galgen". Vor dem Rathhause angelangt habe der substituirte Stadthauptmann Becsera die Leute beschwichtigt: „Meine Herren, heute hängen wir ihn nicht, aber morgen werden wir das

*) Jahrbuch 1883 S. 159–164.

Digitized by Google

Glück haben ihn baumeln zu sehen"; und als dann der Freispruch erfolgte: „Es ist ein Verdruß, daß die Stadtrichter nicht haben d'rein beißen wollen; wir hätten die beste Gelegenheit gehabt einen hängen zu sehen!"

Veröffentlichung des Ministers des Innern (um den 8. Juni, Janotyckh Archiv I Z. 251 S. 215) über die „für die Bedürfnisse des Vaterlandes" gespendeten Gaben; darunter seitens der Pester Israeliten 1. 50.000 fl. C. M. als Anleihe an den Staat auf ein Jahr; 2. in derselben Weise das Silber ihres heiligen Vereines im Gewichte von 1093 Loth, sowie 3. jenes der Pester Bethäuser im Gewichte von 856 Loth; 4. die auf dem Wege der Subscription eingegangene Summe von 7485 fl. 50 C. M. nebst Silbergeschenken im Gewichte von 455 Loth.

Die Juden in Ungarn betreffend: Auszug aus dem Buda-Pester Abendblatte der Patriot; Antwort auf Ludwig Kossuth's Rede gehalten am 11. Mai zu Pest (Unterzeichnet Moor); 1 Bl. fol. Jos. Ludwig. „Ein Wort von Ihnen ... und 200.000 Menschen erstehen aus dem Tode der Knechtschaft zum Leben der Freiheit. Sprechen Sie dieses Wort und die Fesseln der Juden zerschmelzen vor dem Hauch Ihres Flammengeistes". Zum Schluß mit gesperrter Schrift: „Die Juden müßen frei sein ehe Sie in den Kampf ziehen!!!"

Über den Raufhandel zwischen Militair und Freiwilligen in der Nacht vom 11. zum 12. Juni s. Ungar Nr. 139 vom 14., Nr. 141 vom 16. Juni S. 1122 f., wo aber manches übertrieben zu sein scheint; als gefallen werden angeführt: 1 Officier (Oberl. Baron Joseph Maaßburg), 3 Soldaten, 2 Freiwillige; als verwundet: 1 Officier (Lieut. Galovics ?), 8 Soldaten, 5 Freiwillige. S. auch A. A. Ztg. Nr. 169 vom 17. Juni S. 2693 f. und Horváth's Gesch. d. ung. Unabhängigkeitskampfes I S. 196, nach welch letzterm von ungarischer Seite 3 Officiere und 4 oder 5 Gemeine fielen. — Der „Ungar" vom 16. und C. O. f. Juden Nr. 13 vom 24. S. 179 f. brachten den Wortlaut der von Schwab gehaltenen Rede, zu deren Text er sich die Bibelstelle nahm: „Wie man fällt von Söhnen der Tücke, so bist Du gefallen"; Sam. II 3, 34.

Wo sich die Juden die Stimmung der Bevölkerung nicht genug zu loben wußten, das war Galizien. Das Gränzstädtchen Biala war vielleicht das einzige im Lande das ein Beispiel von Unduldsamkeit gab, so daß die dortigen Juden, meist Handwerker und Tucharbeiter, einer Einladung des jenseitigen Städtchens Bielitz folgten, mit Sack und Pack dahin übersiedelten und trotz der vortheilhaften Anträge, durch welche sie die Gutsbesitzerin von Biala zur Rückkehr bewegen wollte, bei ihrer neuen Ansiedlung blieben*). Sonst hatten die „alt-testamentarischen

*) Wr. Ab. Ztg. Nr. 43 vom 15. Mai S. 180.

Polen", die „Polen israelitischen Glaubensbekenntnisses" allerorts nur erfreuliches zu berichten. Fast überall wo sich Nationalgarden bildeten traten die Juden in deren Reihen und brachten es dabei nicht selten zu höheren Stellen. So wurden in Zolkiew von beiläufig hundert jüdischen Volkswehrmännern unter Mitwirkung der Christen 1 zum Ober-Lieutenant, 1 zum Feldwebel, 2 zu Corporälen gewählt, während Kreis-Commissäre und Verwaltungsbeamte als Gemeine dienten; in Andrychau Wadowicer Kreises, einem wegen seiner Toleranz jüdischerseits vorzüglich gepriesenen Orte*), wurden Israeliten in die Rada narodowa berufen u. dgl. m. „Die Stimmung der christlichen Bevölkerung", schrieb man aus Lemberg, „ist fortwährend hier wie im ganzen Lande die günstigste. Der jüdische Student hört nie ein judenfeindliches Wort von einem seiner Collegen." Auch der halbamtlichen polnischen und deutschen Zeitung müße man das Lob nachsagen daß sie allen zu Gunsten der Juden lautenden Berichten ihre Spalten öffne, von den Verfolgungen dagegen die sie in andern Ländern erleiden nichts melde**). Am 12. Juni abends veranlaßten in Brody einige vollgetrunkene Soldaten einen Auflauf und machten dabei von ihrer Waffe Gebrauch, so daß ein Christ und ein Jude todt auf dem Platze blieben; an einem Tage darauf fand erst das Leichenbegängnis des einen, an dem folgenden Tage das des andern statt, und die Betheiligung der Juden an der Todtenfeier des Christen war eben so lebhaft und innig als die der Christen an der des Juden***). Als ein Galanteriewaaren-Händler in Lemberg die Carricatur eines jüdischen Nationalgardisten in seiner Auslage blicken ließ entstand ein Auflauf, die Fenster wurden ihm eingeschlagen, er mußte sein Gewölbe schließen und durfte es erst wieder öffnen nachdem er den Juden Abbitte geleistet†). Bei den Wahlen für den galizischen Landtag, der am 26. April eröffnet werden sollte, traf mehr als einen Juden die Stimmenmehrheit; so in Lemberg wo unter zwölf Abgeordneten zwei Juden waren, Meier Mises und Nathan Sokal, in Brody Meier Kallir,

*) C. O. s. Juden Nr. 22 v. 30. Juli S. 243 f. Unterzeichnet Sam. Weiß.

**) Ebenda Nr. 13 vom 24. Juni S. 183.

***) Ebenda S. 180 f. 244. An gegenseitigen Beschuldigungen, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, fehlte es nicht. Von der einen Seite wurde behauptet, die Juden hätten das Militair durch Steinwürfe gereizt; von der andern wurde alle Schuld den Soldaten zugeschoben, über ein „parteiisch geführtes Verhör" geklagt; „der meuchelmörderische Officier sitzt ruhig in Zloczow" u. dgl. m.

†) Ebenda Nr. 12 vom 17. Juni S. 170.

Digitized by Google

in Kolomea der jüdische Stadtarzt Roseneck. Als dann der Landtag in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht zu Stande kam setzte Graf Stadion einen Ausschuß zur Berathung der kirchlichen Angelegenheiten zusammen und berief in denselben die Bischöfe des Landes, Abgeordnete der Dom-Capitel, den Superintendenten A. C. Adolf Theodor Haase und den Kreis-Rabbiner Abraham Kohn*).

Wenn es confessionalen Unfrieden in Galizien gab — was wohl auch in den Ländern der böhmischen Krone vorkam, doch in beiweitem minderen Grade — so war es unter den Juden selbst, wo sich die Altglauber oder Orthodoxen und die Reform-Juden mit jedem Tage schroffer entgegenstanden. Denn während die letzteren das Erscheinen der Verfassung vom 25. April, von der sie unmittelbare Aufhebung aller Ungleichheiten in der Besteuerung erwarteten, mit Freude begrüßten, erblickten die ersteren darin das Fallen aller heilsamen Schranken zum Schutze des Glaubens und der Gebräuche ihrer Väter. An der Spitze der Lemberger Reformer stand der Kreis-Rabbiner Abraham Kohn, an der Spitze der Lemberger Orthodoxen der reiche Herz Bernstein, der mit Hersch Ornstein und andern vermöglichen Mitgliedern der Gemeinde einen großen Theil des armen unwissenden Pöbels auf seiner Seite hatte und sich dabei verschwor, wenn er ans Ruder käme, den Tempel der Reformer der Regierung als Cavalerie-Stall zur Verfügung zu stellen. Das nächste Ziel der Reformer, schon um des schweren Steuerdruckes willen, ging auf Aufhebung des Fleisch- und Lichteranzündungs-Aufschlags, den sie mit der neuen Verfassung und der darin ausgedrückten Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze unvereinbar erklärten; auch heiße es ja in einem Ministerial-Erlasse vom 3. Mai ausdrücklich, daß alle früheren gesetzlichen Bestimmungen, dafern sie mit den allgemein festgestellten Grundsätzen der Verfassung im Widerspruche stehen, als aufgehoben zu betrachten seien. Allein der Landes-Gouverneur war anderer Ansicht. Als eine Deputation des Vorstandes der jüdischen Gemeinde in dieser Angelegenheit vor ihm erschien trumpfte er sie mit dem argumentum ad hominem ab: „Meine Herren, fassen Sie die Gleichheit vor dem Gesetze etwa so auf daß, wenn ich Wein und Sie Bier trinken, wir beide gleich zahlen sollen? Wenn es Ihnen beliebt Koscherfleisch zu essen müßen Sie sich die darauf gelegte Gebühr gefallen lassen." **) In diesem

*) C. O. f. Juden S. 143, 181.

**) Ebenda Nr. 12 vom 17. Juni S. 170.

Digitized by Google

Sinne erfloß auch die Entscheidung des Zloczower Kreisamtes an die Judengemeinde von Brody mit dem Beisatze, die Regierung würde „im Weigerungsfalle die ganze Strenge des Gesetzes in Anwendung bringen müßen", 10. Mai*).

Ende Mai oder zu Anfang Juni kam es darüber im Kazimierz, dem Juden-Viertel von Krakau, unter den Juden selbst zu einem argen Auftritt. Das ärmere Volk erklärte seinem „Kahal" in Form einer Petition daß es seinen Fleischbedarf, wenn die Taxe nicht auf ein billiges Maß herabgesetzt werde — der Christ zahlte sein gewöhnliches Fleisch mit 14, der Jude sein koscheres mit 22 gr. polsk. für das Pfund —, nicht von dem Fleischpächter des Kazimierz, sondern aus dem nahen Podgorze holen werde. Das führten sie denn aus, zogen über die Weichsel und sodann wieder zurück vor den Laden des reichen Kaufmanns Leibel Torte, eines Beisitzers des Kahal, der als der Hauptvertreter des Koscherfleisch-Aufschlages galt. Sie erschienen mit vollständigem Leichengeräthe, bemächtigten sich, da Torte seinen Laden verschloßen und tüchtig verrammelt hatte, des Gewölbeschildes und führten dasselbe unter gewissenhafter Beobachtung aller gebotenen Ceremonien auf den Friedhof, wo ein Grab gegraben, das Ladenschild in zwei Theile geschlagen, der eine mit der Firma in die Grube gesenkt, der einen Löwen als Zeichen führende andere zu Häupten des Grabes aufgepflanzt wurde. Inzwischen war der Kahal zusammengetreten und hatte, der Volksstimme nachgebend, die Abdankung Leibel Torte's verlangt. Dieser verweigerte seinen Rücktritt, was einen solchen Sturm in der Versammlung hervorrief, daß man ihn unter die auf der Gasse dicht geschaarte Menge hinabzuwerfen drohte; jetzt erst gab er nach, und dem klugen Einschreiten des Rabbiners Baër Meisels gelang es die aufgeregte Menge ohne weitere Ruhestörung zum Auseinandergehen zu bewegen**).

Auch in Lemberg kam es in der ersten Hälfte Juni vor der Wohnung des reform-eifrigen Kreis-Rabbiners zu einem Auflaufe, den aber die Nationalgarde bald zerstreute. Die Folge im Großen war daß die Reformers, nachdem alle Versuche mit den Altgläubern in Frieden zu bleiben gescheitert waren, eine Gemeinde für sich zu bilden beschloßen***).

*) Wortlaut Allg. Oest. Ztg. Nr. 112 (N. F. 52) vom 22. Mai S. 697; C. O. f. Juden Nr. 9 vom 28. Mai S. 130 f.

**) C. O. f. Juden Nr. 11 vom 10. Juni S. 155 f.

***) Ebenda Nr. 12 vom 17. S. 169 f.

Digitized by Google

Bernstein, Ornstein und ihr Anhang, bei denen als wohlbestallten Steuerpächtern allerdings nicht das religiöse Moment das allein maßgebende war, setzten ein Gesuch an das Finanz-Ministerium auf, worin sie geradzu um Fortbelassung des Lichter- und Fleisch-Aufschlages baten. Ihren Glaubensgenossen gegenüber motivirten sie ihren Schritt in einer bezeichnenden Weise. Sei der Jude, sagten sie, nicht ein Fremder unter den Gojim und würde er, wenn er nicht etwas dafür leistete, den Schutz des Staates genießen? „Mußt du nicht Miethe zahlen wenn du in einem fremden Hause wohnst? Und wird man dich weiter darin dulden wenn du keine Miethe mehr bezahlen willst?!" *) Die Reform-Juden waren wüthend über diese Argumentation und sahen in den Führern der Orthodoxen ihre ärgsten Feinde, die Versündiger und Schänder Israel's, die Verräther an ihrem Volke. Den gleichen Vorwurf und mit gleicher Erbitterung machten die Altgläuber den Reformern die, wie sie sagten, durch ihre Neuerungen das Judenthum nur zerstören. Die immer häufigere Ablegung der jüdisch-polnischen Tracht galt ihnen als Frevel. „Wir die wir noch den langen Kaftan mit dem Gurte tragen sind die wahre Volkspartei, sind ächte Polen; jene sind deutsch, sind Anhänger der fremden Regierung." So war ihnen auch die höhere Bildung welche die Reformer anstrebten ein Gräuel. Die Gemeindevorsteher Rabbiner und Religionsweiser, verlangten sie, sollen von den Glaubensgenossen ohne Rücksicht auf Studium und wissenschaftliche Vorbildung gewählt werden; den Rabbinern soll die Macht eingeräumt sein zur Beobachtung der Religions-Gesetze zu zwingen, die Uebertreter zu bestrafen **).

Stimmen aus Galizien. Tarnopol am 25. April 1848. Von S. Löwenstein C. O. f. Juden Nr. 7 v. 13. Mai S. 94—98, Nr. 8 vom 20. S. 109. Dringende Mahnung die Judensteuer aufzuheben; sonst könnte wohl das Volk der Juden sich erheben; „der männliche streitbare Theil läßt sich füglich auf 80.000 bis 100.000 Köpfe anschlagen". Und hätten es die Juden unter der Republik Polen nicht viel besser gehabt? Polonia paradisus Judaeorum, habe es damals geheißen. „Möge daher die Regierung Österreichs mit sich wohl darüber zu Rathe gehen ob es nicht im eigensten Interesse der Krone wäre die in der galizischen Landes-Petition niedergelegten Wünsche des ganzen Landes sofort zu verwirklichen".

Adresse der Rzeszower Fortschritts-Gesellschaft an die Lemberger Rada Narodowa. Wr. Ztg. Nr. 128 vom 8. Mai S. 616. Die Gesellschaft hatte Dr. W. Turteltaub als Vorsitzenden, Dr.

*) C. O. f. Juden Nr. 13. vom 24. S. 182.

**) Ebenda Nr. 20 vom 22. Juli S. 230.

Digitized by Google

A. Marcus, Dr. Kohn, Weinberg, Verständig, E. Fuchs als Mitglieder der Leitung. Die Petenten versprechen, sich die polnische Sprache aneignen zu wollen, um sich auf diese Art ganz der Nation unter der sie leben anzuschließen; sie verwahren sich feierlich gegen den §. 27 der Verfassung wonach die Regelung ihrer Verhältnisse erst dem künftigen Reichstag vorbehalten bleiben soll; sie bitten vielmehr die Landes-Rada Narodowa möge ihren ganzen Einfluß aufbieten daß den Juden, dem Inhalte der Landes-Petition gemäß, ihre Rechte und Freiheiten nicht länger vorenthalten werden.

Zeitgemäße Predigt des Herrn Landes-Rabbiners in Mähren. C. O. f. Juden Nr. 8 v. 20. Mai S. 116. Der Berichterstatter, unterzeichnet W., hält ihm sein „starres Festhalten aller möglichen hergebrachten Ceremonien ꝛc." vor, das, wie der Rabbiner meine, allein im Stande sei „die Juden aus dem wogenden Strome der Zeit zu retten", daher mit aller Strenge darauf zu sehen sei daß keine Frau mit ihrem eigenen Haar sich blicken lasse; daß keine Mannsperson sich mit einem Messer rasire; daß beide Geschlechter sich christlichen Weines enthalten ꝛc.

Ein Wort zur Zeit. Von M..r M..z (Meier Mietz) Ich kenne das Schriftchen, das in Lemberg erschienen zu sein scheint nur aus einer Anzeige im C. O. f. Juden Nr. 14 v. 2. Juli S. 187, wo es von einer galizischen Stimme überdiemaßen gelobt, von der reformfreundlichen Redaction des C. O. aber, als das Erzeugnis eines Orthodoxen, ebenso entschieden verurtheilt wird; der Verfasser habe sich „bei den letzten Wahlumtrieben und schändlichen Machinationen gegen Herrn Kohn betheiligt"; auch verstehe er nicht einmal richtig zu schreiben, habe eine rohe incorrecte Sprache u. dgl. m.

Im Postęp Nr. 30 vom 1. Juli S. 116 f. war ein aus Rzeszow 26. Mai datirter Aufruf eines Fräuleins Matylda Ritterówna an ihre Schwestern, die „alttestamentischen Polinen", zu lesen sich dem edlen Polenstamme anzuschließen, in demselben aufzugehen. Um wie viel größer und bedeutender werde das polnische Volk sein, wenn es in seinen Schooß diesen bisher abgetrennten Zweig seines Stammes aufnähme, wie sich denn in der That diese Bekenner des alten Testamentes als Polen fühlen. Die von Rzeszow wetteifern in diesem Punkte mit jenen von Krakau. Es bilden sich „Fortschritts-Comité", deren Mitglieder sich in der polnischen Sprache zu befestigen, sich mit der polnischen Geschichte und Literatur vertraut zu machen streben. „In der That sind unsere Schicksale nicht einander ähnlich wie unsere Sünden dieselben waren? Derselbe nationale Glanz, derselbe Niedergang, derselbe Sturz, dieselbe Verweisung in die Fremde, derselbe Druck, dieselbe Verfolgung, dieselbe Anstrengung sich wieder zu erheben, dieselbe Verzweiflung in der Vertheidigung unserer Selbständigkeit, dasselbe Wehklagen der Propheten, dieselbe unverlöschbare Liebe zur Heimat!"

Vertrauensmänner. Von A. S. C. O. f. Juden Nr. 17. v. 11. Juli S. 208 f. Ungemein heftiger Artikel gegen „das provisorische Septemvirat" in Prag — „a bas les sept!" — „Timeo Danaos et dona ferentes. Ich fürchte die Steuer-Directoren wenn sie auch patriotisch

Digitized by Google

werden!" Die „unbedingten sieben Ausschußmänner" waren: M. Mendl aus Böhmischbrod, J. Richter aus Postelberg, M. Martinovcs aus Schwarz-Kostelec, C. Winternitz aus Smidar, M. Pick aus Habern, A. Löwy aus Humpolec, J. Katz aus Borohrádek.

3) Lemberg 14. Juli 1848. Ebenda Nr. 20 vom 22. S. 228 f. Gegen die Fortdauer der Koscherfleisch- und Licht-Steuer.

Zuschrift an die Herren Dren. Landesberg und Mahl. Ebenda Nr. 22 vom 30. S. 243. Unterzeichnet: „Ein Freund des Fortschrittes", der ihnen in's Gewissen redet, sie möchten ihre Federn nicht den „Finstermännern" leihen und dadurch zu „Verräthern an der guten Sache Israels" werden; der „wenige zeitliche Gewinn", der ihnen aus diesem Bunde mit der „Obscuranten-Partei" zufließe, falle nicht in's Gewicht. Müßte man solche Männer „mit einer für alles bessere unempfänglichen Partei" liebäugeln sehen!

Die Aufhebung der galizischen Licht- und Fleisch-Steuer war nicht das einzige was die Juden im Sinne der neuen Verfassung aufgehoben zu sehen wünschten und was ihnen, weil die gesetzlichen Vorkehrungen dazu noch nicht getroffen waren, nicht augenblicklich gewährt werden konnte. Nur in Ungarn verfügte der Finanzminister daß die Eintreibung der Toleranz-Ablösungs-Summe, als einer mit den geänderten Verhältnissen nicht mehr verträglichen Steuer, bis zum nächsten Landtage verschoben bleibe, 22. April. In allen andern Ländern blieben die Rechtsverhältnisse der Juden bis auf weiteres unverändert. Die Familienstellen in Böhmen und Mähren wurden nach wie vor eingehalten. Die handeltreibenden Juden von Kroatien und dem südwestlichen Ungarn thaten sehr erstaunt an der steirischen Gränze bei Sauritsch zurückgewiesen zu werden, da sie meinten das herkömmliche Verbot, keine Juden außer den gesetzlich gestatteten Zeiten die Gränze in Geschäftsangelegenheiten überschreiten zu lassen, habe den März-Errungenschaften und der octroyirten Verfassung gegenüber keinen Bestand. Sie erhoben Klage bei den steirischen Ständen; allein von diesen kam der Bescheid: „da in der Landeshauptstadt jährlich zwei beinahe drei Wochen dauernde Jahrmärkte abgehalten werden, innerhalb welchen Zeitraumes jeder fremde Handelsmann seine Geschäfte pflegen kann, öftere Reisen aber zu unangenehmen Exemplificationen führen würden", so habe es bei der bisherigen Gepflogenheit bis auf weiteres zu verbleiben.

In constitutioneller Hinsicht kam es den städtischen Juden besonders ungelegen, daß sie nach den alten Satzungen kein Bürgerrecht erwerben konnten und daher da, wo das active und passive Wahlrecht an diese Eigenschaft gebunden war, nicht in die Vertretungskörper gelangen konnten.

Digitized by Google

Besonders grell zeigte sich dies bei den Landtagswahlen in Böhmen, wo die städtischen Juden von den Wahlen ausgeschlossen waren, während auf dem Lande, wo es kein Bürgerrecht gab, dem ärmsten Hausirer das Recht sich an den Wahlen zu betheiligen nicht angefochten werden konnte; thatsächlich übten sie dasselbe freilich ebensowenig aus, weil sie, statt an den Wahlort zu gehen und dort ihre Zeit zu verlieren, ihr Bündel auf dem Rücken von Dorf zu Dorf pilgern mußten um für Weib und Kind das tägliche Brod zu erwerben*). Nicht anders war es in Mähren, wo bei der Berufung in den Landtag die Juden ganz übergangen wurden. In Proßnitz, so hörte man sie klagen, seien 4000 ihrer Glaubensgenossen ausgeschlossen worden von der Wahl, die 300 christliche Wähler allein vorgenommen hätten. Als dann später der Landtag zusammentrat an welchem auch der Landes-Rabbiner Hirsch theilzunehmen hatte, stellten einige Mitglieden den Antrag auf Nichtzulassung desselben**). In Galizien zeigte sich die christliche Bevölkerung auch in dieser Hinsicht toleranter, mindestens an einigen Orten, z. B. in Zolkiew wo die Bürgerschaft den Juden, welche die gesetzlichen Bedingungen zu erfüllen bereit waren, die Aufnahme nicht versagte, sie zum Bürgereid zuließ und drei Juden unter die bürgerlichen Ausschußmänner einreihte***). In andern Städten, z. B. in Stanislau, war die Bürgerschaft allerdings nicht so zugänglich; das Verlangen einiger Juden um Ertheilung des Bürgerrechts, „das nur darin besteht eine Taxe zu zahlen und dann nicht mehr wie bisher barsch angerufen zu werden: Jude packe dich! sondern ganz sanft: Herr Jude packe er sich", wurde für verfrüht erklärt und abgewiesen†).

Unter solchen Umständen konnte der Meinungsaustausch, welchen Ausweg die Juden zu ihrem eigenen Heile ergreifen sollten (vgl. Jahrb. 1883 S. 192–196), an Lebhaftigkeit nur zunehmen.

Die einen erblickten denselben noch immer in der Auswanderung nach America. Was solle der Jude noch länger hier, in dem Welttheile des Hasses und der Vorurtheile? Habe man es bei den jüngsten Verfolgungen nicht erlebt daß sich unter Tausenden kaum ein Mann gefunden der den Muth gehabt für die Rechte der Juden seine Stimme zu erheben?

*) C.O. f. Juden Nr. 13 vom 24. Juni S. 178.

**) Ebenda S. 209.

***) Ebenda Nr. 9 vom 28. Mai S. 131.

†) Ebenda Nr. 14 vom 2. Juli S. 190, J. W. Stanislau 20. Juni.

Digitized by Google

„Sollen wir zusehen und abwarten bis auch den 999 andern das Licht der Erkenntnis aufgehen, das Flämmchen allgemeiner Bruderliebe durchschlagen wird? Nein, fort über den Ocean, hinüber auf die andere Seite der Erdkugel wo ein freier frischer Odem weht, wo die Luft nicht geschwängert ist mit den Miasmen überkommener Aftermeinungen und eingelebter Voreingenommenheiten, wo man nicht fragt was der Mensch glaubt, sondern was er leistet und thut!" Es bildeten sich Auswanderungs-Gesellschaften um den ärmeren Juden die Mittel zu verschaffen und die Wege zu bereiten ihren Vorsatz auszuführen. So in Lemberg, wo übrigens der Zwiespalt unter den Juden selbst einen starken Antheil an dem Drängen hatte; so in Wien, wo der Redacteur des jüdischen Central-Organes für Glaubensfreiheit Dr. Isidor Busch sich eifrig um die Sache annahm.

Es fehlte jedoch nicht an solchen, die ihren Stammes- und Glaubens-Genossen von dem gewagten Schritt abriethen, das Heimatsgefühl anriefen, die Zeiten und Drangsale der Väter, die immer eine bessere Zukunft erhoffend treu ausgeharrt auf dem von ihren Vorfahren erkorenen Wohnsitze, in Erinnerung brachten und es als undankbare Vergessenheit bezeichneten dieser Stätte jetzt, wo das sich erfüllen zu wollen scheine was ihre Eltern ersehnt hatten, leichtfertig und schnöde den Rücken zu kehren. Dabei machten sie mit Recht geltend daß ja die Auswanderung immer nur von einzelnen Familien ergriffen, nie aber in Masse durchgeführt werden könne und daher an der Lage dieser letztern nichts zu ändern vermöge. Das Ziel müße ein anderes sein: nicht nach auswärts seien die Blicke zu richten, sondern auf die inneren Zustände und Verhältnisse in wie fern dieselben einer Verbesserung bedürftig und fähig seien, und vor allem komme es darauf an sich der christlichen Bevölkerung in Sitte und Sprache zu nähern. Thatsächlich wurden in dieser Richtung manche Schritte unternommen. Wie die galizischen Juden ihren Vorsatz zu erkennen gaben sich die polnische Sprache anzueignen um es ihren christlichen Mitbürgern gleich zu thun, so erklärte auch die Pester israelitische Gemeinde, sie werde einstweilen ihre Gebete noch in deutscher Sprache halten, gedenke sich aber in Zukunft der ungarischen zu bedienen — eine Erklärung die allerdings bei den zahlreicheren Altglaubern, die nur von hebräischen Gebeten wissen wollten, gewaltiges Aergernis erregte. Allein auch in der Beschäftigungsweise der Juden solle eine Aenderung eintreten; nicht auf Handel und Schacher allein sei ihr Sinnen und Trachten gewendet, das

Digitized by Google

Handwerk und die Landwirthschaft werde ihr lohnender Beruf. In Lemberg bildete sich ein National-Comité zur Heranbildung der Juden für Ackerbau und Gewerbe, und die Regierung kam ihnen in erster Hinsicht entgegen. Nachdem das Unterthans-Verhältnis aufgehoben, so erklärte eine Gubernial Verordnung vom 15. Mai*), bleibe es den Juden unbenommen ganze Herrschaften oder herrschaftliche Güter in zeitlichen Pacht zu nehmen; es sei ihnen zwar nach wie vor „untersagt einzelne Rustical-Gründe käuflich an sich zu bringen oder zu pachten"; es könne „ihnen aber nicht verwehrt werden ganze Bauernwirthschaften anzukaufen wenn sie (nach dem A. H. Patente vom 8. März 1805) sich darauf häuslich niederlassen und sie selbst bebauen".

Es tauchten auch combinirte Vorschläge auf. Als Ludwig August Frankl nach Presburg reiste um daselbst eine zum Besten der Geplünderten eingegangene Summe von 1800 fl. 40 kr. C.-M. zu überbringen, ließ sich eine Stimme vernehmen: man möge das Geld leihweise an zehn junge kräftige Presburger Juden vertheilen, diese ein Handwerk oder die Landwirthschaft lernen und dann nach Amerika ziehen lassen; von dort würden sie leicht im Stande sein binnen zwei Jahren das Geld an ihre Heimat zurückzuerstatten, das dann in derselben Weise zehn andern Jünglingen zu statten käme, so daß binnen zehn Jahren fünfzig freie glückliche Juden-Familien den neuen Welttheil bewohnen würden**).

Aufhebung der Familien-Stellen in Böhmen von M. Teller. C. O. f. Juden Nr. 5 vom 29. April S. 71 f. „Unbeschränkte Standeswahl, unbeschränkt im Wirkungskreise, unbeschränkt an Seelenzahl, ohne diese Trias kann keine Freiheit bestehen".

Mittelalterliches aus Steiermark. Eingesendet aus Warasdin. Von H. Rosenmark. Ebenda Nr. 9 vom 28. Mai S. 129 f.

Offener Brief in Angelegenheit der Auswanderer. Brody 18. Mai 1848. Unterzeichnet: „Der ewige Jude". Ebenda Nr. 10 v. 3. Juni S. 139 f.

Offener Brief an alle Auswanderungslustigen, insbesondere an Herrn Leopold Kompert. Von David Mendl. Ebenda Nr. 10 vom 3. Juni S. 138 f. Der Verfasser erinnert Kompert, als er mit ihm und Moriz Hartmann im Iser-Thale „knabenhaft träumend" lustwandelte und in ihren Gemüthern die Ideen des Großen und Erhabenen zu keimen begannen; damals hätte er ihn nicht eines „solchen engherzigen Gedankens" fähig gehalten. „Und ob auch einige Zeit bis

*) C.-O. f. Juden Nr. 10 vom 3. Juni S. 143 f.

**) Ebenda Nr. 12 vom 17. Juni S. 169.

Digitized by Google

zur Realisirung unseres Heiles vorübergehe, ob noch manche Kämpfe und Leiden uns bevorstehen, wir wollen den Muth nicht sinken lassen, wir wollen fest und treu am Vaterlande hangen. Zum Fortziehen ist noch immer Zeit, wenn wir wider alles menschliche Vermuthen, wider alle Vernunft uns getäuscht haben sollten".

Bleib im Lande. „Bleib im Lande und nähre Dich im Glauben und Vertrauen". Ps. 37, 3. Gewitsch in Mähren 24. Mai. Von Ab. Schmiedel Rabbiner. Ebenda S. 147—149. Ein schön und warm geschriebener Artikel, der eben so viel Geist als Herz verräth. „Bleib im Lande! Denn seit mehr als einem halben Jahrtausend betet dein Volk auf diesem Boden und besteht einen härtern Kampf als der Krieger draußen im Felde. Seit einem halben Jahrtausend kämpfen deine Väter in Austrias Ländern um den Besitz ihrer Menschenrechte. Das Schwert in der Hand, das war ihr gutes Recht. Der Panzer um ihre Brust, das war ihre Ergebenheit in Gottes Willen und — in ihrer Unterdrücker Willen ... Bleib im Lande; denn sonst begehst Du schnöden Undank gegen die Manen Deiner Väter" ꝛc. Der Arbeiter, der Proletarier möge auswandern, aber nur als solcher, nicht weil er Jude ist; „wir wollen ihm mit unserem Gelde, mit unseren Wünschen das Geleite geben".

Die Auswanderungs-Frage. Münchengrätz im Mai 1848. Von B. Fried. Mannheimer Prediger. Ebenda Nr. 12 v. 17. Juni S. 163 f. Der Verfasser findet den „Ruf nach Auswanderung ebenso natürlich als von der Nothwendigkeit geboten". Der Jude müße sich aber klar machen was ihn drüben erwarte; „manch verjährter Brauch und vielleicht selbst eine und die andere rituelle Vorschrift im häuslichen Leben" werde er auf dem Boden der neuen Welt nicht ausüben können. Aber vielleicht sei „eben in der Rückkehr zum einfachen Naturleben und zur primitiven Anschauung nach wahrhaft biblischen Grundsätzen eine Wiedergeburt unseres Bundes einzig denkbar und für diesen Durchgang zu sittlicher Vollendung die Rückkehr zur ursprünglichen Lebensweise unserer Väter besonders günstig". Es wäre daher nicht zu versäumen „daß israelitischen Auswanderern die nöthigen Mittel gegeben würden, wie sie unter den dortigen Ortsumständen auch den Anforderungen ächter Religiosität genügen können".

Programm eines Vereines für jüdische Auswanderer nach den Vereinigten Staaten in Nord-America. Ebenda Nr. 12, Nr. 13 ꝛc. Umschlag. Unterzeichnet waren: Dr. Maximilian Engel, Dr. L. A. Frankl, Dr. Ignaz v. Hofmannsthal, Dr. Albert Watzel, Isidor Busch.

Über jüdische Reform-Vereine. Unterzeichnet: Ein Anti-Reformer. Ebenda S. 164 f. Die Sorge der religiösen Angelegenheiten mögen die Juden ihren Seelenhirten überlassen. „Ihr misverstandet unsern großen Nyáry, wenn ihr seinen Aufruf zur Reformation buchstäblich auf die Religion bezieht ... Die Reform der vernachlässigten Moral und der durch den Druck eingenisteten bösen Sitten ist's die er anräth; gleichzeitig war ihm dieser Satz eine Brücke über die tobende Flut der fanatischen Vorurtheile ... Darum lasset ab, ihr

Digitized by Google

ungeduldigen israelitischen Jünglinge, an eure Religion Hand anzulegen, was nur schaden, aber niemals, so lang es nur von e u c h ausgeht, nützen kann".

An die Juden Mährens. Von J e l l e n i k (Jelinek?). Ebenda S. 175 f. Der Verfasser macht den Vorschlag „das junge Geschlecht für einen ehrsamen Erwerb zu erziehen was der mit nur so geringen Mitteln betriebene Handel so selten ist", und wirft dabei seine Blicke auf den mährischen Landes-Massafond; derselbe ließe sich in eine Hypotheken-Bank umwandeln; jedem bedürftigen jüdischen Handwerker oder Feldbauer wäre Geld ohne Interessen und auf Rückzahlung in mehreren Jahren vorzuschießen, vorzüglich zum Ankauf von Äckern die dabei als Pfand zur Sicherheit des Darlehens zu dienen hätten; vorzüglicher Bedacht wäre darum auf Errichtung landwirthschaftlicher Schulen zu legen.

Keine Staats-Religion im constitutionellen Österreich. Eine skizzirte Berathung. Von M. T e l l e r. Ebenda S. 173—175. Gegen die Auswanderung.

Und immer doch: Auf nach America! Ebenda Nr. 16 vom 9. Juli S. 202—204. Den Verfasser, der in Steinamanger seßhaft, werde nichts abhalten „in wenig Monden mit Weib und Kind den classischen Boden der Freiheit aufzusuchen". Er höhnt Mendl: „Bleibet im Lande — und lass:t euch taufen! Hat ja der große Jonas Kunewalder Präses der ungarischen Juden euch mit seinem glänzenden Beispiele vorangeleuchtet, und zwar acht Tage nachdem er einen salbungsvollen Aufruf an seine Glaubensbrüder erlassen! . . . Euch, Herr Jonas Kunewalder und Consorten, speie ich meine tiefste Verachtung in's Gesicht" . . .

Buchstäblich wahr! Die Auswanderung der Wiener Juden nach America. Von S c h e i b e. 1 Bl. fol. Sommer. Als Beweggrund gibt der Verfasser an: 1. Fürchten sie daß die Verhandlung der Emancipations-Frage am Reichstage die höchste Erbitterung gegen sie hervorrufen werde. Die Liguorianer, sagen sie, haben in Wien mehr Gönner gehabt als die Juden und sind doch hinausgejagt worden. 2. Meinen viele Juden daß in der Zeit der Freiheit und Aufklärung sich keine guten Geschäfte mehr hier machen ließen, weil die Leute zu gescheidt sein werden um sich anschmieren zu lassen. 3. Befürchten die alten Kernjuden daß die mosaische Religion in Gefahr ist, weil sie nicht als eine Secte ferner erhalten würden, vorzüglich wenn es erlaubt sein würde daß ein Jud eine Christin heiraten könne und umgekehrt".

Es tauchte nun zwar eine vereinzelte Nachricht auf, sechs junge Leute israelitischer Confession, „aber noch im Lenze des Lebens und dem Kaufmannstande angehörig", seien von Presburg im Begriffe nach America abzureisen; fänden sie dort ihr Glück so wären andere bereit ihnen zu folgen*). Allein thatsächlich war nichts in dieser Richtung wahrzunehmen,

*) C. O. f. Juden Nr. 20 vom 18. Juli S. 230.

Digitized by Google

und ebenso fanden die andern gewiß gut gemeinten Vorschläge keinen Anklang und noch weniger Befolgung. Neben dem altgewohnten Handel und Schacher hat allerdings die nachmärzliche Judenschaft eine neue Beschäftigung ergriffen, und zwar mit Hast und Eifer. Es war aber weder die Landwirthschaft noch das Handwerk, es war — die Journalistik, in der sie in manchen Ländern binnen kürzester Frist tonangebend wurde. So, von Wien einstweilen abgesehen, namentlich in Ungarn, und es war ein zweifaches wodurch sie sich hiebei in der unangenehmsten Weise bemerkbar machten: das jüdische herauszuputzen und das nicht-jüdische herabzusetzen.

In letzterer Hinsicht hat Julian Chownitz, recte Chovanec, der nachmals seinen Glauben dreimal gewechselt hat*), wohl alles überboten was an frechem Hohn geleistet werden konnte. In seiner „Opposition" nannte er den katholischen Clerus „ein hochbeleibtes Pfaffen- und Prasserthum." Als am 25. Juni eine große Beförderung katholischer Würdenträger erfolgte — Bischof Johann v. Hám von Szathmar zum Reichs-Primas und Erzbischof von Gran, Bischof Dr. Joseph v. Lonovics von Csanád zum Erzbischof von Erlau, Domherr Dr. Vincenz Jekelfalusy von Margitfalva zu Gran zum Bischof der Zips, Hofrath Dr. Anton v. Karner zum Bischof von Stuhlweißenburg, Propst und Pfarrer Dr. Michael Horváth zu Hatvan zum Bischof von Csanád — veröffentlichte Chownitz ein Flugblatt, in welchem er den Minister Baron Eötvös anredete: „Sie haben jetzt wo das Vaterland in der größten Gefahr ist, wo für dasselbe in allen Theilen des Landes die Pretiosen und Gelder des Reichen und die mühsamen Ersparnisse des Armen gesammelt werden, eine ganze Schaar dermalen ganz unnöthiger Pfaffen-Güter verliehen, deren Ertrag eher den allgemeinen Bedürfnissen als solchen Prassern zuzuwenden wäre." Nachdem das aber einmal geschehen, meinte der Jude weiter, wären „diesen neuernannten Blousenmännern der Camarilla die Güter, auf deren Ertrag sie curios warten, in so lang nicht zu übergeben so lang das Vaterland in der gegenwärtigen Geldklemme ist, und bis überhaupt die Frage, ob dem Clerus die Güter zu belassen seien, durch die Nation, versteht sich ohne Magnaten-Tafel, entschieden sein wird."

Im Gegensatze zu solch schamloser Verlästerung von Personen und Einrichtungen der herrschenden Kirche stand nun die Verherrlichung des

*) Janotycth Federzeichnungen II S. 157 f.

Digitized by Google

Judenthums und alles dessen was damit zusammenhing. Klein's „Ungar" hätte eigentlich den Titel führen sollen, den erst später K. Einhorn für eine Wochenschrift erwählte: „Der ungarische Israelit"; denn nur für diesen und in dessen Interesse schien das Blatt geschrieben zu sein. Es war da nicht eine Numer wo nicht der Hochsinn und die Großthaten der Söhne Jacob's herausgestrichen, oder über unverdiente Kränkungen die sie zu erdulden hätten Klagen angestimmt wurden. Als die Werbung von Freiwilligen im Gange waren, da war es das Volk aus Palästina das überall an der Spitze stand, das an Muth und Entschlossenheit voranleuchtete, das mit Gut und Blut dem bedrohten Vaterland aus der Noth half. In Arad stellen die Juden 14 Freiwillige die sie für drei Jahre mit Montur und Löhnung versehen wollen. In der Landeshauptstadt ergreift „die israelitische Jugend mit wahrer Begeisterung diesen Anlaß um ihre Vaterlandsliebe zu bezeugen". J. Springer führt persönlich zwei seiner Söhne, 17 und 21 Jahre alt, der eine Schneider, der andere Kürschner von Profession, in das Museum zur Assentirungs-Commission: „beide haben im Waisenamte ein Capital von 1200 fl. mit den rückständigen 12% Interessen stehen, folglich ist es nicht Mittellosigkeit was sie zu den Waffen zieht!" Ein Fräulein Reichenberg erbietet sich für die Freiwilligen Wäsche zu nähen; „bemerkenswerth ist es daß nicht blos die erste Anregerin sondern auch die meisten der subscribirenden Damen einer ‚nicht gesetzlich anerkannten Confession' angehören!" In Kanisza will auf den Ruf zu den Waffen niemand folgen; da treten zehn Juden hervor und sprechen: „Brüderlichkeit ist die Losung der Gegenwart; unsere Brüder an der untern Theiß sind in Gefahr; auf, ihnen zu Hilfe!" Sofort schließen sich andere an und die Schaar rückt in's Feld. Zu Mártonyos in der Backa setzt sich Weiß, „ein achtungswerther jüdischer Landmann", zu Pferde und führt eine Schaar Bauern in den Krieg. „Aehnliche Beispiele kamen viele vor" *).

Natürlich durfte, wie die Vertreter der Nation zu verstehen gaben, so preiswürdiges Betragen nicht ohne Lohn bleiben, während jene Großsprechereien die Abneigung und den Ingrimm der christlichen Bevölkerung nur vermehrten. In Pest kam es über das anmaßende Auftreten jüdischer Freiwilliger wiederholt zu ärgerlichen Auftritten, wobei Hiebe und Püffe

*) Ungar Nr. 133 vom 6. Juni, Nr. 135 vom 8. S. 1079, Nr. 142 vom 17. S. 1132 (Abmarsch der Jankovacer und Melikuter Freiwilligen nach Zenta; Hpt. A. Löwy, Oberl. Simon Berger), Nr. 146 vom 24. S. 1175 ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

eine große Rolle spielten. Harmlosern Charakter hatte ein Wortgefecht das man sich in der Stadt erzählte. Als nämlich von einer Seite der Vorschlag gemacht wurde allen Juden die unter die Freiwilligen gingen nach Ablauf ihrer Dienstzeit das ungarische Bürgerrecht zu verleihen, wurde dies von der andern Seite im Grundsatze zugestanden; nur möchte, hieß es, diese Auszeichnung auf jene beschränkt werden die auf dem Felde der Ehre — bleiben.

Empfindungen eines Ungarn vom 15. März als er die neuesten Ernennungen des Erzbischofs von Gran, Erlau ꝛc. erfährt. Von J. Chownitz.

Motto: 15. März und Ernennung eines
Erzbischofs, wie reimt sich das? Der Zeitgeist.

Flugblatt vom 14. Juli. Janotyckh Archiv II S. 69 – 71.

An die Juden Ungarn's. Von L. L. (Prediger Leopold Löw in Groß-Kanisza?) „Demokrat" Nr. 173 vom 21. Juli: „Muthig an's Werk ihr Tapfern! Kämpfet für's Vaterland und dessen heilige Rechte die nun die euren sind! Ihr waret stets Glaubenshelden, bewährt euch nun als Waffenhelden, und Gott mit euch und euren Brüdern!"

Blick auf die Verhältnisse der Juden Ungarn's. Von A. L—n. C. O. f. Juden Nr. 20 vom 22. Juli S. 227 f.: „Man gibt ihnen in Anbetracht der drohenden Gefahr den freundlichen Befehl in die Nationalgarde einzutreten, mit der gütigen Erlaubnis sich für's Vaterland todtschlagen zu lassen. Man preßt ihnen Geld aus, sie geben Hab und Gut, schicken ihre Jugend hinaus gegen den Feind, und wofür? Für ein Volk das sie verstößt, für eine Regierung die sie hintergeht, für ein Recht das sie nicht besitzen!"

Mutter und Sohn. Lebensbild aus neuester Zeit von Adolf Ehrentheil. Ebenda S. 228: . . . „Noch eine Nacht — ruft er mit Wonne — wenn morgen die Sonne — purpurn erglühet — Mutter dann ziehet — Dein Sohn der Jude — fort aus der Bude —. Mich dürstet nach Thaten — und die Kroaten — drohen in Schaaren — uns Magyaren". . .

Digitized by Google

„Bei Aspern."

Original-Erzählung von Hedwig Wolf.

Geheimnisvoll und still waltet des Lenzes schwellende treibende Kraft in der ruhigen Moudnacht; manche Blüthe, die heute noch geschlossen, wird der neue Tag entfaltet sehen, mancher Strauß, der heute noch blattlos, wird morgen im frischen Grün prangen. Unbeirrt um den Wechsel der Dinge wirket die Natur, unbekümmert um das Treiben der Menschen, die durch ihre Leidenschaften oft die schöne Erde zur Hölle machen.

Es ist Ostern, das hohe heilige Fest, mit welchem die durch Christus erlöste Menschheit den Sieg über den Tod feiert — und wohl ihr, daß sie ihn feiern kann! Denn eine furchtbare Ernte wird der Sensenmann in diesem Jahre halten, die Felder, aus denen jetzt eine neue Saat emporsprießt, werden bald mit den Leichen unzähliger dahingemordeter Menschen bedeckt sein.

Es sind die Ostern von 1809 und schwere drohende Gewitterwolken hängen über Oesterreich; der Ausbruch eines neuen Krieges mit Napoleon ist unvermeidlich und alles rüstet zu einem blutigen Kampf.

Wie sehr die Bewohner der schönen Kaiserstadt, die ihres vergnügungssüchtigen und leichtlebigen Sinnes wegen oft manchen Tadel herausgefordert haben, der edelsten opferwilligsten Begeisterung für das Vaterland fähig sind, davon gab eben dieser Oster-Sonntag den schönsten Beweis. Der milde Frühlingsabend des 2. April hatte in dem glänzenden Raume des kaiserlichen Redouten-Saales eine zahlreiche Menge versammelt, die voll patriotischer Begeisterung den Landwehrliedern Heinrich Collin's lauschte — nein nicht nur lauschte, sondern manche Stellen jubelnd mitsang. Der Concert-Saal hatte sich in einen Tempel Gottes verwandelt, die weihevollste Stimmung bemächtigte sich Aller, jedes Herz schlug höher, jedes Auge wurde feucht, als es im ergreifenden Gesang durch den Saal scholl: *)

*) „Kriegseid" aus den Liedern für österreichische Wehrmänner von H. von Collin.

Digitized by Google

„Wir steh'n vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt
Weis' und gerecht;
O hör' uns Gott!
Wir schwören!
Zu lösen die theure Wehrmannspflicht!
Wir bedenken den Eid und beben nicht;
Und schwören.

Wir steh'n vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Zu folgen des Kaisers Herrschermacht!
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht.
Wir schwören!

Wir steh'n vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Zu folgen der Helden Wink und Ruf,
Die des Kaisers Gebot zu Führern schuf;
Wir schwören!

Wir steh'n vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Auch gefangen in Qual und Feindeshand,
Nie verrathen wir treulos Heer und Land;
Wir schwören!

Wir steh'n vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerschellt;
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht;
Uns besiege nie feige Lebenssucht;
Wir schwören!

Digitized by Google

Wir steh'n vor Gott!
In der Schlacht, in Noth und Tod
Steh'n wir vor Gott!
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir schwören!

Die Flammen der Begeisterung, die dort so mächtig emporschlugen, sie erloschen nicht mit den letzten verklingenden Tönen, sie glühten fort und brachten Entschlüße zur Reife, denen Thaten von Heroismus folgten. Mancher der den Saal betreten um sich eines Kunstgenußes zu erfreuen, legte dort in seinem Innern das Gelöbnis ab, Blut und Leben dem Monarchen und Vaterland zu weihen, aus den engen Verhältnissen des Familienlebens herauszutreten, um als wackerer Kämpfer dem Feind entgegenzuziehen.

Karl Huber hatte mit seiner jungen Gattin Beate dem Concerte beigewohnt und auch für ihn war dieser Abend entscheidungsvoll geworden. Noch war der Honigmonat der Neuvermählten nicht verstrichen, als sie schon ihr kaum erblühtes Glück auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern bereit waren. Karl will mit in den Kampf ziehen, sich von seiner jungen Gattin trennen und sie vielleicht schon in den nächsten Wochen zur Witwe machen. Beate sucht ihn nicht mit Bitten und Thränen umzustimmen, nein, sie weiht ihn vielmehr mit der Vaterlandsliebe einer Römerin und mit der Resignation einer Christin zum Kampfe. Sie hatte schon im Saale, als sie Karl voll Begeisterung im Chore mitsingen hörte, gewußt was in seiner Seele vorging, und als sie nun mit ihm hinaus in die schöne mondhelle Frühlingsnacht trat, war sie es die zuerst das Schweigen brach. — „Du willst zur Landwehr gehen," sagte sie. — „Und Du?" stieß Karl hervor. „Ich werde zu Gott beten, daß Du mir unversehrt wiederkehrest," versetzte sie leise.

Die Stimme hatte ihr unwillkürlich bei diesen Worten etwas gebebt und die Augen waren ihr plötzlich so schwer von Thränen geworden, daß sie sie senken mußte. „Amen," sagte Karl — und drückte ihre Hand mit Innigkeit. Dann gingen sie schweigend weiter. Sie wohnten in einer nahegelegenen Vorstadt Wiens, wo sie sich ein ihren bescheidenen Verhältnissen anpassendes, dabei überaus freundliches Heim eingerichtet hatten. Als sie heute in den traulichen kleinen Raum traten, wo schon der Tisch zu ihrem Abendessen gedeckt war, wurde es ihnen so weh und beklommen um's Herz, daß sie es hier nicht aushalten zu können meinten. „Wir wollen noch ein wenig in den Garten gehen," sagte Karl, und Beatens Arm in den seinen

Digitized by Google

legend, trat er mit ihr hinaus in den blühenden von Mondlicht umflossenen Garten, der an das Haus stieß.

Unter freiem Himmel athmeten sie erleichtert auf. Karl schilderte seiner Gattin nun mit begeisterten Worten, wie es ihm plötzlich klar geworden war, daß auch ihn die Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlands rief. Nach Beendigung des Feldzugs wolle er den Waffenrock ablegen und seine Stelle, die ihm gleich den übrigen Landwehrmännern bewahrt werden sollte, wieder antreten. Der Abschied von Beate, der Gedanke sie allein in Angst und Sorge zurückzulassen, machte ihm freilich den Entschluß schwer, und woraus er bis jetzt sein höchstes Glück geschöpft, sollte ihm nun Leid und Kummer werden.

„Ich bin ein Soldatenkind,“ sagte Beate, „und was Andere ertragen können, werde auch ich stark genug zu tragen sein. Ich wußte es ja, daß unsere Verbindung in einer schweren traurigen Zeit geschlossen wurde, in der wir keinen Anspruch auf Glück machen durften und ich will nicht klagen, daß die Prüfung sobald über uns gekommen ist.“

Dies sprach Beate voll Muth und Ergebung, um nicht hinter dem Gatten zurückzustehen. So unnatürlich in gewöhnlichen ruhigen Zeiten eine solche Gemüthsstimmung bei einer jungen Neuvermählten wäre, so sehr bewahrheitet sich in sturm- und drangvollen Tagen des Dichters Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken“ und aus schwachen hilflosen Mädchen und Frauen werden opfermuthige Patriotinen. Beate täuschte sich nicht über ihre Lage, sie wußte, wie schwer es ihr fallen würde wenn ihre Aufregung einer ruhigeren nüchterneren Anschauung gewichen sein würde, sich in die Trennung von ihrem Gatten zu fügen, aber deshalb durfte sie ihn nicht seiner Pflicht entziehen. Sie war, wie sie selbst gesagt, ein Soldatenkind; der Vater, ein Officier, war im Kriege gegen die französische Republik in der Schlacht bei Stockach gefallen und hatte sein Kind als eine Waise zurückgelassen. Beate wurde in einer Erziehungsanstalt für Officiers-Waisen erzogen, die sie kaum verlassen hatte, als sie Karl kennen lernte und dessen Gattin wurde.

Die Tage, welche zwischen dem 2. April und dem Zeitpunkt des Auszuges der Wiener Landwehr-Bataillons lagen, waren schwere Prüfungstage für das junge Paar, denn nichts ist peinlicher als in äußerlich unveränderten Verhältnissen fortleben zu müßen mit dem Bewußtsein, vor einem traurigen Wendepunkt unseres Schicksales zu stehen. Schweigend und mit beklommenem Gemüthe saßen sich nun oft die Gatten gegenüber, die sich sonst immer so viel zu sagen wußten.

Ganz Oesterreich hatte sich in ein Lager verwandelt, alles griff zu den Waffen und die Vertheidigungsmacht der Monarchie bezifferte sich auf

Digitized by Google

700.000 Mann; dabei sorgte man mit dem liebevollsten Eifer für die zurückbleibenden Angehörigen der Landwehrmänner.

In dem Tagesbefehl vom 6. April, welchen der Generalissimus Erzherzog Karl erließ, hieß es: „Die Freiheit Europas hat sich unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen", und die muthigen Kämpfer, die sich unter des Erzherzogs Fahne schaarten, schienen von dem stolzen Bewußtsein dieses Gedankens durchdrungen zu sein.

So hart mitgenommen das Land durch die vorhergegangenen Kriegsjahre war, seine Opferwilligkeit war nicht erschöpft und das schöne Beispiel, welches das hohe Kaiserhaus seinen Unterthanen darin gab, feuerte Alle an, demselben nachzufolgen.

Als der Tag der Trennung für das junge Paar gekommen war, da hing Beate blaß und thränenlos an Karl's Hals, fast schien es, als sollte sie im letzten Augenblick die Kraft der Entsagung verlassen, sie hielt den geliebten Mann mit solcher Heftigkeit umschlungen, als wollte sie ihn mit Gewalt zurückhalten. — „Beate! meine Beate!" bat er und aus seiner bewegten unsicheren Stimme klang ihr die Bitte entgegen, ihn nicht seiner Fassung zu berauben. Sie verstand ihn und sich jäh emporrichtend löste sie ihre Arme von seinem Halse, sah ihn mit einem Blick voll Innigkeit und Liebe an und sagte: „Lebewohl, zieh' mit Gott."

Das waren die letzten Worte, die sie zu ihm sprach; er schloß sie noch einmal in seine Arme, küßte sie und riß sich dann los von ihr.

Still und öde war es nun in den Räumen, die vor wenigen Wochen das junge Paar im Sonnenschein des Glücks bezogen hatte. Einsam weilte Beate dort, die früh Verwaiste besaß weder Eltern noch Geschwister, die ihr beistanden, aber sie wußte Einen, der sie mit den Worten „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen sind" zu sich rief und der allein, da wo kein Mensch zu trösten weiß, die Betrübten aufrichtet. Auch das Gefühl ihren Kummer mit so Vielen zu theilen ließ sie die Vereinsamung ihrer Lage minder schwer empfinden. Processionen von Andächtigen zogen nach der Stephans-Kirche, um dort den Segen des Allmächtigen auf Oesterreichs Waffen herabzuflehen und wo sonst jedes mit seinem besonderen Anliegen kam, da stieg nun aus Aller Herzen *eine* Bitte zu Gott empor, das bedrängte Vaterland und seine heldenmüthigen Kämpfer zu schützen.

Leider schien dies Gebet keine Erhörung finden zu wollen. Die Kämpfe bei Regensburg und Ebersberg hatten schlimm geendet, der Feind zog immer näher heran und, statt den ausweichenden Gegner zu verfolgen, rückte Napoleon gegen Wien vor. Angst und Bangigkeit erfüllten die Herzen der Stadtbewohner, die nur zu bald die Gewißheit erlangen sollten, daß ihnen eine Belagerung bevorstand. Erzherzog Maximilian war mit dem Befehl,

Digitized by Google

Wien zu vertheidigen, eingetroffen. Freiwillige und die Wiener Bürgerwehr wurden aufgeboten, um die Wälle zu besetzen. Die Glocken der Stadt verstummten und schon standen die feindlichen Vorposten bei Hütteldorf.

In solchen Tagen der Angst und Bekümmernis schließen sich aber auch Menschen, die sonst gleichgiltig neben einander gelebt, innig zusammen und lernen sich als Glieder eines Volksstammes, wie eine große zusammengehörige Familie betrachten.

So erging es auch Beaten. Bis dahin waren ihr die Eigenthümer des Hauses, in welchem sie wohnte, gleichgiltige Leute gewesen, von denen sie sich sogar absichtlich fern hielt. Der Sattlermeister Reingruber und seine Frau waren einfache aber wohlhabende Bürgersleute. Nicht aus Hochmuth hatte Beate den Verkehr mit ihnen vermieden; das laute Wesen der Frau Meisterin, die man den ganzen Tag in Küche und Hof mit Dienstleuten und Kindern bald zanken, bald scherzen hörte, paßte nicht zu der stillen feinfühlenden Beate. Die geschwätzige Neugier, mit der Frau Reingruber sich für ihre Parteien interessirte, mahnte zur Vorsicht; deshalb hatte Beate auch später, als die gutmüthige Meisterin sich der einsamen jungen Frau theilnahmsvoll näherte, jeden Versuch einer Annäherung artig aber entschieden abgelehnt. Welchen Trost hätte sie aus dem Umgang mit Frau Reingruber ziehen sollen, die ihre Erzählungen über die Parteien, über die Art und Weise wie sie lebten nur unterbrach, um ihren Kindern mit lauten Scheltworten Ermahnungen zu ertheilen. In der letzteren Zeit hatte sich aber Beatens Ansicht über die Frau verändert. Mit der drohenden Gefahr, die über die Bewohner Wiens heranzog, trat auch so mancher Zug von hochherzigem Patriotismus, von Aufopferung hervor, der sie überraschte. Das Bürger-Militair war zur Vertheidigung der Stadt auf die Wälle gerufen worden und auch der Sattlermeister mußte diesem Rufe Folge leisten. War die nun sonst so laute und fröhliche Frau Meisterin plötzlich still und traurig geworden, so sollten sich ihr Muth und ihre Ergebung dafür um so schöner zeigen. Die Stadt wurde von dem Feinde von der Laimgrube aus beschossen und von den Wällen antwortete ihm das Geschütz der Vertheidiger, unter welchen sich auch Reingruber befand. Beate hatte sich nun selbst der bekümmerten Meisterin genähert und als sie die schreckensvolle Nacht vom 12. auf den 13. Mai mit ihr verlebte und sah, wie gefaßt und muthig sie war, da hat sie ihr im Stillen das Unrecht ab, das sie ihr angethan. Als sich die Kinder weinend um die Mutter drängten und nach dem Vater riefen, verwies sie sie nicht wie sonst mit lauten Scheltworten zur Ruhe, sondern faltete ihnen fromm die Hände und hieß sie für den Vater beten. Dann kniete sie selbst in ihrer Mitte vor dem Madonnenbilde nieder und begann mit erhobener Stimme ein Vaterunser zu sagen; die Kinder hörten auf zu

Digitized by Google

weinen und fielen mit ihren Stimmchen in das Gebet der Mutter ein. Auch Beate war an der Seite der Frau Reingruber niedergekniet; kämpfte ihr Karl auch nicht hier, so stand er doch ebenfalls vor dem Feinde und war derselben Gefahr ausgesetzt als die für die Vertheidigung der Stadt kämpfenden Bürger.

Nach beendetem Gebete legte die Meisterin die Kinder zu Bette, machte das Zeichen des Kreuzes über sie und hieß sie unter Gottes Schutz ruhig schlafen, und die Kinderaugen schlossen sich dem Befehl der Mutter gehorsam bald in süßem friedlichen Schlummer. Die beiden Frauen aber blieben wach; sie spähten von dem Dachboden des Hauses hinaus und sahen voller Entsetzen an verschiedenen Stellen der Stadt lohende Flammen emporschlagen und die Haubitzen der Franzosen durch die Luft fliegen.

An Ruhe und Schlaf war unter solchen Verhältnissen nicht zu denken; Frau Reingruber erzählte Beaten wie glücklich sie bis jetzt mit ihrem Manne gewesen und machte sich das Herz leichter, indem sie die Tugenden des Gatten pries, der vielleicht in dieser Stunde sein Leben aushauchte.

Beate hörte ihr voll Theilnahme zu und erzählte ihr auch von ihrem Karl und wie lieb sie ihn habe. Das Krachen und Donnern der Geschütze ließ freilich die Beiden oft verstummen oder entriß ihnen einen Schrei des Entsetzens. Ab und zu eilten sie auch in den Hof oder in den Garten und forschten bei den anderen Hausbewohnern, ob sie nicht erfahren hätten, wie es um die Stadt stünde und kehrten dann meist noch sorgenvolleren Herzens in das Haus zurück; denn tröstliches wußte Niemand zu sagen, ja die Meisten meinten, es werde noch viel schlimmer kommen. Schon begann der neue Tag, ein freundlicher Maitag, im Osten zu dämmern, als die Kanonen verstummten, ängstlich horchte man auf, ob es nicht nur eine Pause sei, wie deren mehrere in der Nacht gewesen — aber das Geschütz schwieg und bald verbreitete sich die Nachricht, die Stadt habe capitulirt. Aber selbst die zwei geängstigten Frauen vernahmen diese Nachricht nicht mit ungetheilten Empfindungen, denn Bitterkeit mischte sich in ihre Freude von der Angst befreit zu sein. Die Stadt war dem Feind ausgeliefert und damit hatte die Sache des Vaterlandes einen großen Verlust erlitten, und als sollte dies gleich den Wienern recht deutlich zum Bewußtsein kommen, strömten von allen Seiten die Feinde ein und wurden ihnen in's Quartier gelegt. Daß die Franzosen von dem Volke mit Unwillen begrüßt wurden, war begreiflich, aber die angeborene Gutmüthigkeit der Wiener überwand bald ihre Erbitterung.

Die Absperrung der Hauptstadt von Ungarn, woher diese ihre größten Lebensvorräthe bezog, machte sich in einem Mangel an Victualien fühlbar, der durch die zahlreiche Einquartierung noch empfindlicher wurde. Statt das aber dem unbequemen Feind entgelten zu lassen, theilten die Wiener, deren

Digitized by Google

Patriotismus in diesen Tagen nur noch von ihrer Herzensgüte übertroffen wurde, auf das bereitwilligste mit den Franzosen, ja sie legten sich selbst Entbehrungen auf, um nur diese satt zu machen. Frau Katharine, an deren Tisch es sonst nie an guten und reichlichen Gerichten fehlte, ließ es sich nicht verdrießen, sich und den Ihrigen einen Abbruch zu thun, um die in ihrem Hause Einquartierten gut zu verpflegen. Beate half ihr für die ungebetenen Gäste zu sorgen, wie sie überhaupt seit jener Schreckensnacht sich viel inniger an die Bürger-Familie angeschlossen hatte, deren Werth sie in der Stunde der Bedrängnis erkennen gelernt.

Die Physiognomie der Stadt hatte sich gänzlich verändert und gaben die Franzosen durch ihr gesittetes Benehmen den Bewohnern auch keinen Anlaß zur Klage, so war doch die allgemeine Stimmung eine gedrückte, die dadurch noch sorgenvoller wurde, daß man sich keine Nachrichten über die Armee verschaffen konnte. Daß sich in der Nähe von Wien große Ereignisse vorbereiten, ahnte man wohl, da Erzherzog Karl von Böhmen an die Donau heranrückte.

Beate war schon seit längerer Zeit ohne Nachrichten von dem Gatten, seit dem unglücklichen Gefecht bei Ebersberg hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Bei diesem Kampfe, wo die Wiener Landwehr Wunder von Tapferkeit verübte und einen ihrer Anführer, den Dichter Leo von Seckendorf verlor, hatte auch Karl sich rühmlichst ausgezeichnet. Seit die Franzosen Wien besetzt hatten, war es aber unmöglich, etwas näheres über die Vorgänge draußen zu erfahren und die arme Neuvermählte litt unter dieser Ungewißheit auf das Peinlichste.

Frau Reingruber, deren Mann unversehrt aus dem kurzen Vertheidigungskampf zurückgekehrt war, that alles was in ihren Kräften stand, um die Bekümmerte aufzurichten. Wenn sie sich sonst mit Vorliebe mit den häuslichen Vorkommnissen ihrer Miethsleute beschäftigte, waren ihr diese nun völlig gleichgiltig geworden, während sie mit unermüdlicher Wißbegier nach allem forschte, was auf die Armee einen Bezug hatte. Gelang es ihr dann etwas nur halbwegs günstiges zu erfahren, so eilte sie es der Freundin mitzutheilen, die nicht zu bewegen war das Haus zu verlassen. Seit in allen Gassen und auf allen Plätzen die fatalen blauen Uniformen der Franzosen zu sehen waren, war ihr die Stadt verleidet. Konnte sie auch im Hause den Anblick der Franzosen nicht entgehen, so erschienen sie hier weniger als sieghafte Feinde wie als Gäste, die, wenn sie auch ungebeten kamen, doch verpflegt werden mußten. Durch ihre Kenntnis der französischen Sprache, die sie fast ebenso geläufig als die deutsche redete, mußte sie zwischen den Hausleuten und den Einquartierten oft die Stelle des Dolmetsch übernehmen, wozu sie, um Anderen gefällig zu sein, sich immer bereit zeigte.

Digitized by Google

So war das zweitgroße Fest der Christenheit herangekommen, der Pfingst-Sonntag, der damals auf den 21. Mai fiel. Beate war nur des Morgens in die nahegelegene Kirche gegangen, dann gleich wieder nach Hause gekehrt. Und wie sie nun einsam und traurig auf ihrem Zimmer saß, dachte sie voll Wehmuth des Oster-Sonntags. Wie sehr hatte sie sich damals noch auf das Concert des Abends gefreut, wie sorgfältig ihre Toilette geordnet und mit welch' hausfräulichem Eifer die Vorbereitungen zu dem Abendmale getroffen, das dann keines von ihnen berührte. Wie hatte sich seit diesem Tage alles in ihrem Leben verändert! Noch war der Krieg nicht zu Ende, und wie alles befürchten ließ, standen schon für die nächsten Tage neue entscheidende Ereignisse bevor.

Frau Reingruber war nach der Stadt gegangen um dort in der Stephans-Kirche dem Hochamte beizuwohnen und hatte versprochen, wenn sie etwas über die Armee erfahren sollte, es der Freundin mitzutheilen. Beate hatte, am Fenster sitzend, schon vor längerer Zeit Frau Reingruber in das Haus treten sehen, aber bis jetzt vergeblich auf ihr Erscheinen gewartet. Sie meinte bemerkt zu haben, daß sie recht bekümmert aussah, vielleicht hatte sie so schlimme Nachrichten gehört, daß sie gar nicht zu kommen wagte. Diese Spannung wurde Beaten endlich so unaushaltbar, daß sie beschloß selbst zur Meisterin zu gehen.

Der Mittagstisch war bei Reingruber schon gedeckt. Alle, sowohl die Hausleute als die einquartierten Franzosen waren versammelt und die Meisterin war eben beschäftigt den letzteren die Speisen vorzulegen. Beatens Bemerkung war richtig gewesen. Denn nicht nur Frau Reingruber, sondern auch ihr Mann sahen recht bekümmert aus, aber ehe sie noch eine Frage vorbringen konnte, erhob sich schon Frau Katharina und bat Beate mit ihr in das Nebenzimmer zu gehen.

„Lassen Sie sich durch mich bei Ihrem Male nicht stören," sagte diese, als nun auch der Sattler sich von seinem Stuhle erhob.

„Das pressirt nicht," antwortete dieser. „Der Appetit ist mir ohnedies vergangen und es ist mir schier unmöglich heute mit den Franzosen an einem Tische zu essen".

„Was für neue schlimme Nachrichten sind eingelaufen?" stieß Beate hervor, während sie sich mit den beiden Gatten in das andere Zimmer begab.

„Erschrecken Sie nicht," sagte Frau Katharina, „noch wissen wir nichts. Als wir aus der Stephans-Kirche traten," fuhr sie fort, „zogen die geharnischten französischen Reiter vor uns vorbei und den Anblick werde ich mein Lebelang nicht vergessen".

„Ja, sie waren furchtbar wild anzuschauen," bestätigte der Sattlermeister. „Ich denk' ich hab's bewiesen, daß es mir nicht an Courage fehlt,

Digitized by Google

aber mir hat geschaudert als ich dachte, die ziehen hinaus zum Kampfe gegen die Unserigen“.

„Mein Gott, so kommt es nun wohl bald zur Schlacht?“ fragte Beate mit zitternder Stimme.

„Etwas näheres und bestimmteres haben wir nicht erfahren,“ versetzte Reingruber, „denn die Franzosen lassen uns keine Nachrichten zukommen, aber es ist kaum daran zu zweifeln, da die Küraſſiere sonst nicht hinausgezogen wären“.

Eine bange Pause folgte diesen Worten; die gutmüthige Frau Katharina hätte gern etwas tröstliches vorgebracht, aber es wollte ihr nichts in den Sinn kommen. Hätte sie die furchtbaren Männer, die wie eine schwarze Wolke den sonnigen Pfingsttag verdunkelten, nicht selbst gesehen, so wäre sie nicht so ganz außer aller Fassung gewesen.

Das Festmahl war den braven Bürgersleuten gründlich verdorben und so friedfertig sie sonst mit ihren Gästen beisammen saßen, heute wären sie nicht im Stande gewesen es mit ihnen zu theilen. Beate aber zog sich bekümmerter noch als sie gekommen war auf ihr Zimmer zurück.

Vielleicht sollte noch heute, ja vielleicht in der nächsten Stunde schon ihr eine feindliche Kugel den geliebten Mann entreißen. Die Wolke stand dicht über ihrem Haupt, der nächste Blitzstrahl, der daraus niederfuhr, konnte einschlagen.

Wie qualvoll sind solche Stunden banger Erwartung, wo man zur Unthätigkeit verurtheilt, nur weiß, daß unser Schicksal sich bald entscheiden muß. Wer kennt nicht die Todesangst solcher Stunden, die uns die menschliche Ohnmacht in so furchtbarer Weise offenbaren?

Die bange Stille, die an diesem Tage, wie vor dem Ausbruche eines Gewitters auf den Bewohnern der Stadt lastete, wurde plötzlich in der dritten Stunde des Nachmittags durch Kanonendonner unterbrochen.

Frau Reingruber stürzte todesbleich zu Beaten, die ihr schluchzend an die Brust sank. Daß die Schlacht nun begonnen und zwar in nächster Nähe der Stadt, daran konnte man nicht länger zweifeln. Die Meisterin forderte Beate auf mit ihr nach der Stadt zu gehen um von der Rothenthurm-Bastei aus zu spähen, ob man sich nicht über den Stand der Schlacht orientiren könne. Von allen Seiten strömten die Wiener nach den Basteien oder bestiegen die Thürme der Stadt, aber alles was sie erspähen konnten, war, daß die Schüsse von der Insel Lobau kamen, deren Name den Wienern jetzt erst allgemein bekannt wurde. Traurig und niedergebeugt kehrten die beiden Frauen in Begleitung des Sattlermeisters wieder heim; auf allen Gesichtern las man den Ausdruck der Bekümmernis und nie noch mochte Wien ein so trübseliges Pfingstfest erlebt haben. Gegen Abend erhielt

Digitized by Google

die Stadt ein noch traurigeres Aussehen; Schaaren von verwundeten Franzosen kamen bei der St. Marxer-Linie und der Leopoldstadt hereingezogen. Die Hoffnung durch dieselben etwas näheres über die Schlacht zu erfahren scheiterte freilich an deren hartnäckigen Schweigen, doch durfte dieses als ein günstiges Zeichen betrachtet werden, da sie schwerlich so verschlossen gewesen wären, wenn sie von einem Siege zu berichten gehabt hätten.

Der Anblick dieser beklagenswerthen Menschen, die durch ihre Wunden Mitleid erregten, zog bald die Aufmerksamkeit der geängstigten Stadtbewohner auf sich und riß sie aus ihrer peinlichen Unthätigkeit. Die edle Bereitwilligkeit, mit der man den Unglücklichen, in denen man nur Brüder und keine Feinde sah, zu Hilfe kam, wurde von den Franzosen mit Dankbarkeit anerkannt. In den früheren Tagen hatte es an Ausbrüchen des Unmuths seitens der Wiener nicht gefehlt, die es nicht ruhig mitansehen konnten, wie man die österreichischen Gefangenen schlecht hielt und fast verhungern ließ; man hatte in vielen Häusern Gefangene zu verbergen und an manchen Orten Kanonen zu vergraben gesucht. Aber den Verwundeten gegenüber war jetzt in der Dienstbeflissenheit, ihnen Erleichterung und Linderung in ihren Leiden zu verschaffen, jede Spur von Groll untergegangen. Unter den allezeit hilfsbereiten Frauen war Katharine Reingruber wieder eine der Thätigsten. Zu den schon früher einquartierten Franzosen wurden ihr jetzt noch Verwundete in's Haus gebracht für deren Pflege sie sorgen mußte. Wenn man bedenkt, daß zwischen dem 21. und 22. Mai wie in den darauffolgenden Tagen gegen 30.000 Verwundete nach der Stadt gebracht wurden, so wird man sich eine Vorstellung machen können wie zahlreich die Einquartierungen sein mußten. Frau Katharina und Beate hatten sich in barmherzige Schwestern verwandelt. So wehe ihnen auch der Anblick der schrecklichen Leiden that, ja so sehr namentlich die junge Frau darunter litt, so fanden sie doch in dem Bewußtsein sich Anderen nützlich zu machen eine Beruhigung. Der Kanonendonner dauerte noch immer fort und während die armen Blessirten ächzten und stöhnten, daß es einen Stein hätte rühren können, nahm draußen das Kämpfen und Tödten noch kein Ende. Erst gegen Abend des 22. Mai hörte das Schießen auf, dreißig Stunden hatte die Schlacht gedauert, die, wie man sich jetzt flüsternd erzählte, siegreich für die Oesterreicher gewesen war. In den folgenden Tagen gewann dieses Gerücht immer mehr an Consistenz, immer zuversichtlicher sprach man von einer Niederlage des Feindes, der auf der Lobau abgeschnitten stand und von Napoleon's einsamer Rückfahrt auf einem Kahne nach Ebersdorf.

Die frohe Hoffnung der Wiener auf eine baldige Befreiung der Stadt von den Franzosen ging trotzdem nicht in Erfüllung. Alle näheren Angaben

Digitized by Google

über diesen in den Annalen Oesterreichs so glorreichen Tag fehlten damals noch; das schöne Zeugnis, welches der erlauchte Generalissimus den Kämpfern ausstellte „bei solchem Wettstreit der höchsten Kriegertugenden sei es unmöglich die Tapfersten zu sondern und alle Soldaten von Aspern seien der öffentlichen Dankbarkeit würdig" hat ihn mit unvergänglichem Ruhme bezeichnet. Aber nicht nur ihr heldenmüthiger Anführer gab ihnen dieses Zeugnis, auch aus des Gegners, aus Napoleon's Munde tönte es. Als Murat später Napoleon Vorwürfe machte den Oesterreichern einen besseren Frieden als den Preußen zu Tilsit bewilligt zu haben, erwiderte ihm dieser: „Ihr habt die Oesterreicher von Aspern und Eßlingen nicht gesehen, also habt Ihr nichts gesehen." Ein Dichter, der mit Leier und Schwert für die Befreiung Deutschlands vom Fremdenjoche kämpfte, bis er sein junges hoffnungsvolles Leben auf dem Schlachtfelde aushauchte, Theodor Körner, sang voll Begeisterung von diesem Tage:

„Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann,
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Es hat Einen Tag und Einen Mann!

Einer spätern Zeit war es aber erst vorbehalten den Wienern in vollem Maße zu zeigen, mit welchen Lorbeern sich ihre Soldaten bedeckt. Mit ängstlicher Eifersucht suchten die verwundet nach der Stadt kommenden Franzosen jede nähere Nachricht von den Vorgängen auf dem Schlachtfeld ihnen vorzuenthalten; doch ihr Schweigen, ihre gedrückte Stimmung wurde wider ihren Willen zum Verräther an ihnen.

Die geharnischten Reiter, die Kürassier-Regimenter, welche die Reingrubers und mit ihnen unzählige Wiener mit geängstigtem Gemüth fortziehen gesehen hatten, waren alle gefallen und hatten zum letztenmal bei Aspern gekämpft.

Mittlerweile war aber sowohl durch die Absperrung der Stadt wie durch die so überaus zahlreiche Einquartierung der Franzosen, die Theuerung der Lebensmittel in der Stadt auf das höchste gestiegen und damit wurden den Bewohnern viele Entbehrungen auferlegt.

Beate, die an Frau Katharine das schönste Beispiel echt christlicher Nächstenliebe vor Augen hatte, bemühte sich demselben nachzufolgen, und hatte sie ihr bis jetzt nur in der Pflege ihrer Verwundeten beigestanden, so sollte bald eine noch größere Anforderung an sie gestellt werden.

Frau Katharina war eben ausgegangen um einige Einkäufe für ihren Haushalt zu besorgen, als ihr nicht weit von ihrem Hause eine Schaar Verwundeter entgegen kam. Elend und mühselig wankten die bleichen Gestalten einher und Einer erregte vor Allen das Mitleid der gutmüthigen

Digitized by Google

Frau; es war ein Soldat, der weit hinter den Anderen zurückbleibend, kaum im Stande schien sein Gewehr zu tragen, nur stöhnend schleppte er sich weiter, während seine Augen auf einen Zettel gerichtet waren, den er in der Hand hielt. Offenbar stand auf diesem die Anweisung seines Quartiers, aber der Sprache und der Stadt unkundig, zeigte er nun einem der Vorübergehenden den Zettel und dieser wies mit der Hand nach dem Reingruber'schen Haus. Frau Katharina hatte dies kaum bemerkt, als sie rasch auf den Verwundeten zutrat und einen Blick auf den Zettel werfend, fand sie wirklich die Numer ihres Hauses auf demselben verzeichnet. Ihr noch Einen zu den Vielen, die sie schon zu verpflegen hatte, in's Haus zu legen war schlimm, mehr als sie bei dem besten Willen zu leisten im Stande war. Doch wußte sie schnell Rath zu schaffen. Hatte sie keinen Raum mehr, so konnte Beate dem Verwundeten ein Zimmer ihrer Wohnung abtreten. Der Mann war so elend und schwach, daß er nur mit Mühe zu gehen vermochte *), da nahm Frau Katharina ihm sein Gewehr ab und machte ihn durch Gesten und mittelst einiger französischer Worte, die sie wußte, begreiflich, daß er ihr folgen sollte. Die gute Frau, die sonst von jeder Schußwaffe eine solche Scheu empfand, daß sie ihr, wo sie nur konnte, aus dem Wege ging, schritt nun wie ein Soldat das Gewehr im Arm einher. Mit Thränen in den Augen stammelte der Franzose Worte des Dankes hervor, deren Sinn Katharina verstand, wenngleich ihr die Sprache fast unbekannt war. Der Verwundete, welcher in der Schlacht bei Aspern den Heldenmuth der Söhne Oesterreichs kennen gelernt, sollte nun an den Töchtern dieses Landes die edelste Herzensgüte bewundern lernen.

Wäre man in diesen Tagen nicht an die seltsamsten Aufzüge gewöhnt gewesen, so würde das Benehmen der Frau Reingruber Aufsehen erregt haben, in dieser Zeit der großen Ereignisse trat aber alles aus dem Geleise des Alltagslebens, daß man darüber das Staunen verlernt hatte.

„Liebe Beate, ich bringe Ihnen hier einen Verwundeten, für den ich keinen Raum mehr habe und bitte Sie sich seiner anzunehmen." Mit diesen Worten war Frau Katharina mit dem französischen Soldaten bei Beaten eingetreten, die nicht ohne Schaudern den bleichen, von Krankheit und Wunden entstellten Mann todesmatt auf einem Stuhl niedersinken sah. Bis jetzt war sie in ihrer kleinen Wohnung von Einquartierung verschont geblieben, aber es fiel ihr deshalb nicht ein jetzt gegen dieselbe zu protestiren; sie beeilte sich vielmehr ihre Bereitwilligkeit auszudrücken und ging gleich dem Verwundeten mit Hilfe ihrer Magd ein Lager zu bereiten. Der Arzt, der bald darauf kam, erklärte, daß die Wunden des Soldaten an sich ungefährlich

*) Ein solcher Zug wird thatsächlich von Hormayr erzählt.

Digitized by Google

seien, aber ein heftiges Fieber, die Folge der Strapatzen des Feldzuges, sein Leben mit ernster Gefahr bedrohe. Dieser Zustand machte es zugleich wünschenswerth, daß er von den anderen Verwundeten isolirt bleibe, da sich denselben sonst leicht sein Uebel mittheilen konnte. Das Gemach, welches sonst Beaten und ihrem Gatten zum Speisezimmer gedient, wo sie so glückliche Stunden mit einander verlebt hatten, wurde nun zum Krankenzimmer verwandelt und während sie mit der Pflege des Fremden betraut war, ergieng es vielleicht ihrem Karl nicht besser — lag er vielleicht auch verwundet und krank darnieder, sie aber konnte ihn nicht pflegen.

Das Fieber war so heftig, daß der Franzose entweder in einem Zustande völliger Betäubung oder im Delirium lag. Daß die Bilder der Schlacht, aus der er so eben kam, das Entsetzen und Elend das er dort um sich gesehen, seine vom Fieber erhitzte Phantasie beschäftigten, war begreiflich, für Beate aber war es furchtbar seine Reden zu hören.

„Donnez-moi le fusil!" rief er mitten in der Nacht aus, indem er einen Versuch machte sich in seinem Lager aufzurichten, „l'empereur le commande — en avant." Diesem Ausbruch folgte freilich gleich darauf gänzliche Erschöpfung, die Augen, aus denen erst wildes unheimliches Feuer geleuchtet, schlossen sich und das Haupt sank entkräftet zurück auf die Kissen. Beate durfte sich aber auch jetzt nicht zur Ruhe begeben, im nächsten Augenblick konnte wieder ein Fieber-Paroxismus eintreten, und so schauerlich es ihr war bei dem Kranken allein aufzusitzen, so hieß sie doch die Magd zur Ruhe gehen, damit diese sie dann später ablösen könne.

Die Stille im Zimmer wurde nur durch die raschen und schweren Athemzüge des Schlafenden und durch die unermüdlich forttickende Uhr unterbrochen. Mit Ausnahme des für den Franzosen aufgeschlagenen Lagers war sonst alles unverändert geblieben. Vor dem mit blauem Zitz überzogenen Canapee stand der runde Tisch von Mahagonyholz, vor welchem die Gatten zu sitzen pflegten, auf dem Trumeau-Kasten prangte wie in ruhigen heiteren Tagen inmitten zierlicher Vasen und Nippes die Alabaster-Uhr, an der Wand stand das Piano über welchem sich das Bücherbrett befand, von dem Beate so oft das eine oder andere von ihren Lieblingswerken genommen hatte um Karl daraus vorzulesen. Und umgeben von allen diesen stummen Zeugen ihres einstigen Glückes lag ein Mann jener Nation, die die Kriegsfackel überall entzündend, auch den Frieden ihres Vaterlandes und ihres Heims gemordet hatte. Bislang hatte sie in dem Kranken nur einen Leidenden, einen ihres Mitleids und ihrer Pflege Bedürftigen gesehen, jetzt aber sah sie in ihm den Feind.

Da begann der Franzose wieder im Fieber zu sprechen — bataille et gloire — l'empereur — murmelten seine Lippen und dabei warf er sich

Digitized by Google

unruhig umher. Beate trat an sein Bett um auf seine glühende Stirn kalte Compressen zu legen und bemühte sich, den verwundeten Arm den er erhoben zurechtzulegen. Da fiel ihr Blick auf ein Medaillon, das er an einer Schnur um den Hals trug, voll Entsetzen blieben ihre Augen darauf haften und ein Schmerzensschrei entfloh ihren Lippen. Da fuhr der Kranke auf und faßte sie bei der Hand, sie aber entzog sie ihm rasch und floh aus dem Zimmer. Die gewissenhafte Pflegerin vergaß plötzlich aller Vorsicht. Die Wunde am Arme hatte infolge der raschen Bewegung, die er gemacht, wieder zu bluten begonnen, Beate hatte es entweder gar nicht bemerkt oder es kümmerte sie nicht. Sie war in das andere Zimmer geeilt und auf einen Stuhl niedersinkend preßte sie die Hände vor die Augen, als müßte sie einen entsetzlichen Anblick von sich abwehren. Leise und schmerzlich stöhnte der Mann im anderen Zimmer, Beate hörte es nicht, ein Gedanke erfüllte ihre Seele und machte ihre Sinne für alles andere stumpf. Ihre Glieder zitterten wie im Fieberfrost und ihre Pulse pochten heftig. Hatte vielleicht des Franzosen Krankheit plötzlich seine Pflegerin ergriffen? War es eine Vision des Fiebers, die vor Beatens Seele das Bild des zum Tode verwundeten Gatten rief? Sie sah ihn auf dem Schlachtfelde liegen, sterbend, und der Mann, den sie erst noch gepflegt, der im Zimmer nebenan lag, hatte ihn getödtet und kniete nun neben ihm nieder um in frevelnder Habsucht das Medaillon, das Beatens Bildnis umschloß, von dessen Hals zu lösen. Ein gellender Schrei entrang sich ihren Lippen, die Hände sanken ihr von den heißen trockenen Augen und mit dem Blick einer Wahnsinnigen starrte sie in's Leere.

Immer lauter und vernehmlicher wimmerte der Kranke im Nebenzimmer, jetzt hatte auch Beate es gehört, — sie schnellte empor — nicht aber um an das Lager des Verwundeten zu eilen, sondern um aus dem Zimmer zu stürzen, hinaus in's Freie. Sie mußte fort aus seiner Nähe, die sie mit Entsetzen und Grauen erfüllte. Wie sie an jenem Oster-Sonntag mit dem Gatten sich in den Garten geflüchtet hatte um unter Gottes freiem Himmel Ergebung und Fassung zu suchen, so war sie jetzt instinctiv, ohne zu wissen was sie wollte, hinaus geeilt. Wieder war es wie damals eine stille schöne Frühlingsnacht. Bäume und Sträucher prangten nun im frischesten Maiengrün, während süßer Blüthenduft von Akazien und Jasmin die Luft erfüllte. Beatens schmerzdurchwühlte Brust wußte nichts von dem Frieden, der sie in der Natur umgab. Sie war am Fuße eines Baumes niedergesunken. „Mein Gott, nimm den Kelch von mir," stöhnte sie; „laß mich sterben in dieser Stunde." So flehte sie voll Bangigkeit und erhob den Blick zum Sternenhimmel. „Wenn Karl im Kampfe für sein Vaterland gefallen ist," sagte sie sich, „treu bis zum letzten Augenblick seiner Pflicht, dann muß seine Seele zum Himmel aufgestiegen sein."

Digitized by Google

Sie wollte für ihn beten, aber ihr Geist, der sich sonst so leicht auf den Schwingen der Andacht zu Gott erhob, war heute wie von bleierner Schwere niedergedrückt, keines Aufschwungs fähig. Sie begann ein Vaterunser zu beten, mechanisch sagte sie es mit halblauter Stimme; als sie aber zu der Bitte kam: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, da hielt sie plötzlich inne. Wie ein Lichtstrahl fiel es in die Nacht ihrer Seele. Vergeben mußte sie ihrem und *seinem* Feinde, wollte auch sie auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit hoffen. Ein schuldbeladenes reuiges Gemüth kann sich zu Gott flüchten, der Zöllner betete mit zerknirschtem andachtsvollem Herzen, der Pharisäer aber nur mit den Lippen, denn sein Herz war kalt dabei. Und wie sollte sie beten können, während der Verwundete hilflos und verlassen lag? Durfte sie fahnenflüchtig werden, weil die Pflicht ihr schwer zu erfüllen wurde?

Sie erhob sich und ging langsamen aber sichern Schrittes dem Hause zu. Sie war entschlossen, ihren Platz bei dem Franzosen wieder einzunehmen. Nicht den Soldaten, der ihrem Karl gegenüber gestanden, der ihr vielleicht — sie schauderte, es zu denken — erschlagen und beraubt, wollte sie in ihm sehen, sondern nur einen Leidenden, der ihrer Pflege anvertraut war. Dennoch wurden ihre Schritte unwillkürlich immer langsamer und zögernder, je näher sie dem Hause kam, als wollten ihr die Füße den Dienst versagen. Sie trat durch die offenstehende Thür in das Vorhaus. Die Magd nebenan schlief noch immer, sie war weder erst durch ihr Gehen noch jetzt durch ihr Kommen erwacht. Der Kranke war allein. Wenn er vielleicht wieder einen Versuch sich zu erheben gemacht und sich dabei ein Leid zugefügt hatte? Dieser Gedanke beschleunigte ihre zögernden Schritte.

Der Anblick, der sich ihr bei ihrem Eintritt in das Krankenzimmer bot, war nicht geeignet sie zu beruhigen. Bleich mit geschlossenen Augen, gleich einem Entseelten lag der Franzose auf seinem Lager, während aus seiner Wunde am Arme das Blut floß, das so reichlich dieser schon entströmt war, daß eine große rothe Lache sich auf dem Boden gebildet hatte. Durch die rasche Bewegung mit welcher er von Beatens Schrei erschreckt aus dem Schlaf empor gefahren war, hatte sich der Verband gelöst und der fortgesetzte Blutverlust, den niemand gestillt hatte, konnte bei dem geschwächten Zustande des Kranken von den schlimmsten Folgen sein. Beate erkannte diese Gefahr in einem Moment. Wenn sie erst gemeint, ihr Unglück habe den höchsten Grad erreicht, so empfand sie nun, daß es noch einer Steigerung fähig gewesen war. Des Dichters Wort: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld“ ist nur allzuwahr.

Wenn Hilfe überhaupt noch nützen konnte, so mußte sie ohne Verzug geboten werden. Die Magd wurde geweckt und zum Arzt gesandt, während

Digitized by Google

Beate so gut sie konnte dem Bluten Einhalt zu thun suchte. Der herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand als höchst bedenklich; ein Starrkrampf war eingetreten und Stunden der qualvollsten Ungewißheit folgten nun, während welchen man nicht wußte, ob der Tod oder das Leben den Sieg davon tragen würde. Der Doctor hatte Beaten unverholen gesagt, daß nur der Blutverlust an dieser Verschlimmerung Schuld sei und ihr nicht den Vorwurf vorenthalten, den, wie er sagte, ihre nachlässige Pflege verdiente. Wenn der fremde verwundete Mann Beaten das Liebste auf Erden gewesen wäre, so hätte ihre Angst, ihr Schmerz um ihn nicht lebhafter sein können. Ja, würde man ihrer Fürsprache die Wahl zwischen dem Gatten und dem Franzosen gelassen haben, so hätte sie um das Leben des Feindes gefleht. Das erste Gebot der Liebe das uns oft schwer begreiflich dünkt, da wir mit unseren Sinnen wahrnehmen wollen was wir lieben, tritt in solchen Momenten mit voller Klarheit vor unsere Seele. Gott und das Gute sind e i n s und dies muß uns höher gelten als alles Erschaffene.

Bis gegen den Morgen währte der Starrkrampf und damit auch Beatens qualvolle Spannung; erst mit dem Anbruche des Tages begann er zu weichen, und war damit der Kranke auch noch nicht gerettet, so war doch die Hoffnung auf Genesung nicht länger ausgeschlossen.

Beate war nun unermüdlich in ihrer Pflege, sie entwickelte jene Ausdauer und Energie, die in solchen Lagen dem schwächsten Weibe oft eine wahrhaft bewundernswerthe Macht verleihen und oft dort, wo die Wissenschaft nichts mehr vermag, dem Tode ein Opfer abringen. So geschah es auch hier. Beate war erfinderisch in der Bereitung von kräftigen Brühen und stärkenden Getränken, sie hielt mit solcher Gewalt die entfliehenwollende Lebenskraft zurück bis es ihr endlich gelang die Krankheit zu überwinden. Der Arzt, der ihr Anfangs so schonungslos die bittere Wahrheit gesagt hatte, fand nun nicht Worte genug der Anerkennung für sie und pries sie als ein wahres Pflegertalent.

Mit dem Moment aber in welchem Beatens Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden, ging eine Verwandlung mit ihr vor. So lang der Kranke betäubt, zu schwach um zu sprechen, dahingelegen war, hatte sie ihn kaum verlassen, jetzt aber zog sie sich so viel sie nur konnte zurück. Aber auch ihr Anblick schien den Verwundeten aufzuregen, zuweilen wollte er zu ihr sprechen, ein andermal aber erschrack er, wenn er sie eintreten sah. Beate hatte dies zu ihrem Entsetzen bemerkt. Ach! sie konnte sich sein seltsames Benehmen nur zu wohl erklären. Zitternd sah sie dem Moment entgegen, wo seine Kräfte ihr gestatteten an ihn die Frage zu richten wie er in den Besitz des Medaillons gekommen sei, das sie Karl an ihrem Verlobungstag mit ihrem Bildnis geschenkt, und von dem er, wie sie meinte, sich lebend nie getrennt haben würde.

Digitized by Google

Von der Armee fehlten noch immer Nachrichten, die Franzosen ließen keine nach der abgesperrten Stadt gelangen, wenn es ihnen gleich nicht gelungen war ihre Niederlage bei Aspern zu verheimlichen.

Jules Duran, so hieß der kranke Franzose, war in den letzten Tagen so aufgeregt gewesen, daß der Arzt, der sich dies aus physischen Gründen nicht erklären konnte, dem Patienten gegenüber sein Befremden äußerte, worauf dieser ihn mit großer Bewegung bat, ihm eine Unterredung mit Beate Huber zu verschaffen. „Ich muß Madame sprechen," sagte er, „sonst halte ich es nicht länger hier aus." Blick und Stimme verriethen nur zu deutlich, daß das Begehren des Franzosen erfüllt werden mußte, wollte man ihn nicht von neuem in Fieberdelirien zurückverfallen sehen. Auch schien dem Doctor die Bitte leicht erfüllbar und so erklärte er sich bereit dieselbe bei Frau Huber zu befürworten.

Hatte er schon früher zu seinem Erstaunen bemerkt, wie diese, nachdem sie den Kranken in den Tagen der Gefahr mit solcher Aufopferung gepflegt, sich nun von ihm zurückzog, so wurde Beatens Benehmen ihm noch unerklärlicher als er sah mit welchem Entsetzen sie seine Mittheilung aufnahm.

„Ich kann ihn nicht sprechen", sagte sie bis in die Lippen erbleichend. „Sie müßen," versetzte der Doctor, der in der Sorge für seine Patienten keine Schonung gegen Gesunde kannte. „Sie müßen, wenn Sie ihn nicht wieder an den Rand des Grabes bringen wollen."

Darauf wagte Beate keine Einwendung mehr zu machen und einige Minuten später trat sie in das Zimmer des Kranken. Dieser hatte sie kaum erblickt, als er sich in seinem Lager aufrichtend, das Medaillon hervorzog, zuerst das Bildnis auf demselben ansah, dann Beate fixirte und ausrief: „Ja, Sie sind es".

Beate war wie von Entsetzen gelähmt stehen geblieben. Der furchtbare Moment war gekommen, die Aufregung, die sich in Duran's Zügen malte, ließ ihr keinen Zweifel, daß ihre schreckliche Vermuthung richtig war.

„O treten Sie näher, edle Frau", rief er die Hand bittend nach ihr ausstreckend, „ich muß mit Ihnen sprechen."

Sie machte eine abwehrende Bewegung, vermochte aber ebensowenig einen Schritt nach vorwärts als nach rückwärts zu thun.

„Sie müßen mich hören", flehte Duran in steigender Aufregung, „ich muß, so schrecklich es mir ist, den Auftrag Ihres Gatten an Sie bestellen".

Bei diesen Worten löste sich die Starrheit ihrer Glieder — sie näherte sich mit raschen Schritten seinem Lager, während ihre Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Angst und Entsetzen an dem Franzosen hingen.

Digitized by Google

„Seien Sie nicht ungerecht gegen mich", ſagte er, „es fällt mir ſchwer genug gerade Ihnen einen ſo ſchrecklichen Kummer bereiten zu müßen, und hätte ich es Ihrem Gatten nicht verſprochen, ſo würde ich wohl nie den Muth haben, Ihnen dieſe Mittheilung zu machen".

„Sollen Sie mir die Nachricht ſeines Todes bringen — Sie, der Sie ihn erſchlugen", ſagte Beate mit bebenden Lippen.

„O mein Gott, das that ich nicht", rief Duran voll Entſetzen — „durch mich iſt ſein Blut nicht vergoſſen worden."

„Aber er iſt todt!" fragte ſie mit tonloſer Stimme und als vermöchte ſie nicht die Antwort in des Anderen Miene zu leſen, ſenkte ſie das Haupt.

„Als ich ihn ſah, lebte er noch, aber es ſtand ſchlimm genug um ihn", verſetzte Duran.

„Er lebt!" rief Beate jubelnd, die den Nachſatz nicht gehört oder nicht aufgefaßt zu haben ſchien. „Wo iſt Karl und weshalb haben Sie mir nicht längſt von ihm geſprochen?"

„Er war ſo elend", ſagte Duran mit trauriger Stimme, „daß ich fürchte, er wird ſeinen Wunden erlegen ſein."

„Wo ſahen Sie ihn?" fragte Beate mit athemloſer Spannung.

„Bei Aſpern", erwiderte der Franzoſe. „Ich lag verwundet auf dem Schlachtfelde, Freunde und Feinde neben mir. Der Kampf währte noch fort — wir aber konnten nicht mehr die Waffen führen. Dicht neben mir lag ein Oeſterreicher, aus deſſen verwundeter Bruſt ein ſchmerzliches Stöhnen ſich entrang. Ich hatte, wie Sie wiſſen, eine Wunde am Arm erhalten, die mich unfähig machte weiterzukämpfen, der Mann neben mir aber war viel übler daran und rang mit furchtbaren Schmerzen. Ich ſuchte mich aufzurichten und mit dem geſunden Arme nach der Feldflaſche greifend, reichte ich ihm dieſe zu einem ſtärkenden Trunk hin. — „Dank Euch" ſagte der Oeſterreicher, und that einen kleinen Zug aus der Flaſche, das Trinken fiel ihm wie das Sprechen ſchwer. Er hatte dabei meine Hand ergriffen, und ſie feſthaltend, ſchaute er mir in's Auge als wollte er mir etwas ſagen.

„Ihr ſeid ſchwer verwundet", ſagte ich, denn mich dauerte der junge Mann, „und wenn ſie uns nicht bald in ein Lazareth bringen, ſo ſteht es ſchlimm um Euch."

„Der Tod iſt mir nicht fern", verſetzte er und wie nach etwas ſuchend fuhr er mit unſicherer Hand taſtend über ſeine Bruſt. „Ihr Bild — das Bild meiner Gattin" ſeufzte er. So leiſe er auch geſprochen, hatte ich ihn doch verſtanden und eine Schnur um ſeinen Hals erblickend ſuchte ich, ſo gut ich mit dem einen Arm konnte, dieſelbe herabzulöſen und

Digitized by Google

legte sie mit dem daran befindlichen Medaillon in seine Hand. Er sah mich mit einem dankbaren Lächeln an, führte schweigend das Medaillon mit Ihrem Bilde an seine Lippen und küßte es. --- „Nehmt es“, sagte er dann es mir zurückgebend, „und wenn Ihr nach Wien kommt, so sucht meine Gattin auf — gebt ihr das Bild, und sagt ihr mein letzter Gedanke war — Beate.“ Erschöpft von den wenigen Worten schloß er die Augen.

„Euer Gruß soll bestellt werden, sagte ich und schmerzlich zuckte es noch einmal um die blassen Lippen des Oesterreichers. Aber auch für mich mußte die Anstrengung zu groß gewesen sein, denn ich sank zurück und die Sinne vergingen mir. Als ich wieder erwachte befand ich mich auf einem Wagen auf dem man mich mit vielen Anderen nach Wien transportirte. Eine wunderbare Fügung des Himmels brachte mich in Ihr Haus. Anfangs vermochte ich nicht Sie zu erkennen, als aber allmälig die Betäubung des Fiebers von mir wich, wurde ich mir meines Auftrags bewußt oder Ihre Erscheinung rief mir denselben vielmehr wieder in's Gedächtnis.“

„Und Karl — haben Sie nichts mehr von ihm gehört?“ fragte Beate. —

„Nein“, versetzte Duran. „Er wird entweder in eines der Lazarethe bei Aspern gebracht worden sein oder —.“ Der Franzose brach ab, es wäre zu grausam gewesen den Satz zu vollenden und schweigend reichte er Beaten das Medaillon, das diese unter Thränen küßte. . .

Duran's Mittheilung machte auf Beate einen ganz anderen Eindruck als er erwartet. Der Gedanke, daß Karl, den sie schon als einen Todten beweint hatte, vielleicht noch am Leben sein könne, erfüllte sie mit neuer Hoffnung. Sie wollte ihn aufsuchen, nicht ruhen bis sie ihn gefunden. So wenig Erfolg Duran für die arme junge Frau davon erwartete, ja so schmerzlich es ihm war, daß sie sich einer Täuschung hingab, war er doch bereit sie bei der Ausführung ihres Entschlusses zu unterstützen.

Er vermittelte es, daß ein französischer Sergeant, der bei Frau Katharina einquartiert war, Beate bis vor die Stadt, die noch immer von den Franzosen abgesperrt war, hinausgeleitete. Schon der nächste Morgen wurde zum Aufbruch bestimmt und es fiel Beaten schwer genug, so lang zu warten; alle Geduld und Fassung, die sie bis jetzt bewahrt, schienen sie nun verlassen zu haben und eine fieberhafte Aufregung hatte sich ihrer bemächtigt, seit sie hoffen durfte, daß Karl noch am Leben sei.

Duran's Genesung war so weit vorgeschritten, daß er keiner besondern Pflege mehr bedurfte. Mit schwerem Herzen sah Frau Katharina die Freundin scheiden ohne jedoch einen Versuch zu machen sie von dem keineswegs gefahrlosen Unternehmen abzuhalten — mußte sich doch die wackere Frau sagen, daß sie in ähnlicher Lage ebenso handeln würde.

Digitized by Google

Der Tag begann kaum zu grauen als Beate mit dem Sergeant sich auf den Weg begab. Das Herz zwischen Bangigkeit und Hoffnung getheilt, schritt sie schweigend an der Seite des fremden Mannes durch die Straßen Wiens, die im fahlen Dämmerschein des Morgens gar öd und traurig aussahen. Ungehindert passirte sie unter dem Schutze des Franzosen das Thor und nachdem sie dieser noch bis über die Donaubrücke begleitet und ihr den einzuschlagenden Weg erklärt hatte, trennte er sich von ihr.

Die Sonne war aufgegangen und kündete einen warmen Juni-Tag an; aber es war keine freundliche lachende Landschaft, auf welche sie niederblickte; denn bietet die einförmige Fläche schon an sich nie ein erquickendes Bild, so sah es jetzt doppelt traurig aus. Schaaren von Verwundeten und Maraudeurs von der französischen Armee begegneten Beate und es war für die schöne junge Frau gut, daß die Meisten sich in einem so trübseligen Zustand befanden, daß ihnen darüber alle Lust einen galanten Scherz zu machen fehlte. Dabei war Beate, obgleich eine Wienerin, nie zuvor in dieser Gegend gewesen. So bekannt ihr die reizenden Umgebungen Wiens gegen Süden und Westen waren, so fremd waren ihr die gegen Norden gelegenen. Ist doch selbst jetzt, wo die Eisenbahn die Communication so sehr erleichtert, Aspern den meisten Bewohnern Wiens nur dem Namen noch bekannt, obwohl sich an diesen Ort eine für jeden Oesterreicher so ruhmvolle Erinnerung knüpft.

Immer ängstlicher und beklommener wurde Beaten zu Muthe, fast schien es als hätte sie ihren Kräften doch zu viel aufgebürdet; aber so große Anstrengung es ihr auch kostete, sie schritt immer weiter und nach langer Wanderung im glühenden Sonnenbrand lag endlich das Ziel ihrer Sehnsucht vor ihr. Ein trauriger Anblick war's; inmitten einer reizlosen Fläche ein verwüstetes Dorf — und doch ein Ort, dessen Namen fortan einen Weltruf hat, da hier ein Prinz des österreichischen Kaiserhauses dem übermüthigen Eroberer zuerst das Vertrauen auf seine Unüberwindlichkeit raubte. Alles mahnte noch an den furchtbaren Kampf der hier gekämpft worden war und der Anblick der vielen verwundeten Landsleute, die Beate überall entgegenkamen, machte ihr das Herz noch schwerer. Fast jedes Haus beherbergte mehrere Verwundete und Beate ging von Haus zu Haus mit der bangen Frage, ob nicht hier ein Wiener Landwehrmann einquartiert sei. Mehr als einmal hatte man ihre Frage bejaht, wenn sie aber dann mit lautpochendem Herzen weiter forschte, wurde sie bitter enttäuscht, denn manchen Verwundeten aus den Reihen dieser Tapfern begegnete sie, nur nicht dem Einem nach dem sie sich sehnte. So war sie in ihrem traurigen Gange schon bis an das Ende des Dorfes gelangt, als ihr ein Leichenzug entgegenkam. Soldaten trugen den mit Kränzen von Eichenlaub geschmückten

Digitized by Google

Sarg, in welchem ein Kämpfer von Aspern lag. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte Beate. War es vielleicht Karl's Leiche? Mit zitternder Stimme frug sie einen der Soldaten, die dicht hinter dem Sarge gingen, nach dem Namen des Mannes, den sie zu Grabe trugen; kaum aber waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, als sie sich von zwei Armen umschlungen fühlte — und einen Augenblick später lag sie an ihres Gatten Brust. So erschütternd wirkte die Freude dieses Wiedersehens auf Beate, daß sie, die in Kummer und Elend sich aufrecht erhalten hatte, nun ohnmächtig zusammenbrach. Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in einer Bauernstube und an ihrer Seite, ihre Hand in seiner haltend, saß Karl. Wohl war er nicht mehr der blühende junge Mann, der sie vor wenigen Wochen verlassen hatte, sondern ein Verwundeter, dessen Haltung und Miene nur allzudeutlich noch die Spuren des kaum überstandenen Leidens verriethen — aber er lebte und dies war genug des Glückes für Beate.

Mühselig hatte er sich vor das Haus geschlichen, um dem todten Kameraden wenigstens mit den Blicken das letzte Geleite zu geben, da tönte plötzlich eine süße liebe Stimme an sein Ohr und Beate stand vor ihm. Vor einigen Tagen, als er endlich stark genug war seine Gedanken zu sammeln und die Feder zu führen, hatte er an sie geschrieben, der Brief aber war nicht an seine Adresse gelangt. Seine Sehnsucht von der geliebten Gattin, die er in Angst und Sorge zurückgelassen, etwas zu erfahren, wurde von Tag zu Tag unerträglicher und hielt die Fortschritte seiner Genesung auf, die nun, da er mit ihr wieder vereinigt war, rasch fortschritt. Freilich sollte es ihm auch jetzt nicht an schmerzlichen Aufregungen fehlen. Schwere Tage brachen noch über das arme Oesterreich herein, und machte der im October geschlossene Wiener Frieden auch den Unbilden des Krieges ein Ende, so war es doch erst einer späteren Zeit vorbehalten, den Bann, unter welchem fast ganz Europa litt, aufzuhalten.

Noch vor dem Znaimer Waffenstillstand erhielt Karl die Erlaubnis nach Wien zurückzukehren und als er an der Seite seiner so schwer geprüften Gattin wieder in sein trauliches Heim einzog, stieg aus Beider Herzen ein Dankgebet zu Gott empor, der sie Eines dem Anderen erhalten hatte. Im Bewußtsein treuerfüllter Pflicht fanden sie für alles was sie gelitten den schönsten Lohn und zugleich den besten Trost in den folgenden trüben Tagen. Und wer hatte, nächst dem wackern Reingruber'schen Ehepaar, eine größere Freude an diesem Wiedersehen, als der brave Duran, der durch die edle Aufopferung Beatens genesen, aber doch einer andauernden Erholung bedürftig, gleichfalls seinen Abschied erhalten hatte und sich eben zur Heimkehr anschickte! Nicht als F e i n d schied er von dem jungen Ehepaar, sondern als Schicksalsgenosse seines österreichischen Kameraden auf dem Felde der Ehre

Digitized by Google

das sie beide, wenn auch aus entgegengesetzten Lagern, mit ihrem Blute getränkt hatten und auf welchem sie miteinander in eine so traurige Berührung mit zuletzt so glücklichem Ausgang gerathen waren!

Mit Gottes Hilfe ging an Oesterreich endlich diese Zeit der Prüfung vorüber und nach der Völkerschlacht bei Leipzig folgte eine lange und segensreiche Periode des Friedens für dasselbe, die auch für unser junges Paar sich zu einer Zeit des Friedens und des Glückes gestaltete.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

Der Antheil Oesterreichs an der Erforschung Africas. Von Oskar Lenz . . 1
Gedichte von Friedrich Hassaureck 18
Aphorismen. Von J. Tandler 23
Stunden der Einkehr. Gedichte von Cajetan Cerri 26
Klaus Fischer. Von Frh. v. Helfert 30
Philosophische Gedankensplitter. Von Dr. Hans Maria Truxa 207
Kleinigkeiten. Von Joseph Huschak 212
„Der Poet." Von P. Benedict Kluge 219
Die Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmalen. Von Dr. Karl Lind 233
Oesterreichische Gedenkblätter.
I. Ein vaterländischer Held. Von Dr. Isidor Proschko 275
II. Ein Engel des Friedens. Von Dr. Isidor Proschko 277
III. Der Pestkönig von Wien. Von Joseph Maurer 282
IV. Ein kleiner Beitrag zur Pestgeschichte 1713. Von Ferdinand Just . . 296
Die confessionale Frage in Oesterreich 1848. Von Frh. v. Helfert 301
„Bei Aspern." Von Hermine Wolf 343

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.

Digitized by Google

das sie beide, wenn auch aus entgegengesetzten Lagern, mit ihrem Blute getränkt hatten und auf welchem sie miteinander in eine so traurige Berührung mit zuletzt so glücklichem Ausgang gerathen waren!

Mit Gottes Hilfe ging an Oesterreich endlich diese Zeit der Prüfung vorüber und nach der Völkerschlacht bei Leipzig folgte eine lange und segensreiche Periode des Friedens für dasselbe, die auch für unser junges Paar sich zu einer Zeit des Friedens und des Glückes gestaltete.

Digitized by Google

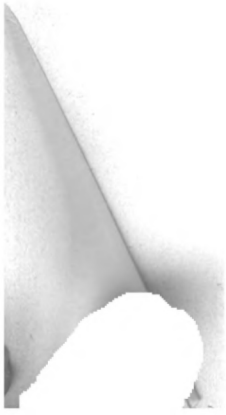
Inhalt.

Seite.

Der Antheil Oesterreichs an der Erforschung Africas. Von Oskar Lenz . . 1
Gedichte von Friedrich Hassaurek 18
Aphorismen. Von J. Tandler 23
Stunden der Einkehr. Gedichte von Cajetan Cerri 26
Aloys Fischer. Von Frh. v. Helfert 30
Philosophische Gedankensplitter. Von Dr. Hans Maria Truxa 207
Kleinigkeiten. Von Joseph Huschak 212
„Der Poet." Von P. Benedict Kluge 219
Die Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmalen. Von Dr. Karl Lind 233
Oesterreichische Gedenkblätter.
I. Ein vaterländischer Held. Von Dr. Isidor Proschko 275
II. Ein Engel des Friedens. Von Dr. Isidor Proschko 277
III. Der Pestkönig von Wien. Von Joseph Maurer 282
IV. Ein kleiner Beitrag zur Pestgeschichte 1713. Von Ferdinand Just . . 296
Die confessionale Frage in Oesterreich 1848. Von Frh. v. Helfert 301
„Bei Aspern." Von Hermine Wolf 343

Druck von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky) in Wien.

Digitized by Google



Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 005 491 605

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Digitized by Google